

**DAS  
SEXUALLEBEN  
DER AUSTRALIER  
UND OZEANIER**

---

Berthold Schidlof



SOC. Sch 32 8

HARVARD UNIVERSITY



LIBRARY  
OF THE  
PEABODY MUSEUM OF AMERICAN  
ARCHAEOLOGY AND ETHNOLOGY

TRANSFERRED FROM

Widener Library

Received

August 15, 1956

2561  
17

# Das Sexualleben der Australier u. Ozeanier

# Das Sexualeben der Naturvölker

---

I. Band

Das Sexualeben der Australier  
und Ozeanier von Dr. B. Schidlof



Leipzig 38  
Leipziger Verlag G. m. b. H.

# Das Sexualleben der Australier und Ozeanier

von

Dr. B. Schidlof



Leipzig 38  
Leipziger Verlag G. m. b. H.

SOC. Sch 32 5  
Transferred from Widener Library  
Aug. 15, 1959

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Druck von Hallberg & Büchting, Leipzig.

## Vorwort.

Die Sexualpsychologie ist eine verhältnismäßig moderne Wissenschaft und nimmt hauptsächlich das Leben des Zivilisationsmenschen zum Gegenstand ihrer Forschungen. Das Sexualeben der Kulturvölker in allen seinen Stadien und Aberrationen ist daher in einer reichhaltigen — man möchte fast sagen allzureichhaltigen — Literatur beschrieben, während es an einer zusammenfassenden Darstellung des Sexualebens der Naturvölker bis heute fehlt. Die Wichtigkeit einer solchen Darstellung — schon für vergleichende Untersuchungen allein — ist wohl nicht zu verkennen und rechtfertigt meine Arbeit. Es handelt sich nun hier bei dieser Studie — einer Studie über das Sexualeben der Australier und Oceanier — um einen ersten Versuch, und so haften diesem zweifellos alle Mängel eines solchen an.

Da ich mich in mancherlei Hinsicht in Gegensatz zu herkömmlichen Anschauungen setze, so kann ich mich nicht beklagen, wenn auch meine Ansichten wieder Gegner finden; andererseits hoffe ich jedoch — welcher Vertreter einer Idee täte dies nicht? — manche Zustimmung zu erfahren. Im großen und ganzen ist diese Schrift aber eine beschreibende und keine polemische, was ich jedenfalls zu berücksichtigen bitte.

Berlin, im Juni 1908.

**Der Verfasser.**

# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>Vorwort</u> . . . . .	III
<u>Einleitung</u> . . . . .	1

## Erstes Kapitel.

### Geschlechtsleben und erste Kindheit.

<u>Geschlechtliche Aufklärung und Kindheit. — Das Bestreben der Frauenrechtlerinnen. — Schädlichkeit dieser Bestrebungen. — Des Kindes Phantasie. — Keine schmutzigen Vorstellungen für das Kind. — Kinderfragen und deren Beantwortung. — Kindheit und Pubertät. — Vollständige Geschlechtsreife als Zeit der Aufklärung. — Die Zivilisierten und die Wilden. — Die geschlechtliche Aufklärung bei den Kindern der Naturvölker. — Böse Folgen der zu frühen Kenntnis der Geschlechtsvorgänge. — Unzüchtige Kindertänze auf den Fidschi-Inseln. — Ausschweifende Kinder auf den Marshall-Inseln. — Frühzeitiger Geschlechtsverkehr auf Hawaii. — Schädigungen der Gesundheit durch vorzeitigen Geschlechtsverkehr. — Turners Urteil über die Samoaner. — Jugendliche Konkubinen auf den Shortland-Inseln. — Obszöne Bildwerke und erotischer Häuserschmuck. — Ein erotischer Häuserschmuck auf Dorej. — Zugänglichkeit der Kinder zu den obszönen Abbildungen. — Teilnahme der Kinder an den sexuellen Vorgängen statthaft. — Die kurzdauernde Kindheit bei den Naturvölkern</u>	6—16
--	------



Zweites Kapitel.

**Pubertätsweihen und Mannbarkeitszeremonien.**

Pubertät beim männlichen und beim weiblichen Individuum. — Äußere Kennzeichen. — Ungleiches Erscheinen derselben bei Knaben. — Einsegnung und Volljährigkeit. — Unlogik solcher Maßnahmen mit Rücksicht auf die ungleiche körperliche Entwicklung. — Andere Anschauung der Naturvölker. — Mannbarkeit von einer Prüfung abhängig. — Grausamkeit solcher Prüfungen. — Beschneidung und Einschneidung. — Das Ausschlagen von Zähnen. — Mangelnde Begründung dieser Operation. — Die Art der Vornahme des Zähneauschlagens. — Abgeänderte Zeremonien bei Mädchen. — Zusammenhang dieser Sitte mit dem Geschlechtsleben. — Meine Ansicht über den Sinn des Zähneausschlagens. — Die Vornahme der Beschneidung. — Teilnahme der Weiber an den Beschneidungszeremonien. — Die Aufschnidung. — Starke Verbreitung dieses Gebrauches in Australien. — Seine Bedeutung für das Geschlechtsleben. — Die Beschneidung in Samoa. — Samoanische Schilderung der Beschneidungsoperation. — Ein merkwürdiger Gebrauch. — Symbolische Beschneidung. . . . . 17—41

Drittes Kapitel.

**Die Reifezeit des Mädchens.**

Die Menstruation als Zeichen der Reife. — Geheimnisvolle Vorstellungen von der Menstruation. — Die Unreinheit des Weibes. — Die Urtheorie von der Entstehung der Menstruation. — Die Absonderung der Menstruierenden. — Der Käfig auf der Yorkinsel. — Gebräuche in Zentral-Australien. — Samoa. — Die Zeit des Eintritts der Menstruation. — Ungenaue Angaben. — Pubertätsweihen und Geschlechtstrieb. — Ein merkwürdiger Gebrauch. — Das Aufschniden der Mädchen beim Eintritt der Pubertät. — Defloration und Jus primae noctis. — Strenge Beachtung der Gruppenverhältnisse. — Blutsverwandtschaft und Stammesverwand-

schaft. — Aufhebung bzw. Abänderung der Tabu-Gesetze während der Pubertätszeremonien. — Das Ausbleiben der Menstruation. — Mittel dagegen. — Die Absonderung der Menstruierenden ursprünglich eine hygienische Maßregel? — Unaufgeklärter Sinn vieler Gebräuche. . . . . 42—59

**Viertes Kapitel.**

**Schamgefühl und Keuschheit.**

Die Begriffe Schamgefühl und Keuschheit. — Kein notwendiger Zusammenhang zwischen beiden. — Die schamhafte Prostituierte möglich, die keusche nicht. — Vorzug der Naturvölker. — Schambüllen. — Verhüllung oder Schmuck? — Die Größe der Verhüllung nicht maßgebend für die Schamhaftigkeit. — Das Dekolleté und die Nachjacke. — Ethnologische Mitteilungen. — Die Weiber auf den Salomonsinseln. — Die lange Schürze der Küsten- und die kurze Schürze der Hügelinsulanerinnen. — Anstandsgefühl der Salomoninsulaner. — Schamgefühl der Weißen in in den Tropen. — Schamschürzen und Schambüschel. — Die Heiligkeit der letzteren. — Die Gesäßtasche auf Rubiana — ein Seitenstück zum Cul des Paris. — Das nackte Baden. — Widersprüche in den Berichten der Reisenden. — Das Schamgefühl auf Samoa. — Natürliches und amtlich vorgeschriebenes Schamgefühl. . . . . 60—76

**Fünftes Kapitel.**

**Freie Liebe und Prostitution. — Das Konkubinat.**

Frühzeitiger Geschlechtsverkehr. — Jugendliche Konkubinen. — Widersprechende Berichte. — Auch die Forschungsreisenden sind nur Menschen. — Subjektive und objektive Anschauungen. — Ländliche Verhältnisse und wilde Verhältnisse. — Der strenge und der nachsichtige Vater. — Die Unkeuschheit auf den Salomonsinseln. — Die „Mangottazeit“ auf den Shortlandinseln. — Die Verbreitung der Prostitution. — Wortverbindungen, wie „gastliche Prostitution“ „religiöse Prostitution“ unzulässig. — Meine Ansicht dar-

über. — Das bessere Unterscheidungsvermögen der Naturvölker. — Die Prostitution in Australien und auf den Südsee-Inseln. — Die Clöbbergölls, die Bai's und die Armunguls. — Ähnlichkeit in der Beurteilung mit der japanischen Anschauung. — Männerklubs und Weiberklubs. — Der Busenfreund (Sakalik). — Unkeuschheit in Hawaii. — Prostitution dort sehr verbreitet. — Schwarze Dirnen. — Männer und Brüder als Zuhälter. — Prostitution mit elterlicher Einwilligung. — Der Anteil der Weißen an der Verbreitung der Prostitution. — Das Konkubinat mit Weißen. — Ein Ding, von zwei Seiten gesehen. — Anhänglichkeit der Konkubinen an ihre weißen Gatten. — Mangelnde Treue seitens der letzteren. — Das böse Weib existiert überall. — Wie man sich eine schwarze Frau erwirbt. . . . . 77—108

### Sechstes Kapitel.

#### Die Aberrationen des Geschlechtstriebes bei den Australiern und Ozeaniern.

Die Aberrationen und ihre gewöhnlichen Bezeichnungen. — Die Heuchelei in sexuellen Dingen. — Die Orgien von Tahiti. — Orgien durch Unschuld gemildert. — Die Weißen als Götter. — Liebesräusche und moralischer Katzenjammer. — Tahiti und Samoa. — Häßliches und Unästhetisches. — Ein scheußlicher Gebrauch auf Ponapé. — Die Verbreitung desselben auf den Südsee-Inseln. — Cunnilingus sehr häufig. — Der Mensch und das Tier. — Exhibitionismus und Fetischismus. — Sadismus. — Wollust und Grausamkeit. — Mangelnde Parallelen. — Eine schauderhafte Tötungsart. — Sadismus und Kannibalismus. — Das Martern der Opfer. — Masochismus bei den Naturvölkern wenig zu finden. — Masochismus die vollkommenste Perversion. — Die Unnatürlichkeit des Masochismus. — Das genotzüchtigte Männchen und der Feminismus. — Die Homosexualität. — Die Zusammenstellung von Prof. Karsch. — Eine Bemerkung Turners. . . . . 109—125

Siebentes Kapitel.

**Inzest. — Notzucht. — Geschlechtskrankheiten.**

Strenge Ansichten über Blutschande bei den Australiern und Ozeaniern. — Der Begriff der Blutschande ein sehr dehnbarer. — Auch der Stammesverwandte gilt als blutsverwandt. — Todesstrafe für Inzest. — Väterliche Verfluchung auf Samoa gegen die Übeltäter. — Inzest zwischen Eltern und Kindern auf Samoa unbekannt. — Ehebruch, Notzucht eigentlich Eigentumsdelikte. — Eine samoanische Notzuchtsgeschichte. — Strafe für Notzucht in Samoa. — Strafgesetz und Kinderschändung. — Folgen des zügellosen Verkehrs. — Verbreitung der Geschlechtskrankheiten. — Guppy, Ribbe und Kubary über die Geschlechtskrankheiten der Eingeborenen. — Vernachlässigung und ihre Folgen. — Heilmittel der Eingeborenen. — Samoanische Bezeichnungen für Geschlechtskrankheiten. — Samoanische Heilmittel. . 126—146

Achtes Kapitel.

**Der Schönheitsbegriff. — Erotik und Körperpflege.**

Das Hochzeitskleid der Tiere. — Liebeslieder und Brunstschreie. — Natürliche und künstliche Reize. — Allgemein geltende und seltsame Schönheitsbegriffe. — Schönheit und Häßlichkeit. — Der tonganische Schönheitsbegriff. — Des Häuptlings Erklärung. — Oppigkeit und Magerkeit. — Die Schönheiten von Finschhafen. — Künstliche Hilfsmittel. — Schmerzhaftes Kosmetik. — Die Männer eitler wie die Weiber. — Der Modenwahnsinn ohne Methode. — Der sittliche Kern der schmerzvollen Körperverschönerungen. — Unbewußte und bewußte Koketterie. — Hygiene und Erotik. — Das Baden in seiner Beziehung zur Erotik. — Das Tätowieren. — Die Tätowierung als Bekleidung. — Ein Tätowiergesang. — Schmucknarben. — Das Einschneiden und das Einbrennen der Schmucknarben. — Die Düfte in ihrer Beziehung zur Erotik. — Körpergerüche als sexuelles Anlockungsmittel. — Meine gegenteilige Anschauung. Einige Beweise. — Natürliche und künstliche Düfte. — Die normale und die perverse

Geruchsempfindung. — Alter der künstlichen Düfte. — Ihre Verbreitung bei den zivilisierten und den Naturvölkern. — Blumen und Blätter als Duftspender. — Die Parfüms der Samoaner. — Samoanische Rezepte. — Der Wohlgeruch als Liebeszauber. — Haarduft und Haarparfüm. — Das Haar als Geruchsträger. — Haar als Zierde und als Entstellung. — Haarpflege und Haarentfernung. — Die Epilation der Achsel- und Schamhaare. — Epilationsmethoden. — Der weibliche Busen. — Schönheitsbegriff des weiblichen Busens. — Hilfsmittel zur Erreichung des Schönheitsideals. — Der Busen als Nahrungsspender. — Eine Zeremonie, die Brüste zum Wachsen zu bringen. . . . . 147—179

Neuntes Kapitel.

Die Erotik in Tanz und Gesang.

Der Tanz in seiner Beziehung zur Erotik. — Die stärkere oder schwächere Betonung der Erotik beim Tanze. — Die Pflege des Tanzes bei den Australnegern. — Männertänze und Weibertänze. — Gemeinschaftliche Tänze. — Die erotische Wirkung der Tänze. — Tanz und Geschlechtsverkehr. — Ein australisches Märchen. — Der Tanz als Anlockungsmittel. — Promiscuität an Tanzfesten. — Die Ausartungen der Corroboree. — Aufhebung der tabu-Gesetze bei Corroborees. — Polynesische Volksfeste. — Ein Schweinefest. — Laszive Tänze auf Tahiti. — Der „Hula-Hula“. — Erotische Klubs. — Der Tanz auf Samoa. — Der Werbetanz. — Der Schmetterlingstanz. — Tag und Nachttänze. — Der Nackttanz. — Samoanische Schilderung eines Tanzfestes. — Orgien bei den Tanzfesten. — Die Erotik im Liede. — Wenig erotische Lieder. — Begründung dieses Mangels. — Fehlende Berichte über dieses Thema. — Poesie aus der Südsee. — Obszöne Lieder. — Ein obszönes Lied der Watschandies. — Obszöne Lieder auf Samoa. — Ein obszöner Kawagesang. . . 180—209

Zehntes Kapitel.

Liebeszauber.

Die Gewalt der Liebe und die Liebesgewalt. — Lockungen und Widerstand. — Geschlechtliche Freiheit und geschlecht-

liche Beschränkung. — Der nachsichtige und der rachsüchtige Gatte. — Der Australneger als Hahnrey. — Liebe und Liebeszauber. — Das Mysterium der Liebe. — Ungelöste Rätsel — unbeantwortete Fragen. — Materielle Besitztümer und körperliche Anziehungskraft. — Die Weiber sind sich überall gleich. — Liebe und Aberglaube. — Die Schamquaste als Zaubermittel. — Aphrodisiaka. — Suggestivwirkung und Okkultismus. — Verbreitung des Liebeszaubers. — Liebeszauber und Totem. — Der Zauber mit dem Namatwinna. — Die erlaubte und die mißbilligte Bezauberung. — Der Kopfbindenzauber. — Der Muschelzauber. — Der herangezauberte Blitz. — Der Hornzauber. — Die große Wirksamkeit dieser Liebeszauber. — Die geheimnisvolle und die natürliche Erklärung. — Liebeszauber auf der Gazellehalbinsel. — Der Liebeszauber vor dem Amtsgericht. — Der Liebestrunk in Neumecklenburg. — Die magische Zigarette als Liebeszauber. — Aphrodisiaka als Liebeszauber. — Das ertoacha der Australier. — Geschlechtstrieb und Sittlichkeit. — Die Promiscuität der Kulturmenschen. . . . . 210—223

Elftes Kapitel.

**Die Jungfräulichkeit und ihre Wertschätzung.**

Geringschätzung der Jungfräulichkeit. — Naturvölker und Zivilisation. — Die Umwertung des Jungfräulichkeitsbegriffes. — Unausbleibliche Folgen solcher Lehren. — Adelige Stand und adelige Gesinnung. — Die Wertschätzung der Jungfräulichkeit in Samoa. — Beweis der Jungfräulichkeit verlangt und gegeben. — Die öffentliche Deflorierung. — Wissenschaftliche Prüderie. — Der geänderte moderne Standpunkt. — Stuebel, Müller und Krämer. — Die Herausgabe der samoanischen Texte. — Stuebels Übersetzungen. — Die Dorfjungfrau. — Das Ansehen der taupou. — Die äußere Würde der taupou. — Reinecke über die taupou. — Wieder der schlechte Einfluß der europäischen Moral. — Der Weiße als männliche Konkubine. — Die faamaseiau-Zeremonie. — Der Ernst dieser Handlung. — Strenge Bestrafung der verlorenen Jungfräu-

lichkeit. — Die Jungfräulichkeitsprüfung bei gewöhnlichen Heiraten. — Die Freude der Verwandten und Dorfgossen über die jungfräuliche Reinheit. — Die Verspottung der nicht für rein befundenen Mädchen. — Scham und Kummer der Familie über eine Gefallene. — Samoa als Vorbild. — Die Stufenleiter der Sittlichkeit. — Eine Warnung. . . . 224—240

### Zwölftes Kapitel.

#### Die Ehe. — Eheformen und Hochzeits-Zeremonien.

Verbreitung und Alter der Ehe. — Promiscuität, Raubehe und Kaufehe. — Die Promiscuitätslehre. — Westermarcks Gegnerschaft der Promiscuitätslehre. — Promiscuität und Prostitution. — Meine Definition. — Promiscuität und Ehe. — Die Schwächeperioden des Weibes und dessen Schutzbedürftigkeit. — Das Weib die Gründerin der Ehe. — Vaterliebe und Ehe. — Die materielle Eifersucht und der Liebeneid. — Die umgekehrte Kaufehe und die Eifersucht. — Monogamie — eine Fiktion. — Monogamie und Polygamie. — Gruppenehen. — Verwickelte Verwandtschaftsverhältnisse. — Brutale Form der Werbung. — Die „niedergeschlagene“ Braut. — Promiscuität bei den Gruppenehen zur Zeit der Festversammlungen. — Aufhebung aller Tabu-Gesetze. — Der Wert des Weibes. — Arbeitswert und Liebhaberwert. — Gold und Liebe. — Vom reichen und vom armen Jüngling. — Die Höhe des Kaufpreises. — Der Werber und sein Vermittler. — Ein merkwürdiger Verlobungsbrauch. — Die gezüchtete Sehnsucht. — Prahlerei und Protzenthum in der Südsee. — Das Weib und dessen Eigentum. — Die Verbreitung der Polygamie im Bismarck-Archipel. — Die Ehe auf den Shortlandinseln. — Favoritin und Keksweiber. — Die Angst vor der Schwiegermutter. — Eine vornehme Hochzeit. — Der Bräutigam auf dem Baume. — Der „verschossene“ Bräutigam. — Ein Werbebesuch bei den Motuans. — Die Sonderstellung Samoas. — Europäische Moral und samoanische Unsittlichkeit. — Bigamie und Maitressenwirtschaft. — Die Konkubinen auf Samoa. — Die vernachlässigte und die schlaue Frau. —

Koketterie und Eitelkeit beider Geschlechter. — Der sexuelle Kampf. — Gewalt und List. — Der ritterliche Sieger. — Eine samoanische Entführung. — Das äußerste Mittel. 241—276

### Dreizehntes Kapitel.

#### Die Aberrationen in der Ehe.

##### Die Weiberleihe.

Die Gesetzlichkeit der Ehe. — Der Koran und das eheliche Recht. — Das Raffinement der Naturvölker. — Die Formen und Arten des Koitus. — Das Mu-yang in Westaustralien. — Schamlosigkeit der Eingeborenen. — Koitusvorstellungen. — Cunnilingus. — Die Kinder von Sonsol. — Der Einfluß der Nahrungsmenge auf die Sinnlichkeit. — Der Coitus interruptus. — Analer Koitus und Päderastie. — Der Coitus inter mammas. — Die mutuelle Manustupration. — Künstliche Koitusbehelfe. — Waldgeister und Bestialität. — Aberrationen und geschlechtliche Abstinenz. — Abstinenzvorschriften. — Die Weiberleihe eine Aberration. — Weiberleihe und gastliche Prostitution. — Nochmals der Unterschied. — Die Weiberleihe in Zentral-Australien. — Die Weiberleihe als Botengeschenk. — Weiberleihe und Gruppenehe. — Wahlbrüderschaft und Homosexualität. — Wahlbrüderschaft und Weiberleihe. — Weiberleihe und Ehebruch. . . . . 277—289

### Vierzehntes Kapitel.

#### Ehebruch. — Ehescheidung. — Die Witwe.

Voreheliche Unkeuschheit und eheliche Keuschheit. — Das Weib als Eigentum des Mannes. — Die ehelichen Rechte und die ehelichen Pflichten. — Der getäuschte Gatte. — Die Unwirksamkeit der Abschreckungstheorie. — Die Anschauungen der Naturvölker über den Ehebruch. — Moralansichten und Eifersucht. — Blutige Rache. — Die Ehebrecherin als Schießscheibe. — Geld oder Leben. — Geld und die Frau. — Ehebruch und Blutrache. — Die übliche Sühne. — Grausame Vergeltung. — Eine scheußliche Strafe. — Unbezahlbare Ehrenkränkung. — Die Eingeborenen beim



Amtsrichter. — Die samoanischen Gesetze. — Der Ehebruch ein todeswürdiges Verbrechen. — Das Nasen- und Ohrenabschneiden. — Das „Ifo“-Machen. — Der samoanische Tugendschutz. — Keuschheitsgürtel und Keuschheitszeichen. — Weiberschlaueit und Keuschheitsschutz. — Die Geschichte von dem großen Kriege und dem großen Krieger. — Die Zwecklosigkeit aller Schutzmaßregeln. — Die Ehescheidung. — Das bürgerliche Gesetzbuch und die Ehesessel. — Ehescheidungen auf der Südsee. — Seltenes Vorkommen der Ehescheidung. — Die Ehescheidung eine Geldfrage. — Der Streit um den Kaufpreis. — Gemütliche Ehescheidungen. — Die Witwe. — Die Leviratsehe. — Der Witwenselbstmord auf den Shortland-Inseln. — Schluß . . . . .	291—310
Bibliographie . . . . .	311—314

## Einleitung.

Es ist noch nicht allzulange her, daß die Sexualwissenschaft als ein vollberechtigter Zweig der Anthropologie angesehen wird. Der unreine Nebel, in den falsche Frömmigkeit und undifferenzierende Pseudoethik das Gebiet des Sexualismus einhüllten, machten die wissenschaftliche Erforschung dieses Gebietes zu einer schwierigen und undankbaren Arbeit. Obwohl die Erkenntnis von der ungeheueren Wichtigkeit des Sexuallebens und seiner Ausstrahlungen für die Entwicklung des Menschengeschlechtes und die Beurteilung der Erhaltungsprinzipien desselben keineswegs jemals verkannt werden konnte, so durfte doch erst in neuerer Zeit diese Tatsache als wissenschaftliche Forderung aufgestellt werden.

Infolge der Neuheit dieses Forschungsgebietes steht demselben leider nur ein sehr spärliches Material zur Verfügung, besonders mangelt es an genügenden ethnologischen Nachweisen, die zum Verständnis der ganzen Frage unerläßlich notwendig sind. Dieser Mangel erklärt sich eben aus der mißverständlichen Auffassung des Geschlechtsproblems, dem die meisten Forschungsreisenden und Ethnologen als etwas „Unsauberem und Unanständigem“ aus dem Wege gingen und die diesbezüglichen Verhältnisse entweder in ihren Berichten keiner Erwähnung würdigten oder sie mit wenigen, oberfläch-

lichen und allgemeinen Bemerkungen abtaten. Während man für die Beschreibung einer Lanze, einer Schildverzierung, eines Kochtopfes viele Seiten übrig hatte und solche, gewiß auch interessante Dinge, mit der liebevollsten Sorgfalt und weitschweifendsten Ausführlichkeit beschrieb, hatte man für die doch fraglos ungleich wichtigere Beschreibung des Sexuallebens und dessen Beziehungen zur physiologischen und psychologischen Entwicklung der Völker nur für wenige Zeilen Raum.

Wie sehr diese Gelehrtenprüderie für das Studium der Völkerpsychologie ein Schaden bedeutet, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Ein Beispiel dafür ist die Auffassung des sonst als Schilderer Samoas und der Samoaner so hochverdienten englischen Missionars Turner, der gelegentlich der Beschreibung der öffentlichen Zeremonie der Defloration, eines der interessantesten Beiträge zum Probleme für die Wertschätzung der Jungfräulichkeit, diesen Akt mit den mißbilligenden Worten: „The obscenity to prove her virginity which preceded this burst of feeling will not bear the light of description,“ übergeht.

Wenn diese Anschauung zur Konsequenz erhoben würde, so gebe es überhaupt keine Forschung auf irgendeinem Gebiete, das mit dem Geschlechtsleben zusammenhängt; selbst das Gebiet der Geschlechtskrankheiten dürfte nicht betreten werden, ebensowenig das der Prostitution und selbst die Heiligkeit des Mutterwerdens und des Säugens wären ja dann im Grunde genommen auch Dinge, „die das Licht einer Schilderung nicht vertragen.“

Turner steht aber nicht allein da mit seinen Anschauungen, und deshalb ist das Material auf dem von mir bearbeiteten Gebiete ein verhältnismäßig so geringes. Glücklicherweise gibt es aber doch eine Anzahl von Forschern, die bereits von moderneren, d. h. wissenschaftlicheren Prinzipien ausgehen und sich keineswegs scheuen, auch die für Erkenntnis und Lösung des Menschheitsproblems so wichtige Sexualfrage einer näheren Untersuchung zu unterziehen und ihre Beobachtungen und Schlüsse in ihren Schilderungen niederzulegen.

Auf diese Weise wird es möglich, mit den Fackeln des Wissens auch in die Dschungeln des Sexuallebens hineinzuleuchten und damit manches Vorurteil zu zerstören, manche falsche Anschauung richtig zu stellen.

Vielleicht auf wenig Gebieten sind aber die falschen Anschauungen so verbreitet und eingewurzelt, wie gerade auf dem Gebiete des Sexuallebens. Es braucht nur daran erinnert zu werden, welcher Mißbrauch mit dem jetzt so modernen Worte „pervers“ getrieben wird, eine Bezeichnung, unter der man gewöhnlich eine durch ausschweifenden, sittenlosen Lebenswandel erworbene Lust zu Betätigung des Geschlechtstriebes in anderer Form, als der für „normal“ angenommenen ansieht. Fast immer wird gleichzeitig der Überkultur und Überzivilisation die Schuld gegeben; das Raffinement unserer modernen Lebensführung, mit seiner Verweichlichung in Nahrung, Wohnung und Kleidung, dem Alkohol, den aufreizenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur, der bildenden und der darstellenden Künste u. dgl., wird angeklagt, zu der immer mehr um sich greifenden „Perversität“ haupt-

sächlich beizutragen, und gerne wird das Wort von den „Wilden, die doch bessere Menschen“ sind, zitiert.

Die Wilden sind allerdings in der Regel bessere Menschen und darüber, daß Zivilisation zugleich Sittenverderbnis bedeutet, herrscht bei den vernünftig Denkenden, die sich selbst über die Erscheinungen der Zeit ein eigen Urteil bilden, längst kein Zweifel mehr. Diese Sittenverderbnis manifestiert sich aber in ganz anderer Weise, als in sogenannten „Perversitäten“, denn in dieser Beziehung ist gerade der Wilde dem Zivilisationsmenschen weit über, eine Tatsache, die im Folgenden durch einige Beispiele illustriert werden wird.

Dabei muß mir aber gestattet sein, zu bemerken, daß sich bei genauerer Untersuchung des Gegenstandes denn doch herausgestellt, wie wenig eigentlich die Betätigung des Geschlechtstriebes, auch in einer anderen Form, als derjenigen, die wir als normal anzusehen gewohnt sind, mit der Sittlichkeit an sich etwas zu tun hat. Es gibt Völker, die geschlechtlich schrecklich „pervers“ sind, dabei aber sittlich wirklich und zweifellos turmhoch über andere stehen, die ihrer Libido in einer für die Anschauungen selbst enragiertester Moralphilister höchst „anständigen“ Weise Genüge leisten. Und merkwürdig! Man wäre sogar versucht, den Schluß zu ziehen, daß mit dem Eindringen europäischer Moral die Sittlichkeit des Naturvolkes schweren Schaden leidet. . .

Das Geschlechtsleben ist das Leben selbst. Der Trieb zu seiner Betätigung ist so mächtig, wie der Trieb nach Stillung des Nahrungsbedürfnisses: ja er

ist nicht selten mächtiger und läßt selbst „Essen und Trinken“ vergessen.

Ihn totzuschweigen ist unmöglich — wo man dies versucht, ist Heuchelei im Spiele. Diesen Trieb aber zu studieren, ihn in allen seinen vielgestaltigen Ausstrahlungen zu verfolgen und ein klares Bild von ihm zu bekommen, ist wissenschaftliche Pflicht: ein klares Bild ist auch ein reines Bild und es ist höchste Zeit, daß man aufhört, die Betätigung eines Triebes, dem wir unser Dasein verdanken, als etwas schmutziges zu empfinden.

---

## Erstes Kapitel.

### Geschlechtsleben und erste Kindheit.

Geschlechtliche Aufklärung und Kindheit. — Das Bestreben der Frauenrechtlerinnen. — Schädlichkeit dieser Bestrebungen. — Des Kindes Phantasie. — Keine schmutzigen Vorstellungen für das Kind. — Kinderfragen und deren Beantwortung. — Kindheit und Pubertät. — Vollständige Geschlechtsreife als Zeit der Aufklärung. — Die Zivilisierten und die Wilden. — Die geschlechtliche Aufklärung bei den Kindern der Naturvölker. — Böse Folgen der zu frühen Kenntnis der Geschlechtsvorgänge. — Unzüchtige Kindertänze auf den Fidschiinseln. — Ausschweifende Kinder auf den Marshallinseln. — Frühzeitiger Geschlechtsverkehr auf Hawaii. — Schädigungen der Gesundheit durch vorzeitigen Geschlechtsverkehr. — Turner's Urteil über die Samoaner. — Jugendliche Konkubinen auf den Shortlands-Inseln. — Obscöne Bildwerke und erotischer Häuserschmuck. — Ein erotischer Häuserschmuck auf Dorej. — Zugänglichkeit der Kinder zu den obscönen Abbildungen. — Teilnahme der Kinder an den sexuellen Dingen statthaft. — Die kurzdauernde Kindheit bei den Naturvölkern.

Das auf ganz falschen Voraussetzungen beruhende Bestreben nach geschlechtlicher Aufklärung der Kinder, das sich in neuerer Zeit vornehmlich durch die Propaganda unfruchtbarer, oder doch kinderloser Frauenrechtlerinnen bemerkbar macht, ausgenommen, geht die sonst allgemein geltende Anschauung dahin, daß den Kindern möglichst lange die Art und Weise der menschlichen Fortpflanzung im Dunklen bleibe. Das Kind braucht, so lange es Kind ist,

von all diesen Dingen nichts zu wissen und deshalb erzählt man ihm, wenn sich Familienzuwachs einstellt, der Storch habe das kleine Baby gebracht. Ich muß sagen, daß ich dieses Vorgehen durchaus und uneingeschränkt billige und es als ein Verbrechen und eine verdammungswürdige Untat ansehe, das Vorstellungsleben der Kinder mit Dingen zu erfüllen, die sie nach den in ihnen eingewurzelten Begriffen der Schamhaftigkeit, jener Schamhaftigkeit nämlich, die ein Produkt der Zivilisation ist, als etwas Schmutziges ansehen und die dabei ihre Phantasie insolange in stärkster Weise in Anspruch nehmen müssen, so lange die Verwirklichung mangels körperlicher Reife — abgesehen von den Moralbegriffen — unmöglich ist. Die ärgste Feindin der Phantasie ist doch die Wirklichkeit, während umgekehrt die Unmöglichkeit des wirklich Kennenlernens der Phantasie reichlichste Nahrung bietet. Die Kinder denken über Dinge nach, die sie ja physisch ganz unmöglich begreifen können und wie ausschweifend gerade Kinderphantasie ist, vermag man täglich zu beobachten. Nun wird aber geltend gemacht, daß eben durch das Verschweigen und Vertuscheln die Phantasie des Kindes geweckt werde. Das ist einfach eine Lüge. Wenn ein Kind beispielsweise fragen wird: Was sind Logarithmen oder was ist ein Protoplasma — das Kind hat das Wort gehört oder gelesen — dann wird sich wohl niemand bemühen, einem kleinen Kinde diese wissenschaftlichen Begriffe zu erklären, sondern — von den unvernünftigen Erziehern, die den Wissensdrang des Kindes mit einem unwirschen „Laß mich in Ruhe“ abgesehen — einfach sagen: „Das verstehst du noch



nicht, Kind, wenn du einmal größer sein wirst, dann wirst du alles schon lernen.“ Mit dieser Auskunft begnügt sich das Kind, dessen Gedanken vielleicht überhaupt schon während der Frage von einem anderen Gegenstande eingenommen sind. Das gleiche ist bei der Frage über das Kinderkriegen der Fall. Sagt man auf eine solche Frage dem Kinde ohne Verlegenheit und ohne Zorn einfach: „Das verstehst du nicht, wenn du mal größer wirst, wirst du das alles schon lernen,“ dann begnügt sich auch in diesem Falle das Kind mit der Antwort — falls es überhaupt eine solche Frage stellt!! Ich bezweifle es bei normalen Kindern, deren Phantasie nicht krankhaft durch irgendwelche schädliche Einflüsse erregt ist. So viele Kinder mir bekannt sind, ich kenne keinen Fall, in dem ein Kind ernstlich die Beantwortung einer Frage über das Geschlechtsleben verlangt oder auch nur gewünscht hätte.

Das gilt alles nur vom Kinde gesprochen. Wesentlich anders wird die Sache, wenn die Zeit der Pubertät da ist und wenn deutliche Zeichen des erwachten Geschlechtslebens bemerkbar werden. Dann — aber auch nur dann — ist Aufklärung Pflicht. Wehe aber, wenn das schlummernde Geschlechtsgefühl geweckt, die festgeschlossene Knospe durch zu vorzeitige Belehrung gesprengt wird; es geht der Menschenblüte wie der Blumenblüte — vorzeitiges Erblühen hat frühzeitiges Welken im Gefolge. . .

Schon aus der wichtigen Frage der „Geschlechtlichen Aufklärung“ ergibt sich die Notwendigkeit aus dem Geschlechtsleben anderer, namentlich noch im oder nahe dem Naturzustande lebender Völker, Schlüsse

über den Nutzen oder Schaden einer möglichst frühzeitigen Aufklärung zu ziehen. Da ergibt sich denn, daß die Tatsachen sehr zu gunsten meiner Ansicht sprechen.

Bei den Naturvölkern Australiens steht die „geschlechtliche Aufklärung“ in höchster Blüte. Mit keinem Märchen vom Storch werden dort die Kinder verduimt, sie wachsen dort in idealer Nacktheit auf und kein Vorkommnis des Geschlechtslebens ist ihnen fremd, denn nichts wird vor ihnen verheimlicht. Zeugung und Geburt spielen sich vor ihren Augen ab, die Kinder erhalten nicht, wie die Anhängerinnen der Aufklärung sagen, von Kameraden, Dienstboten und anderen schlechten Menschen, versteckt und hinter Haustüren und in Bodenkammern schmutzige Andeutungen, sondern hell und klar und unverhüllt unter der leuchtenden Tropensonne empfangen die Kinder den lebendigen Anschauungsunterricht über das Sexualleben. Buchner, der einem sonst nicht obscönen Tanze australischer Eingeborener beiwohnte, berichtet, daß bei dem Meke-Meketanz außerhalb des Reigens der Großen mehrere kleine Jungen sich paarweise einander gegenüberstellten, einander umfaßten und nach dem Takte der Musik obscöne Bewegungen machten, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Die anwesenden Eltern lachten und schrien vor Freude, namentlich die Weiber, die sich über das Gebahren ihrer sechsjährigen Sprößlinge ganz außerordentlich amüsierten. Die Fidschi-Insulanerinnen scheinen aber mit dieser Methode doch kein besonderes Glück zu haben, denn die Folge derselben sind nicht eine durch „keine schmutzige Phan-

tasie“ getrübe Lebensanschauung, sondern recht vorzeitige Geschlechtsbetätigung, die aus Kindern Mütter und aus jungen Frauen alte Hexen macht. Das ist aber nicht nur auf Fidschi so. Die sexuellen Verhältnisse bieten auf den Marshallinseln ein ebensowenig erfreuliches Bild. Lange vor der Pubertät haben Mädchen und Knaben bereits Umgang miteinander und derselbe hält sich durchaus nicht immer in „normalen“ Grenzen. Von den Mädchen wird keineswegs Keuschheit verlangt oder erwartet und „unnatürliche Laster stehen in voller Blüte.“ (Hernsheim n. v. Hellwald.)

Ribbe erzählt von den Shortlandsinsulanern, daß dieselben im Aussterben seien, was er nicht zum wenigsten den vorzeitigen Ausschweifungen zuschreibt. Der Mangel an Weibern führt dazu, aus dem benachbarten Bougainville Sklavinnen einzuführen, „doch tragen dieselben wenig zur Vermehrung der Familie bei, da sie in sehr jungem Alter als Konkubinen dienen und meist unfruchtbar sind.“

Hawaii gilt als besonders unsittlich und wird schon deshalb strenger beurteilt, weil die Bewohner doch bereits längst Christen sind und sich einen großen Teil der damit verbundenen Zivilisation angeeignet haben. Die Frühreife führt dazu, daß Vierzehnjährige bereits kirchlich getraut werden und „klimatische Verhältnisse, unsittliche Gebärden, böse Beispiele und Lebensweise wecken im Herzen des Kindes heimliche Gelüste und dessen Geschlechtstrieb reift in überraschender Weise frühzeitig heran.“

Die Wirkungen solcher frühzeitiger Ausschweifungen können natürlich nur sehr traurige sein.

Daß vorzeitige Geschlechtsbetätigung in irgendeiner Form auch eine Frühreife bewirken könne, ist physiologisch nachgewiesen. Es kommt ebenso zu einem früheren Eintreten der Menses, wie zu einer vorzeitigen Entwicklung des Haarwuchses bei Knaben u. dgl. Koitus vor Eintreten der Menstruation führt zu schweren Erschütterungen der Gesundheit, jedenfalls aber zu raschem Verfall. Das ist auch der Grund, weshalb die Australierinnen in ihrer Mehrzahl im Alter von einigen zwanzig Jahren bereits abschreckend häßlich sind und das Aussehen von Greisinnen haben.

Die Folgen zeigen sich nicht überall gleich rasch, was Graf Pfeil zu der Bemerkung Anlaß gibt, daß die von ihm in Neu-Guinea beobachteten Verhältnisse normale und von der Natur gewollte seien. Dabei berichtet er, daß die Knaben frühestens in ihrem vierzehnten bis fünfzehnten, die Mädchen in ihrem neunten bis zehnten Jahre heiraten. Bedenkt man, daß außerdem noch vor der Ehe Geschlechtsverkehr besteht, so muß man zugestehen, daß die frühzeitige Kenntnis der Geschlechtsvorgänge für die kleinen Wilden nicht von Vorteil ist.

Über die Samoaner und deren Sittlichkeit, die in vielen Dingen, besonders vor der Wirksamkeit der Missionare, eine vorbildliche war, fällt Turner ein hartes Urteil. „Keuschheit wird in ostensibler Weise von beiden Geschlechtern kultiviert, aber sie ist mehr ein Name als eine Tatsache. Von frühester Kindheit auf wird ihr Ohr mit den unzüchtigsten Gesprächen vertraut (their ears were familiar with the most obscene conversation); und da die Familie bis zu einer gewissen Ausdehnung zusammenhauste, war Unmoralität die na-

türliche und vorherrschende Folge. Es gab Ausnahmen, besonders unter den Töchtern der Personen von Rang; aber sie waren Ausnahmen und nicht die Regel.“

Dieses Urteil stimmt übrigens nicht mit allen Tatsachen überein; es ist aber ein merkwürdiger Fehler der Ethnologie, daß sie in sich, vielleicht wie sonst keine beschreibende Wissenschaft, schrecklich viel Widersprüche entwickelt. Wir werden später gerade bei Samoa eine Eigenheit kennen lernen, die mit der von Turner gemeldeten Obscönität in den Gesprächen im schärfsten Gegensatze steht; gilt es doch als große Schande, wenn Brüder in Gegenwart von Schwestern auch nur von Liebe sprechen oder ein Liebeslied — durchaus kein obscönes — singen. Diese Widersprüche erklären sich eben dadurch, daß den Reiseschilderern und Ethnologen das Thema „Geschlechtsleben“ nicht sympathisch ist und sie dasselbe mit ein paar Sätzen abtun, die an verschiedenen Stellen angebracht und nicht reiflicher Überlegung würdig erachtet, oft die gegensätzlichsten Dinge behaupten.

Geschlechtsverkehr von Kindern untereinander wird übrigens von vielen Reisenden bestätigt. Ribbe berichtet ein Gleiches aus Rubiana und sagt: Beide Geschlechter werden sehr früh reif und es sind vor allem die Knaben, die sehr frühzeitig beginnen, mit dem anderen Geschlecht intim zu verkehren.

Wesentlich unterstützt wird die geschlechtliche Aufklärung durch obscöne Bild- und Schnitzwerke, also Anschauungsunterricht in der schönsten Form. Sie sind erlaubt, wenn auch selten zu finden,

berichtet Ribbe; männlich und weiblich lacht über solche Sachen, selbst die Kinder freuen sich darüber.

Die Darstellung geschlechtlicher Vorgänge, die sich seit der Erfindung der Photographie zu einem ganzen Industriezweig herausgebildet hat, ist nichtsdestoweniger keineswegs ein Produkt zivilisatorischen Raffinements, sondern auch bei den Naturvölkern recht beliebt und verbreitet. Allerdings bezweckt bei diesen die Darstellung keine künstliche Aufreizung, sondern einfach eine Wiedergabe rein natürlicher Vorgänge und nur die karrikaturenhafte Verzerrung ist ihnen das amüsante, die keine „unzüchtigen“ Gedanken, sondern Heiterkeit hervorruft.

Erotische Bilder als Veranschaulichung des Lebensprinzips finden sich in religiösen Gebäuden, bekannt sind die indischen Tempelskulpturen, die Bildwerke am heiligen Wagen. Der Gegenstand solcher erotischer Szenen ist gewöhnlich die Vermischung von Menschen mit Göttern oder mit diesen gleichgehaltenen Dämonen, zuweilen solchen in Tiergestalt, wie dies auch in Australien häufiger der Fall ist. Bei solchen gemalten oder geschnitzten Darstellungen werden nicht selten die Genitalien in besonders auffälliger Größe wiedergeben, ein Verfahren, das sich übrigens auch bei den chinesischen und namentlich den japanischen erotischen Bildern findet.

Beschreibungen solcher Kunstwerke liegen nur in geringer Anzahl vor, übrigens ist Australien, wie ja bereits Ribbe bemerkt, nicht sehr reich daran, was weniger aus Zurückhaltung als an dem Mangel künstlerisch begabter Personen liegt. Immerhin finden sich solche Bilder bis zu gigantischer Größe auf bestimmten

Häusern und berichtet Ploss aus Neu-Guinea über eine solche Hausausschmückung, die von v. Rosenberg beschrieben wurde.

In Dorej im südwestlichen Neu-Guinea fand v. Rosenberg nahe der Küste, frei im Meere stehend, ein merkwürdiges Haus, das bei einer Höhe von nur sechs Fuß eine Länge von 85 Fuß besaß. Die eigentümliche Bauart wird ausführlich beschrieben; eine Verbindungsbrücke zum Lande war an demselben nicht angebracht. Uns interessiert darin das folgende:

Mitten im Innern des Gebäudes liegt ein Balken, auf dem männliche und weibliche Figuren, den Beischlaf vollziehend, in roher Arbeit geschnitzt sind. Bilder von Schlangen, Fischen, Krokodilen u. s. w. sieht man an den Tragbalken des Dachstuhles, während an den beiden Hauptstützpfehlern zwei große Figuren befestigt sind, die die Ureltern der Doreesen vorstellen. An der westwärts gekehrten, offenen Seite des Gebäudes liegen zwei hölzerne, vier Fuß lange Figuren, Mann und Weib in Vollziehung des Koitus vorstellend; ersterer mit in die Höhe gezogenen Knien, beide mit bemaltem Antlitz, und an denjenigen Körperteilen, die mit Haaren bewachsen sind, in Nachahmung desselben mit Gumutu (Fasern aus der Blattscheide der Sagopalme) belegt. Der Kopf des Mannes ist dergestalt beweglich, daß man ihn an einem daran befestigten Tau in die Höhe ziehen und auf das Antlitz des Weibes wieder niederfallen lassen kann. Hinter dem Manne liegt ein  $1\frac{1}{2}$  Fuß langes Kind auf dem Rücken, seine Beine gegen den Anus des männlichen Bildes stemmend. Nach der Überlieferung ist das Kind ärgerlich auf den Vater, daß er die Mutter aufs neue

beschläft, während es selbst noch hilfsbedürftig ist. Hinter dem Kinde ist eine kleine napfähnliche Vertiefung ausgehauen, worin sich frisches Wasser befindet, womit sich die das Gebäude besuchenden Personen das Haar anfeuchten. An der gegenüberliegenden Seite des Gebäudes liegen ähnliche Figuren, jedoch ohne Kind. An der Außenseite der Pfähle, die das Gebäude tragen, sind männliche und weibliche Figuren von drei Fuß Höhe mit unverhältnismäßig großen Geschlechtsteilen angebracht. Die an der dem Meere zugekehrten Seite strecken den rechten Arm drohend in die Höhe, die an der Landseite befindlichen Frauen bedecken damit die Schamteile. Bezüglich des Ursprungs der Bilder und des Gebäudes, das von Frauen nimmer mag betreten werden, erzählen die Doresen, daß die Figuren ihre Stammeltern vorstellen, und die Bilder von Krokodilen, Schlangen und Fischen auf diejenigen ihrer Vorfahren hindeuten, die von solchen Tieren abstammen.

Solche Bauwerke mit plastischen Darstellungen sexueller Vorgänge finden sich auch anderwärts in Neu-Guinea, und bei allen spielen Schlangen, Krokodile und Fische eine Rolle. Vermutlich handelt es sich, obwohl ein spezieller Hinweis darauf fehlt, auch vielfach um Klubbhäuser, von denen noch später die Rede sein wird.

Den Kindern ist die Besichtigung der Bilder nicht verwehrt; ich glaube jedoch nicht, daß dieselben zur Frühreife sonderlich beitragen, da ja den Kindern reichlich genug Gelegenheit geboten ist, bei Haustieren und wohl auch bei Menschen die entsprechenden Vorgänge in natura zu beobachten. Auch sind die Dar-



stellungen viel zu karriert, um andere Empfindungen, als höchstens die der Heiterkeit bei dem Beschauer auszulösen.

Bestimmte Gebräuche, die sich direkt auf das Geschlechtsleben beziehen und die an oder mit den Kindern vollzogen werden, finden sich in der mir zugänglichen Literatur nur wenig vor; dies trifft allerdings nur in dem Sinne zu, als die Kindheit als eine Periode angesehen werden muß, über deren Länge sich die Begriffe des Europäers und des Naturmenschen, — in diesem Falle des Australiers — sehr wesentlich unterscheiden, wie ja bereits konstatiert wurde. Es kommt also nicht auf die Zahl der Lebensjahre an: man muß daher an einer Scheidung festhalten und Dinge aus diesem Kapitel ausschalten, die nach unsern Begriffen zwar noch Kinder, nach den Begriffen der Australier aber bereits aus dem Stande der Kindheit austretende Individuen betreffen. Dieser Austritt, mag er auch bereits mit acht oder neun Jahren erfolgen, ist in seinen Folgeerscheinungen und in den Rechten und Pflichten, die dem betreffenden jungen Geschöpfe erwachsen, von so einschneidender Wirkung, daß man von dem Augenblick an, wo die diesen Austritt aus der Kindheit begleitenden Gebräuche — die Mannbarkeitsgebräuche — beginnen, nicht mehr von eigentlichen Kindern reden kann.

---

## Zweites Kapitel.

# Pubertätsweihen und Mannbarkeitszeremonien.

Pubertät bei männlichen und weiblichen Individuum. — Äußere Kennzeichen. — Ungleiches Erscheinen derselben bei Knaben. — Einsegnung und Volljährigkeit. — Unlogik solcher Maßnahmen mit Rücksicht auf die ungleiche körperliche Entwicklung. — Andere Anschauung der Naturvölker. — Mannbarkeit von einer Prüfung abhängig. — Grausamkeit solcher Prüfung. — Beschneidung und Einschneidung. — Das Ausschlagen von Zähnen. — Mangelnde Begründung dieser Operation. — Die Art der Vornahme des Zähneausschlagens. — Abgeänderte Zeremonien bei Mädchen. — Zusammenhang dieser Sitte mit dem Geschlechtsleben. — Meine Ansicht über den Sinn des Zähneausschlagens. — Die Vornahme der Beschneidung. — Teilnahme der Weiber an den Beschneidungszeremonien. — Die Aufschneidung. — Starke Verbreitung dieses Gebrauches in Australien. — Seine Bedeutung für das Geschlechtsleben. — Die Beschneidung in Samoa. — Samoanische Schilderung der Beschneidungsoperation. — Ein merkwürdiger Gebrauch. — Symbolische Beschneidung

Der Übergang vom Kinde zum reifen Menschen vollzieht sich beim weiblichen Geschlechte durch ein äußeres Zeichen, das, wenn auch andere Merkmale fehlen sollten, als Zeichen für die erlangte Geschlechtsreife angesehen wird: das Eintreten der ersten Monatsblutung, die Menstruation. Dem Kinde männlichen Geschlechtes fehlen solche Merkmale überhaupt, wenigstens treten sie so ungleich und unabhängig von

Schidlof, Sexualeben der Australier. 2

der Fähigkeit zur Geschlechtsfunktion auf, daß man bei den zivilisierten Völkern einen Abschnitt als nicht genügend erachtete und solche mehrere, mindest aber zwei, einsetzte: den der Einsegnung im vierzehnten und den der Volljährigkeit im einundzwanzigsten Lebensjahre. Bei den Katholiken und Juden findet die Einsegnung etwas früher und zwar bei den Juden im dreizehnten, bei den Katholiken die Firmung nicht an ein bestimmtes Jahr gebunden, häufig aber im zwölften Jahre statt. Die Volljährigkeit, die für uns hier nur in der Hinsicht Interesse hat, als das betreffende Individuum ohne Einwilligung des Vaters oder dessen gesetzlichen Vertreters nicht früher heiraten darf (gesetzlich heiraten, ungesetzlich heiratet er schon viel früher, ohne daß ein Widerspruch von irgendeiner Seite erhoben wird) als bis zur erlangten Großjährigkeit, die in einzelnen Staaten, z. B. Österreich sogar erst mit vierundzwanzig Jahren erreicht wird. Bis zur erlangten Großjährigkeit wird der oder die Betreffende als Kind betrachtet, mag die Person auch noch so reif sein, nachher ist sie Vollweib oder Vollmann, trotzdem das Individuum vielleicht zur Besorgung eigener Geschäfte ganz und gar unfähig ist.

Die Naturvölker, die so tief unter uns stehen, ganz und gar Wilde sind, haben den Segen juristischer Spitzfindigkeiten nicht begreifen können. Kein Zivilkodex mit einigen tausend Paragraphen und ebensoviel einander widersprechenden Kommentaren befähigt sie, aus Weiß Schwarz und umgekehrt zu dedizieren.

Den Naturvölkern imponiert bezüglich der erlangten Reife kein in irgendeinem Geburtsdokument und Zivilregister vermerktes Datum: hat das Mädchen

ihre erste Menstruation, so wird es für reif erklärt und glaubt man den Knaben befähigt in die Reihen der Krieger eintreten zu können, so werden an ihm die Mannbarkeitszeremonien vollzogen. Andere dabei mitspielende Momente werden sich im Verlaufe der Darstellung ergeben.

Ein Charakter der Mannbarkeitszeremonien verleiht denselben für unsere Begriffe etwas abstoßendes, ja geradezu Entsetzen erregendes: die Grausamkeit, die nicht selten im Gefolge der Pubertätsfeiern geübt wird. Nicht bei allen Völkern ist diese gleich stark ausgeprägt: sie wird dort ihre schlimmsten Auswüchse zeitigen, wo, sei es durch die Verhältnisse selbst oder durch eine ruhmreiche Tradition, Wert darauf gelegt wird, daß der angehende Mann standhaft, tapfer und widerstandsfähig im Ertragen körperlichen Ungemaches und physischer Foltern bis an die Grenze nervenzerreißender Torturen sei.

Viele Gebräuche sind ihrem Sinne nach nicht mehr recht klar und den Eingeborenen selbst nicht mehr verständlich; es sind traditionelle Gebräuche, die sich von Generation zu Generation fortpflanzen. Auch bei den Wilden „erben sich Gesetz und Rechte, wie eine ew'ge Krankheit fort“, allerdings niemals in dem Maße, wie bei uns.

In Australien zählt zu den Mannbarkeitsgebräuchen auch die Beschneidung, die dort natürlich gänzlich ihres religiösen Gewandes entkleidet ist und in engster Beziehung zu dem Geschlechtsleben steht. Die Beschneidung bei den Australiern hat nichts mit der Aufnahme in einen Glauben oder in einen Bund zu tun, sie ist zum Teil hygienische Maßregel, zum Teil

ein Brauch der einfach seit Urväter Zeit geübt wird und den abzuschaffen niemand einfällt. Jedenfalls ist aber die Beschneidung eine Standhaftigkeitsprobe.

Wenn an einem kleinen Kinde, unter Beobachtung der von der Wissenschaft mit Recht geforderten antiseptischen Maßregeln vorgenommen, ist diese kleine Operation ungefährlich, nahezu schmerzlos und, weil von zweifellos hohem hygienischem Werte, empfehlenswert. Wesentlich anders macht sich aber dieser Eingriff fühlbar, wenn es sich dabei um eine bereits mehr oder weniger erwachsene Person handelt. Für diese wird die Sache um so empfindlicher, je älter sie ist und je weniger routiniert der ausübende Operateur ist. Dabei kommt bei den Naturvölkern in Betracht, wie primitiv die Operationsinstrumente sind und wie sehr die Gefahr einer Wundinfektion nahe liegt.

Noch grausamer als die Beschneidung ist die Aufschneidung, die noch genauer beschrieben werden wird und das fast bei allen Australiern übliche Zahnausschlagen gehört für die jungen Leute ebenfalls nicht zu den Annehmlichkeiten bei ihrer Mannwerdung. Übrigens mag hier denn doch erinnert werden, daß die Studentenmensuren, die mit einer Aufschlitzung der Wange oder des Kinns endigen, eigentlich auch nichts anderes sind als Mannbarkeitszeremonien, und daß der junge Student mit ebendemselben Stolz mit seinem „Schmiß“ paradiert, wie der junge Australier mit seiner Zahnücke und seinen Schmucknarben.

Allgemeine Nachrichten über die Mannbarkeitszeremonien, beziehungsweise Pubertätsfeiern der Knaben gibt Ploß; sehr ausführlich bezüglich der Zentralaustralier, besonders der nördlichen Stämme von Zen-

tralaustralien berichten Spencer und Gillet in ihren gründlichen Arbeiten, Krämer beschreibt die Beschneidung in Samoa.

Bevor nun auf die speziell nur bei Knaben bzw. Jünglingen vorgenommenen Zeremonien näher eingegangen werden soll, muß erst einer solchen Operation gedacht werden, die an beiden Geschlechtern in gleicher Weise vorgenommen wird und die auf dem australischen Kontinente so verbreitet ist, daß es nur ganz wenige Stämme gibt, die diese Operation nicht vollziehen. Diese Operation besteht darin, daß in einem gewissen Alter — es muß hier ausdrücklich nochmals betont werden, daß die Pubertätsweihen, besonders beim männlichen Geschlecht nicht überall zu gleicher Zeit, d. h. in denselben Lebensjahren vorgenommen werden — ein Zahn oder auch eine Anzahl von Zähnen ausgebrochen wird.

Die Operation ist ebenso schmerzhaft wie entstellend, aber man darf mit Bezug auf das letztere nicht vergessen, daß die Schönheitsbegriffe der Australier eben weltenfern von den unseren sind und über Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Tatsache ist, daß weder Männlein noch Weiblein als vollkommen angesehen werden, wenn nicht der Mund seine klaffende Zahnlücke aufweist — milder beurteilen muß man diese Tatsache dadurch, daß ja bekanntlich der Kuß in Australien verpönt ist, ein schöner Mund daher nicht den Reiz auszuüben braucht wie bei anderen kußfreudigen Völkern.

Aus welchen Gründen die Operation vollzogen wird und welche Ursachen oder welcher Aberglaube ihr zugrunde liegen, erscheint nicht ganz klar. Die Eingee-

borenen geben sehr unbestimmte Auskünfte darüber, aus denen jedoch nicht hervorgeht, als handle es sich um eine geheimnisvolle Zeremonie, deren Beweggründe sie nicht bekannt geben wollen, sondern sie dürften sich selbst nicht ganz über die ursprüngliche Veranlassung im reinen sein. Bei einzelnen Stämmen bildet das Zähneauschlagen einen Teil der Mannbarkeitszeremonien, der nicht umgangen werden darf. Bei anderen wird es bis zur Zeit vor der Verhehlung hinausgeschoben und darf sich das einzelne Individuum der Prozedur entziehen, allerdings setzt es sich dadurch der Gefahr aus, als nicht vollwertig angesehen oder zumindest von den Stammesgenossen verlacht zu werden.

Zweifellos hängt die Zeremonie aber mit dem Geschlechtsleben in irgend einer Weise zusammen, ebenso wie die Zirkumzision und die Inzision. Der Zusammenhang läßt sich aber gegenwärtig nicht mehr nachweisen, wenigstens ist ein entsprechender Hinweis bei den mir bekannten Berichterstatlern nicht zu finden.

Die Zeremonie vollzieht sich in Australien in der Weise, daß der Jüngling oder das Mädchen sich auf die Erde legt, den Kopf in den Schoß eines oder einer Verwandten bettet, in welcher Lage dann die Zähne, manchmal ist es auch bloß einer, ausgeschlagen werden. Das Operationsinstrument ist ein steinerner Meißel, ein Speerende oder sonst ein entsprechendes Werkzeug. Der Mund der Operierten wurde in der Regel vorher mit Fellstückchen ausgestopft, die erstens die Blutung stillen und zweitens das Verschlucken der Zähne hindern sollen. Die ausgebrochenen Zähne wer-

den dann in der Richtung der Wohnstätten von Verwandten gewissen Grades der operierten Person geschleudert, wobei der Operateur merkwürdige rollende Kehllaute ausstößt. Das sonst so sehr beliebte „Besingen“ bleibt weg.

Wenn die Zeremonie an einem Mädchen vollzogen wird, so springt dasselbe unmittelbar nach der Operation auf, ergreift ein kleines Gefäß, das zu diesem Zwecke neben das Mädchen hingestellt worden war, füllt es mit Sand und tanzt dann im Kreise umher, indem es den Sand wie Samen umherstreut. Dieser jedenfalls auf erhoffte Fruchtbarkeit abzielende Tanz dürfte ein weiteres Zeichen sein, daß es sich um eine mit dem Geschlechtsleben zusammenhängende Sitte handelt. Bestimmtes läßt sich jedoch, wie erwähnt, hierüber nicht sagen und selbst ein so exakter Beobachter und gründlicher Schilderer wie Spencer meint, daß es „hoffnungslos“ wäre, dem Ursprung der Sitte nachzuforschen. Nun sei mir gestattet, eine Hypothese aufzustellen, die natürlich nicht auf unbedingte Richtigkeit Anspruch machen darf, die mir aber eine nicht unwahrscheinliche Auslegung zu enthalten scheint.

Wir wissen, daß die Naturvölker allen gewissen Altersperioden eigenen körperlichen Veränderungen große Aufmerksamkeit schenken und dieselben zum Gegenstande bestimmter Gebräuche machen. Eine solche Veränderung ist nun auch der Zahnwechsel, beziehungsweise der Ausfall der ersten Zähne. Er bildet einen Abschnitt der ersten Kindheit. Der Abschluß der zweiten Kindheit, die Pubertät und damit der Eintritt in die Selbständigkeit, sowie in die Zeit der Geschlechtsbetätigung mag vielleicht durch einen noch-



malignen Zahnausfall symbolisiert worden sein, der durch Ausschlagen künstlich herbeigeführt wurde. Die zweite Kindheit ist damit überwunden und das Individuum somit in die Reihe der vollständig reifen Menschen aufgenommen. Unterstützung findet diese meine Ansicht auch darin, daß bei einer Anzahl von Stämmen die Zähne der Mutter übersandt oder übergeben werden und zwar als Zeichen der nun erlangten Selbständigkeit. Ob die Zeremonie ursprünglich bloß auf ein Geschlecht beschränkt war, ist vollständig unaufgeklärt: denn sie wird bei einzelnen Stämmen bloß an Jünglingen, bei anderen bloß an Mädchen, bei der Mehrzahl jedoch an beiden Geschlechtern vollzogen.

Die Einweihungszeremonien, denen sich speziell nur Jünglinge zu unterziehen haben, so sehr sie bei allen australischen Eingeborenen unerlässlich sind, variieren in ihrer Art und in ihrer Dauer sehr stark. Die Zeremonien können wenige Tage dauern, sie können sich aber über Wochen und Monate, ja bei einzelnen Stämmen über Jahre hinausziehen, so daß sie erst mit dem dreißigsten Jahre ein Ende erreichen.

Die länger dauernden Einweihungsgebräuche sind aber mehr von sozialer und politischer Bedeutung und haben uns hier nicht zu beschäftigen. Mit dem Geschlechtsleben hängen nur die Zirkumzision und die Inzision und diese Operationen einleitenden und begleitenden Veranstaltungen zusammen.

Eine dieser einleitenden Zeremonien erinnert sehr stark an einen Gebrauch, der früher allgemein verbreitet war und wohl zum Teil auch jetzt noch in gewissen Berufskreisen üblich ist, wenn ein frischer

Ankömmling sich in die Reihen der Berufskameraden einstellt. Dieser Gebrauch, gewöhnlich „Prellen“ genannt, besteht darin, daß der Neuling auf eine gespannte Decke gelegt und von seinen Kameraden in die Luft geschleudert und wieder aufgefangen wird. Diese „Sitte“ ist bei den amerikanischen Studenten noch vielfach trotz entsprechender Verbote im Gange, ebenso im englischen Heere und vielfach auch bei der Marine. Die australischen Eingeborenen haben nun einen ähnlichen Gebrauch, doch wird derselbe in weniger roher Weise ausgeführt. Der Knabe, der sich den Mannbarkeitszeremonien unterzieht, wird von einer Anzahl Männer wiederholt in die Luft geworfen, jedoch mit den Armen aufgefangen. Während dieser Luftfahrten tanzen die Weiber rund herum und rufen „pau, pau, pua—a—a“, wobei der letzte Ton laut und gellend angehalten wird.

Merkwürdig ist der Umstand, daß den Weibern bei einzelnen Stämmen gestattet ist, den Einweihungszeremonien, selbst der Zirkumzision und Inzision beizuwohnen, ja sogar teilweise eine Rolle dabei zu spielen, bei andern aber nicht, ebenso umgekehrt den jungen Leuten der Zutritt zu den Mannbarkeitsweihen der Mädchen verwehrt oder nicht verwehrt wird. Dabei bildet aber unter den Ermahnungen, die der junge Novize erhält, das Verbot, während der Einweihungszeit mit Weibern Umgang zu haben, einen wichtigen Punkt. Man darf eben niemals vergessen, daß bei den Zeremonien der Naturvölker sehr viel Unsinniges mitläuft, was seine Begründung hauptsächlich darin hat, daß die ursprüngliche Bedeutung vieler Bräuche verloren gegangen ist, mancher Brauch falsch an-

gewendet wird und sich daher mit dem eigentlichen Zweck der Zeremonie nicht vereinbaren läßt.

Die peinlichste Prozedur, die der junge Mensch auszuhalten hat ist die Einschneidung, die Inzision, die noch viel schmerzvoller ist als die verhältnismäßig harmlose Beschneidung. Bei vielen Stämmen Australiens sind beide Prozeduren Sitte und werden in kurzen Intervallen an den Knaben ausgeführt.

Der Zeitpunkt ist nicht überall gleich, liegt aber in der Regel zwischen dem zwölften und vierzehnten Lebensjahre; manchmal jedoch auch früher oder später. Als Zeichen der Reife wird es nicht selten, sowohl bei Mädchen als auch bei Knaben angesehen, wenn die Schamhaare, beziehungsweise Barthaare zu sprießen anfangen.

Bevor die Beschneidung an den Knaben vollzogen wird, lernen sie bereits allerlei Riten kennen, die für sie bis zur Zeit der Jünglingsweißen, für die Weiber überhaupt Geheimnis bleiben. Diese Szenen spielen sich im Dunkel des Waldes ab und ältere Männer, vielfach Oheime und Großväter der Knaben, übernehmen die Rolle der Lehrmeister. Nicht immer geht es bei diesen Vorfeiern züchtig zu: Andeutungen über das Geschlechtsleben bilden einen Teil der Belehrungen und nicht selten werden die Aufklärungen durch nicht mißzuverstehende pantomimische Gebärden unterstützt.

Nach diesen Vorfeiern, bei denen die Knaben bereits mit rotem und gelben Ocker bemalt und als Novizen für die Jünglingsweißen gekennzeichnet sind, findet die Beschneidung und kurze Zeit nachher die Inzision, die Auf- bzw. Einschneidung statt.

An dem hierzu bestimmten Tage wird der Knabe von seinen nächsten männlichen Verwandten und Stammesbrüdern nach dem für solche zeremoniöse Veranstaltungen vorgesehenen Platz gebracht und drei Männer, die zum Vater des Knaben in gewissen verwandtschaftlichen Verhältnissen stehen, legen sich auf die Erde, und zwar in der Weise, daß ihre dicht aneinander gerückten Leiber eine Art Tisch oder Platte bilden, worauf nun der Knabe von seinem Onkel und Großvater mütterlicherseits gelagert wird. Man stopft ihm Fellstückchen in den Mund, wohl damit er den Schmerz verbeißen könne. Einer seiner künftigen Schwäger legt sich über den Bauch des Knaben und hält ihn durch das Körpergewicht fest. Nun wird die Operation mittels eines Steinmessers von dem mütterlichen Großvater vollzogen. Die Vorhaut wird vorgezogen und der genannte Mann macht den ersten Schnitt, reicht dann rasch das Messer dem Onkel und dieser vollendet die Operation. Hierauf nimmt der ältere Bruder des Operierten, der das Messer zu besorgen hatte, die Vorhaut und läuft im Kreise umher, indem er mit dem Präputium den Bauch der anwesenden nuthi (älteren Schwestern des Knaben) berührt. Über die weitere Verwendung des abgeschnittenen Präputiums herrschen bei den einzelnen Stämmen verschiedene Gebräuche, ebenso über die Verwendung des bei der Operation vergossenen Blutes. Bei den Uranubba wird die Vorhaut an einen Feuerstock gesteckt, vergraben und spielt weiter keine Rolle mehr. Bei den Arunta hingegen gibt der ältere Bruder das Präputium, nachdem er es mit Fett bestrichen, einem jüngeren Bruder zum Essen, damit dieser durch den Genuß der Vorhaut stark, kräftig und

tapfer werde. Mit dem Blute, das in einem Schild aufgefangen wurde, bestreicht man den Bauch von Weibern, die in einem bestimmten Verwandtschaftsverhältnisse zu dem Operierten stehen. Doch ist es den Weibern nicht gestattet, das Blut zu berühren und der damit eingeriebene Hautfleck wird mit einer Schicht von rotem Ocker bedeckt.

Bei einer Gruppe des westlichen Aruntastammes wird die Vorhaut einer Schwester des Operierten gegeben, die das Präputium trocknet, es mit rotem Ocker beschmiert und es dann an ihrem Halse befestigt trägt. (Spencer.)

Auf den Akt der Beschneidung folgt bald darauf die Inzision bzw. Subinzision, bei den Eingeborenen Ariltha genannt. Gewöhnlich wartet man die vollständige Heilung der durch die erste Operation verursachten Wunde ab, so daß ungefähr fünf oder sechs Wochen zwischen beiden Zeremonien verstreichen. Die zweite Operation gilt als ebenso unerläßlich wie die erste; ihre Bedeutung erhält eine besondere Marke noch dadurch, daß ihr nicht wie bei der Beschneidung Weiber beiwohnen dürfen, sondern dem anderen Geschlechte der Zutritt zur Zeremonie aufs strengste untersagt und verwehrt ist. Ebenso darf aber auch kein Mann anwesend sein, der nicht bereits alle Stadien der Einweihung, also auch Zirkumzision und Inzision, durchgemacht hat.

Die Zeremonie der Inzision selbst ist derjenigen der Zirkumzision ziemlich ähnlich; die dabei assistierenden Persönlichkeiten gehören ebenfalls der Verwandtschaft des Novizen an, die Operation wird auch in der Weise vollzogen, daß sich einige der Männer

auf die Erde legen, der zu Operierende auf ihnen liegt, während ein Verwandter sich auf dessen Bauch setzt. Statt der Fellstückchen wird dem Knaben eine Schamquaste, die von dessen Vater getragen wurde, in den Mund gesteckt. Das bei der Operation abfließende Blut wird in einem Schild aufgefangen und den Eltern des Jünglings gebracht, die dasselbe trinken. Die Blutbräuche variieren bei den verschiedenen Stämmen, ebenso das Bestreichen mit demselben, das bei einigen Stämmen an den Weibern vorgenommen wird.

Im Golf von Carpentaria, am Swan River Kings-Georges-Sund fand Eyre (nach Ploß) einen ähnlichen Brauch vor. Am Murchison River beim Stamme der Angaardies entdeckte ihn Oldfield, am Lake Blanche, am Mount Hopeless and Lake Torrens beobachtete ihn Sturt, am Carpentaria Golf Leichhardt. Hier ist es zumeist die Aufschlitzung der Vorhaut mittels eines scharfen Steines, die mit phantastischem Zeremoniell den 14—16jährigen Jüngling unter geheimnisvollen quälenden Behandeln desselben zum Manne erhebt. In der Gegend von Adelaide heißt die Beschneidung kurawellie wonkanna.

Bei manchen der Eingeborenenstämme von Südaustralien wird die Beschneidung vorgenommen, wenn sich die ersten Haare im Gesicht des Knaben zeigen, sie ist also gleichsam der Weiheakt zur Männlichkeit. Nach einer zwischen Nichtverwandten heimlich gepflogenen Beratung wird dem jungen Menschen von einer alten Frau eine Muschel umgehängt und dann einige Tage später ein Netz über den Kopf geworfen,

worauf er aus dem Lager flieht unter Schreien der Frauen und anfänglicher Protestation der Verwandten.

Nachdem er von Knaben zur Einladung der Zeremonie beizuwohnen, in anderen Lagern umhergeführt worden, bringen ihn diese Begleiter wieder herbei, worauf er auf den Rücken eines Mannes geworfen wird, der ihn von den Frauen fortträgt. Nach einigen obskuren Prozeduren werden die Frauen aus dem Lager entfernt, die Holztrommel gerührt, und ein Knabe streut Sand umher, um den Bösen abzuhalten. Nach der Beschneidung beugt sich der Vater über den Beschnittenen und gibt ihm den Namen. Mit dem aus Menschenhaar verfertigten Gürtel Yinka an der Hüfte wird der Knabe noch einige Tage entfernt gehalten.

Eine höchst interessante Tatsache, sagt Ploß, ist die Ausübung der sogenannten Mika-Operation in Zentral-Australien. Dieselbe besteht in der Aufschlitzung der unteren Wandung der Harnröhre vom Orificium urethrae bis zum Scrotum, so daß der Penis keine Röhre, sondern bloß eine Rinne darstellt. Über diese Operation erfuhr Miklucho-Maclay von einem zuverlässigen Berichterstatter, daß sie mit einem Feuersteinsplitter ausgeübt und daß dann ein Stück Rinde in die Wunde gelegt wird, um die Vereinigung der Ränder der Urethra per primam zu verhüten.

Nach der Vollziehung der Operation können die jungen Leute völlig nackt gehen, während vor derselben der Geschlechtsteil bedeckt werden muß. Auch können nun die jungen Leute heiraten. Beim Urinlassen stellen diese operierten Männer die Beine auseinander, heben den rinnenförmigen Penis hoch empor und urinieren wie die Weiber.

Bei der Erektion — so erzählt Miklucho-Maclay weiter — soll der operierte Penis sehr breit und flach werden und das Sperma bei der Ejakulation außerhalb der Vagina abfließen, dieser Umstand wurde als sicher mitgeteilt, ist auch durchaus nicht unwahrscheinlich.

Ein Zeuge sah selber dieses Ausfließen des Sperma beim Koitus, den er in Gemeinschaft mit anderen Europäern vor sich am Tage ausüben ließ. Die Operation scheint sonst weder auf die Geschlechtslust (nach der Häufigkeit der Beiwohnungen beurteilt), noch auf den Koitus selbst einen merklichen Einfluß zu haben. Auffallend erscheint die Behauptung des Berichterstatters, daß neben zirka 100 Operierten nur 3—4 Männer mit unverletztem Gliede sich befanden und diese sollten für die Nachkommenschaft des ganzen Stammes sorgen.

Die Mika-Operation hat in Australien eine große Verbreitung. Sie wird nicht nur in Süd- und Zentralaustralien getroffen, sondern auch von den Eingeborenen um Port Darwin ausgeübt. In einem Berichte über diese Gegend wurde behauptet, daß, obwohl alle Männer diese Operation erleiden, viele unter denselben Vätern reinblütiger Kinder sind. Dies würde demnach den obigen Aussagen widersprechen.

Eine partielle Spaltung der Urethra oder richtiger eine Erweiterung der Officium urethrae (ein Einschnitt längs der untern Mittellinie der Glans penis) soll von den Eingeborenen des Nordwest-Küstenstrichs geübt werden, hauptsächlich zum Zwecke, das wolüstige Gefühl beim Koitus zu steigern; diese Nachricht erhielt Miklucho-Maclay von einem anderen



Manne und er notierte dieselbe nur deshalb, weil sie ein bestimmtes Motiv der Operation angibt. In Port-Lincoln-District fand Ähnliches der Missionar Schürmann und am Peake River in Südaustralien Dr. Rich. Schomburgk. Hier tritt erst zwölf Monate nach der Beschneidung die Aufschlitzung der Harnröhre ein.

Die Eingeborenen des östlichen Neuguinea üben, wie Dr. Conrie, Arzt auf dem „Basilisk“, berichtet, allgemein den Brauch der Beschneidung aus, man führt sie aus, indem man einen geraden Schnitt durch den Rücken der Vorhaut macht.

Viele Südseeinsulaner, z. B. die Nukahiver, verfahren wahrscheinlich in ähnlicher Weise, sie schlitzen den Knaben zur Pubertätszeit mittelst eines scharfen Steines die Vorhaut ein.

Während in Neu-Guinea jener Gebrauch, wie es scheint, nur an der Ostküste vorkommt, indem in anderen Gegenden Neu-Guineas nichts dergleichen beobachtet wurde, üben andere melanesische Volksstämme ganz ebenso wie jene Bewohner der Ostküste Neu-Guineas nicht die Beschneidung, sondern nur die Aufschlitzung der Vorhaut aus.

Auf der zwischen Neu-Guinea und Neu-Britanien liegenden Insel Rook fand der Missionar Reina diese Sitte. „Sie ist“, sagt er, „keine Zirkumzision, sondern ein bloßer Einschnitt in die obere Seite der Vorhaut. Der Beschnittene muß sich einige Tage in das Barem (öffentliche Versammlungshaus) zurückziehen. Am Tage der Beschneidung und wenn er das Barem verläßt, findet ein großes Fest statt und der Knabe hat nun das Recht, das Barem zu betreten.“

Sein Vater muß den Freunden ein Schwein und Taro zum Besten geben. Armer Leute Kinder werden daher nicht beschnitten und Unbeschnittener ist ein Schimpfwort wie bei uns Lump.“

Ferner wird auf der melanesischen Insel Tanna (Neu-Hebriden) die Schlitzung der Vorhaut im 7. bis 10. Jahre vorgenommen, wobei die Knaben längere Zeit (zwei Monate) abgesperrt und bewacht werden, worauf ein festlicher Schmaus folgt.

Auch auf Neu-Caledonien und den Fidschi-Inseln, wo die Knaben nach dem 7. Jahre unter religiösen Zeremonien der Operation unterworfen werden, findet ein ähnliches Verfahren statt.

Wie es wohl meist bei solcher Gelegenheit zugeht, wird von der Insel Tanna folgendermaßen berichtet:

Schon zwei Monate vor dem zur Beschneidung festgesetzten Feste werden die betreffenden Knaben in eine leichte bedeckte Umzäunung gesperrt, vor der Tag und Nacht ein Eingeborener Wache hält. Kein Weib darf in dieser Zeit bei Todesstrafe die Kinder sehen.

Täglich zweimal führt der Wächter die Unglücklichen an den Strand zum Baden, vorher jedoch durch einen Stoß in das Muschelhorn allen Unberufenen das Signal gebend, sich in den Busch zurückzuziehen. Nach dem Bad zeigt der Ton des Muschelhorns an, daß die Luft rein sei. Selbstverständlich wird bei der Beschneidung wacker gezecht, Yams, oft an 200 Pfund schwer, sorgfältig zwischen zwei Stäben befestigt, werden von vier Männern herangeschleppt, Kawa getrunken etc. (Ploß.)

Nicht weniger ist bei vielen Polynesiern das Beschneiden heimisch. Auf den Tongainseln heißt es tefé (auf den Fidschi-Inseln teve, ciliva kosodola); andere Bezeichnungen gelten im Osten, auf den Marquesas oti poipoi und auf den Sandwich-Inseln oki poepoe.

Die Ausführung geschieht auf den Tonga-Inseln nach Mariner folgendermaßen:

Ein kleines Stückchen Holz von passender Form wird mit Gnatu umwickelt und in das Präputium eingeführt, dann wird auf dem Rücken desselben ein Längseinschnitt von einem halben Zoll entweder mit einem Bambussplitter oder einer Muschelschale gemacht, am liebsten mit der letzteren. Dieser Einschnitt wird durch die äußeren Hautpartien und den Anfang der inneren gemacht und der Überrest der letzteren mit den Fingern aufgerissen. Das Ende des Penis wird dann in ein Blatt des Guataibaumes eingewickelt und mit einer Bandage versehen. Der Knabe darf drei Tage lang nicht baden und das Blatt wird ein- oder zweimal täglich erneuert.

Auf den Samoa-Inseln geschieht die Operation ähnlich, doch wurde hier dem ursprünglich zum Schneiden benutzten Bambussplitter später das eingeführte Rasiermesser substituiert.

Als Grund der Beschneidung gibt man dort Reinlichkeit an und es ist dies einer der ältesten Bräuche auf den Inseln.

In jedem Orte ist ein Mann, der die Operation gegen Bezahlung ausführt, doch ist es nicht selten, daß sich zehn oder fünfzehn Burschen in den Wald begeben und einander dort gegenseitig beschneiden.

Die Knaben sind gewöhnlich 8 oder 10 Jahre alt, wenn sie beschnitten werden.

Über die Beschneidung auf Samoa schreibt Krämer:

„Die Beschneidung<sup>1)</sup> o le tefega (tefe<sup>2)</sup> beschneiden), bei der es sich nicht um Zirkumzision, wie die Engländer sagen, handelt, sondern um einfache Spaltung der Vorhaut, also Einschneidung am oberen Rande, wie allgemein in Indonesien üblich, wird so ausgeführt, daß man einen Spatel unter die Vorhaut schiebt und diese durch einen Schlag mit einem scharfen Gegenstand als Haifischzahn, Muschel, Bambusmesser, neuerdings natürlich mit Eisenmesser, durchtrennt. Sie wird bei den samoanischen Jünglingen, ähnlich wie bei den Mohammedanern, bei Eintritt der Mannbarkeit, stets zwischen dem 7. und 15. Lebensjahre ausgeführt. Religiöse Gebräuche, wie bei anderen Völkern, z. B. auf Fidschi, wo die Operation auf den Nangaplätzen geschah und wo richtige Zirkumzision geübt zu werden scheint, dürften auf Samoa nie mit der Operation,

---

<sup>1)</sup> Mein Diener, ein Halbblut, ließ sich mit zehn andern an einem Tage von demselben Manne beschneiden. Jeder der Behandelten zahlte zehn Mark an den Beschneider, was so ähnlich, wie beim Tatauierer ein ganz gutes Geschäft ist.

<sup>2)</sup> Pratt gibt an, daß tafao ein euphemistischer Ausdruck für tefe, beschneiden sei was also nicht ganz stimmt. Ebenso nennt der Missionär masisi ein Stück Holz, das für tafao gebraucht werde, wohl zum Durchschlagen des Schneideinstruments, und fügt hinzu, in „vorwurfsvollem Sinne“ gebraucht. Masisi ist aber ein sehr unanständiges Wort und heißt offenbar das erigierte Glied männlich und weiblich. Der Hammer heißt sonst tafao (Nagelschläger) und ist außerdem das gewöhnliche Wort für „Spazieren gehen“. (Krämer.)

die meist von einem darin Erfahrenen ausgeübt wurde, verbunden gewesen zu sein. Das leitende Motiv scheint für Samoa nur in der Reinlichkeit zu liegen, indem gesagt wird, daß kein samoanisches Mädchen mit einem unbeschnittenen Jüngling schlafen würde. Deshalb nennen die Samoaner die Blüte der Amorphophalluspflanze (teve), die dem männlichen Gliede nicht unähnlich sieht und einen fötiden Geruch verbreitet, wie ich mich selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte, tafao, und ebenso nennen sie einen unbeschnittenen Jünglingspenis. Der Arzt weiß, daß dies nicht ohne Grund geschieht. Wenn man nun behauptet, daß die Beschneidung der Juden an Stelle unserer Taufe ausgeübt (am 8. Tage), rein rituell sei, und daß Reinlichkeitsgedanken fern lägen, so mag das sekundär so geworden sein, ursprünglich wird man aber die bei den orientalischen Völkern ausgeübte Beschneidung auf den Reinlichkeitsgedanken, der in Samoa nach längst eingeführtem Christentum heute allein noch diese Sitte aufrecht zu erhalten imstande ist, zurückführen müssen.

Mag Abraham Glasberg und Genossen noch so sehr mit Schlagworten, wie „Symbol des Glaubens, Bundeszeichen, Zeichen der geistigen Reinheit durch Beseitigung der fleischlichen Vorhaut, Sühne durch das Blut, Zeichen des Gotteskämpfertums“ usw. arbeiten, der Ethnologe, der hinter den Tempelvorhang blickt, wird die wahren Ursachen erkennen, wie denn der Unbeschnittene auch bei den Israeliten als unrein galt, wofür die absolute Gegensätzlichkeit von der Theokratie der Juden und der heidnischen Monarchie keineswegs herangezogen zu werden braucht.“

Andree kommt am Schluß seiner trefflichen Abhandlung über die Beschneidung zu dem Ergebnis, daß die ursprüngliche Tendenz ein operativer Vorbereitungsakt auf die Sexualfunktion des Mannes sei; „denn man betrachtete den noch immerhin geringen Zustand der Phimose am jungen Menschen als etwas Hinderliches für den Koitus.“ Dies ist zweifellos stellenweise einer der Gründe; aber ich glaube doch, daß die Reinlichkeit die verbreitetste Veranlassung zur Beschneidung ursprünglich war, weshalb diese auch vorzüglich in den warmen Ländern ausgeübt wird, wie z. B. im Pacific den Maori fehlt, und von nordischen Völkern nur bei den Eskimo vorkommt, die sie aber erst neuerdings von den Indianern übernahmen.

Die Beschneidungszeremonie nimmt nach samoanischer Schilderung nachstehenden Verlauf: Wenn einige Jünglinge, fünf bis zehn, sich besprechen, daß sie wünschen, sich zusammen beschneiden zu lassen, dann reden sie also: Es ist gut, laßt uns einen Werkmann holen. Es geht darauf ein Bote und es spricht der Werkmann: Ihr seid willkommen. Darauf antworten sie: Deine Hoheit ist die wahre Hoheit. Wieder sprechen sie: Wir kommen, dich zu bitten, daß du uns demnächst beschneidest. Darauf antwortet der Werkmann: Es ist gut, geht nur voran, während ich ein Holzspatel zu schnitzen und ein Bambusmesser suchen gehe; wenn ich es bekommen habe, werde ich alsbald kommen. Darauf geht der Mann da die Sachen zu suchen, die er bekommen will. Darauf geht er an den Ort, wo die Jünglinge sind. Darauf spricht der Werkmann: Habt ihr alle ein Stück Rindenbast und einige Fanuamamala-Blätter (bekommen)? Darauf

antworten die Jünglinge: Wir haben es. Darauf spricht der Werkmann: Kommt nur hierher! Und wieder spricht er: komme nun jeder einer nach dem andern zu mir her! Es kommt der erste. Und es spricht der Mann zu ihm: Fasse zum Beschneiden das Glied an. Darauf faßt der Jüngling an und macht es so.<sup>1)</sup> Dann faßt der Mann zu und schiebt den Holzspatel ein. Darauf schiebt er die Haut wieder darüber vor, greift nach dem Messer und schneidet damit. Darauf legt er die Sachen beiseite und greift nun mit beiden Händen zu und hält die beiden Zipfel fest. Dann sagt er: Renne rasch ins Salzwasser. Darauf geht er und läuft in das Salzwasser.<sup>2)</sup>

Darauf kommt der andere ebenso daran und so weiter bis zum zehnten. Darauf spricht der Werkmann zum ersten: Freund, komme her an Land! Darauf kommt er. Darauf spricht der Werkmann: Komm, ich will dich verbinden. Darauf geht er hin, und der Mann ergreift ein Fanuamamala-Blatt, reißt es ein und bedeckt damit die Wunde. Darauf bringen sie den Rindenstoffstreifen, um damit zu bedecken. Und es spricht der Mann: Gehe du weg, es soll ein anderer herkommen. Und so wird es mit allen gemacht, bis zum zehnten.

Darauf gibt er folgende Warnung aus: Bewegt euch ja nicht zuviel, und keiner soll am Abend allein Wasser lassen, auch soll keiner allein essen oder das

---

<sup>1)</sup> Er faßt das Glied an und schiebt die Vorhaut (fa'auamo) zurück.

<sup>2)</sup> Baden nach der Beschneidung ist auf Tonga verboten.

Essen mit den Händen anfassen, sondern es an einem Stäbchen aufspießen, weil, wenn einer auch nur eine dieser Anweisungen überschreitet, dieser Person sofort das Glied anschwillt und damit nicht genug, es wird auch krumm, bis an die Leiste.

Wenn nun alles so während vieler Tage getan wird, dann kommt bald der Tag, da es heilt. Dann spricht der Werkmann: Gehe jemand und hole ein Taroblatt.<sup>1)</sup> Nun nimmt es der Werkmann, zupft es klein und legt es auf die Fleischwarzen. Und die Jünglinge sagen: Es ist gut, wir wollen uns nachher am Abend versammeln und unsere Geschenke zusammenbringen, um sie dem Herrn zu geben.<sup>2)</sup> Wenn dann der Abend gekommen ist, dann gehen die Jünglinge mit ihren Geschenken und sagen zu dem Häuptling: Verzeihung, hier sind einige wertlose Sachen, die wir dir lassen möchten, denn wir sind sehr arm. Darauf antwortete der Mann: Laßt doch solche Reden, ich habe diese Arbeit nicht getan, um euch zu berauben, sondern ich tat es nur aus großer Liebe zu euch. Laßt uns darum eines tun, laßt uns zusammen ein Fest feiern. Darauf gehen sie auseinander.

Ein großes Fest mit den üblichen Belustigungen folgt nun, bei dem der Beschneider, der tufuga tefe, bezüglich des Essens keineswegs zu kurz kommt. Der

---

<sup>1)</sup> Das Taroblatt muß trocken sein. Es wird auf die Granulationen, die Geschwürsfläche geklebt, die es reizt, und zwar ringförmig. Entsteht durch Eiterung eine Phimose, so nennt man diese patumimi (Pratt).

<sup>2)</sup> Meist nur kleine Sachen, als Hühner, siapo, Kokosöl, Äxte, titi, Schlafmatten usw.



Jüngling ist nun mannbar geworden, aber um vollwertig, d. h. heiratsfähig zu sein, fehlt ihm nun doch noch etwas, die Tatauierung, ohne die er immer unmündig, als Knabe gilt.

Wie sehr Gewohnheit dauerhafter ist als Tradition, zeigte der bis vor kurzem herrschende Gewohnheitsbrauch in Ninué, der, wie Thompson glaubt, einzig in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft dasteht. Wenn ein Knabe einige Wochen alt war, versammelten sich die alten Männer und ein Fest wurde bereitet. Über dem viereckigen Dorfplatz wurde ein Sonnendach in den Nationalfarben gespannt und das Kind darunter auf die Erde gelegt. Ein alter Mann näherte sich ihm dann, indem er irgendeine Anrufung dabei murmelte, und vollzog mit seinem Zeigefinger pantomimisch die Beschneidung. Kein Kind wurde als vollberechtigtes Mitglied des Stammes angesehen, solange es nicht diesen Ritus des Matapulega mitgemacht hatte. Die Beschneidung ist zwar in Fidschi, in Tonga und in Samoa ziemlich allgemein gebräuchlich, aber die Niuéaner versichern, daß sie bei ihnen niemals anders als in dieser modifizierten Form ausgeführt wurde. Ja sie zeigen sogar Widerwillen gegen eine solche Art der Verstümmelung, aber sie sind dagegen nicht imstande, irgendeinen Grund für ihre ganz zwecklose Mummerei anzugeben. Wenn das, was sie sagen, wahr ist, haben wir hier ein Beispiel von dem Überleben einer unsinnigen Form, fünf Jahrhunderte nachher, seit die Sitte, die sie mit sich gebracht, selbst bereits tot ist. In ihren alten Wohnsitzen hatten die Vorgänger der Rasse die Beschneidung wirklich ausgeübt, aber da die Operation ein Vorrecht

der darin erfahrenen Klasse war, zu der keiner der ans Land Geworfenen gehörte, so wagten sie es nicht, mit den Körpern ihrer Kinder unberufene Änderungen vorzunehmen, andererseits aber auch nicht einen Ritus aufzugeben, den ihre Götter verlangten.

---

### Drittes Kapitel.

## Die Reifezeit des Mädchens.

Die Menstruation als Zeichen der Reife. — Geheimnisvolle Vorstellungen von der Menstruation. — Die Unreinheit des Weibes. — Die Urtheorie von der Entstehung der Menstruation. — Die Absonderung der Menstruierenden. — Der Käfig auf der Yorksinsel. — Gebräuche in Zentral-Australien. — Samoa. — Die Zeit des Eintritts der Menstruation. — Ungenaue Angaben. — Pubertätsweihen und Geschlechtstrieb. — Ein merkwürdiger Gebrauch. — Das Aufschneiden der Mädchen beim Eintritt der Pubertät. — Defloration und Jus primae noctis. — Strenge Beachtung der Gruppenverhältnisse. — Blutverwandschaft und Stammesverwandschaft. — Aufhebung bezw. Abänderung der Tabugesetze während der Pubertätszeremonien. — Das Ausbleiben der Menstruation. — Mittel dagegen. — Die Absonderung der Menstruierenden ursprünglich eine hygienische Maßregel? — Unaufklärter Sinn vieler Gebräuche.

Während, wie bereits erwähnt, der Übergang vom Knaben zum Jüngling sich unmerklich und allmählich vollzieht, stellt sich die Reife des Weibes plötzlich ein durch ein sichtbares Zeichen: die Menstruation. Diese Erscheinung hatte zu allen Zeiten und bei allen Völkern etwas geheimnisvolles, meist dämonisches, und diese Scheu vor dem an sich schon wunderbaren physischen Vorgange führte zu allerlei abergläubischen Gebräuchen, die sich auf die Menstruierende selbst, sowie auf das von ihr abgesonderte Blut, bis auf sämtliche von dem Weibe benutzte Gegenstände beziehen. Nahe-

liegend und begreiflich ist die Vorstellung von der Unreinheit der Menstruierenden während der Zeit ihrer Blutung. Das Maß der Unreinheit, das von dem Weibe ausgeht, wie lange dieselbe dauert und auf welche Dinge ihrer Umgebung sie sich erstreckt, ist bei den verschiedenen Völkern, und, innerhalb der Naturvölker, selbst bei den einzelnen Stämmen nicht gleichartig. Eine Absonderung findet zwar überall statt, aber dieselbe entspricht in ihrer Strenge dem mehr oder minder heftigen Abscheu, den das betreffende Volk sowohl vor dem Vorgange selbst, als auch vor dem Weibe hat, das sich gerade in der Zeit ihrer Monatsblutung befindet.

Man sollte eigentlich doch annehmen, daß, auf je niedrigerer Stufe ein Volk steht, desto geringer sein Reinlichkeitsempfinden sei, des Mangels hygienischer Begriffe gar nicht zu gedenken, und daß demgemäß mit sinkender Kultur die Menstruierende als nicht abstoßend angesehen werden, während das Absonderungsbedürfnis mit steigender Reinlichkeit und höheren Anschauungen über Hygiene sich entsprechend intensiver betätigen müsse. Das ist nun — von den alttestamentlichen religiösen Vorschriften abgesehen — gerade umgekehrt der Fall. Die Scheu vor dem menstruierenden Weibe ist bei dem Zivilisationsmenschen im allgemeinen erheblich geringer, als bei dem Wilden. Der Grund hierzu liegt aber natürlich nicht darin, daß der Wilde in solchen Dingen etwa ästhetischer empfinde, sondern ist einfach darin zu finden, daß sich bei den Naturvölkern eben eine Menge abergläubischer und nicht selten auch furchtsamer Vorstellungen an das Eintreten der Menstruation

knüpfen. Dämonen und Geister, die mit allen Lebensvorgängen in Verbindung gebracht werden, haben auch bei dem geheimnisvollen Vorgang der Periode ihre Hand im Spiele

Diese Urtheorie über den Ursprung der Menstruation läßt uns das besondere und intime Band, das von jeher das Weib, auf Grund des Menstrualvorganges mit den natürlichen oder übernatürlichen Mächten der Welt verbinden sollte, in seiner frühesten Gestalt erkennen. Überall nimmt man an, sagt Ellis, die menstruierende Frau sei von Geistern besessen und geheimer Kräfte voll. Gerade hier hat immer eine ganz irrige Auffassung, die der Unkenntnis und primitiven religiösen Ideen entsprang, Platz gegriffen. Es heißt die menstruierende Frau sei unrein und vom bösen Geist besessen. Aber in der Tat unterscheidet der Wilde selten zwischen bösen und guten Geistern. Jeder Geist kann entweder einen guten oder einen schlechten Einfluß haben. Ein interessantes Beispiel hierfür finden wir in Colensos Maori-Lexikon.

Die Maoris nennen ihre Götter Atuas, infolgedessen benutzen die Missionare auch das Wort Atua als Bezeichnung für den christlichen Gott. Aber der Sinn dieses Wortes scheint ursprünglich mit etwas außerordentlich Großem und Schrecklichem verbunden gewesen zu sein, denn die Götter und Dämonen der Maori, obgleich angebetet, wurden auch oft gehaßt und von ihren Anbetern bedroht. Personifizierte Krankheit, Schmerz und Tod waren alles Atuas, ebenso alle Nahrungsmittel, die vermieden werden mußten, alles Ungeheuerliche, Unheimliche oder Unheilbringende und wie uns eine andere Autorität (Tregear) erzählt, wur-

den die während der Menstruation getragenen Sachen als sehr gefährlich und unheilbringend angesehen. Also darf das Weib nicht betrachtet werden, als durch die Menstruation in einen Zustand der Erniedrigung und der Unreinheit versetzt, als ein Werkzeug in den Händen der bösen Gewalten, sondern nur als ein Wesen, das in die Regionen emporgehoben wird, die von allen übernatürlichen Mächten der Welt bewohnt wird.

Die Absonderung der Menstruierenden ist aber in ganz Australien und Ozeanien die Regel, wie immer auch die abergläubischen Vorstellungen gestaltet seien. Diese Absperrung ist oft sehr streng und nimmt zuweilen sonderbare Formen an.

Mr. Cockerell, ein Naturforscher und Naturaliensammler aus Queensland, wurde einmal mit einem Lehrer von den Samoa-Inseln sieben Tage lang auf Neu-Britannien, als mehrere Häuptlinge von dort dem Rev. Brown nach der Missionsstation auf Duke of York Island gefolgt waren, als Geißel zurückgehalten. Mr. Cockerell setzte seine Sammlungen auf Neu-Irland fünf Monate lang fort und die Eingeborenen zeigten sich während dieser Zeit äußerst freundlich gegen ihn, obwohl sie schreckliche Kannibalen waren. Cockerell erzählt nun, es bestehe auf dieser Insel eine sonderbare Sitte, die vorschreibt, daß die Tochter eines Häuptlings im Hause ihres Vaters in einen Käfig gesperrt werde, bis sie das heiratsfähige Alter erreicht hat. Dieser Käfig ist so eng, daß eine Bewegung darin kaum möglich ist. Das arme Geschöpf darf denselben zu keiner Zeit des Tages verlassen und erst nach Sonnenuntergang, wenn Dunkelheit eintritt, ist ihr in

Begleitung der nächsten Verwandten ein Gang ins Freie gestattet.

Cockerell hat nun entweder falsch beobachtet, oder, was wahrscheinlicher ist, sein Interpret hat ihn falsch verstanden. Es handelt sich hier nämlich um keine dauernde Einsperrung, sondern augenscheinlich um die gleiche Sitte, von der Powell berichtet, der von Ploß zitiert wird. In Neu-Irland wird nämlich, so erzählt Powell, wenn ein Mädchen mannbar wird, dasselbe auf etwa vier Wochen in eine Art Käfig gesteckt, den es bewohnen muß. Der Käfig ist im Innern des Hauses errichtet und so klein, daß es dem Mädchen nicht möglich ist, in dem Raume zu stehen; es kann darin nur sitzen oder liegen. Während des Aufenthaltes in dem Käfig, den es nur des Nachts verlassen darf, werden dem Mädchen Kränze aus wohlriechenden Pflanzen um die Taille gebunden. Der Käfig ist häufig sogar zweistöckig; der obere Teil dient dem jungen Mädchen, der untere einem alten Weibe oder kleinem Kinde zum Aufenthalt.

Der immerhin lange Zeitraum von vier Wochen mag übrigens Cockerell auf die Vermutung geführt haben, es handle sich um eine dauernde Absperrung.

Bei den Arunta und Ilpirrastämmen in Zentral-Australien bringt die Mutter ihre Tochter, bei der sich die erste Menstruation eingestellt hat, nach einem abgesonderten Platze dicht bei dem Erlukwirra oder Weiberlager, das die Männer nicht betreten. Es wird ein Feuer angezündet und ein Lager aufgeschlagen. Das Mädchen hat ein etwa ein halbes Meter großes Loch zu graben, über dem es sitzen muß. Während dieser Zeit wird die Menstruierende von einer Gefährtin, einer

Mia (älteren Schwester) bedient, die sie mit Nahrung versorgt und auch an ihrer Seite schläft. Kindern beiderlei Geschlechtes ist es streng verboten, mit der Menstruierenden zu reden oder sich ihr auch nur zu nähern. Während der ersten zwei Tage soll sie über dem Loche sitzen, ohne sich wegzurühren. Nach dieser Zeit darf sie mit der einen oder anderen alten Frau auf die Nahrungssuche gehen. Wenn das Blut aufgehört hat zu fließen, dann muß sie das Loch wieder zuschütten. Nun ist das Mädchen eine Wunpa, kehrt als solche nach dem Weiberlager zurück und kurz nachher findet die Deflorierungszeremonie, die Atna-ariltha statt, wobei sie dem Manne, für den sie bestimmt ist, übergeben wird. Sie bleibt nun so lange Wunpa, bis ihre Brüste jene spitze und hängende Form angenommen haben, die bei diesen Eingeborenen allen jenen Frauen eigentümlich ist, die bereits ein oder mehrere Kinder zur Welt gebracht haben. Von diesem Zeitpunkte an heißt sie dann Arakutja, die Bezeichnung für ein vollentwickeltes Weib.

Auf Wuap, einer der Karolineninseln, findet die Isolierung der Mädchen beim Herannahen der Reife statt, dann verlassen die Mädchen das elterliche Haus im Dorfe und leben einige Zeit (2 bis 3 Monate) in kleinen Hütten, die eigens für diesen Zweck unweit dieses Dorfes aber an einem abgelegenen Ort errichtet sind. Dort halten sie sich während der ersten Regeln und noch einige Zeit nachher auf.

Auf mehreren Südseeinseln haben beim Eintritt der Menstruation die Mädchen ein Fest, wobei man sie beschenkt.

In Samoa wird den Mädchen als äußeres Zeichen



der geschlechtlichen Reife nur das lange Kopfhaar abgeschnitten. Das Fest der ersten Menstruierung ist ebenfalls nur ein sehr kleines. Die Eltern sammeln einige wenig wertvolle feine Matten und Rindenstoffe und laden die aualuma, alle die unverheirateten Mädchen des Dorfes ein, unter die Geschenke (gata Pratt) ausgeteilt werden. Damit tritt das Mädchen in den Kreis der aualuma ein, es wird heiratsfähig. Auch ist es Sitte, bei den Mädchen die Scham- und Achselhaare zu entfernen.

Die Angaben über das Alter, in dem die Australierinnen und Ozeanierinnen zum ersten Male menstruieren werden, differieren sehr stark und auch in den von Ploß zusammengestellten Daten treten diese Widersprüche zutage. Die angegebenen Daten haben aber auch geringe Wahrscheinlichkeit für sich; die Verantwortung für ihre Richtigkeit muß daher den betreffenden Berichterstellern überlassen bleiben.

Nach Mac Gregor werden die Mädchen in Australien mit 10—12 Jahren mannbar, in Neu-Kaledonien nach Bourgarel im 12. Jahre, nach Vinson im 12. bis 15. Jahre und später nach Viktor de Rochas im 12. bis 13. Jahre; auf den Fidschi-Inseln nach Wilkes erst mit dem 14. Jahre.

Über dieselbe Inselgruppe berichtet hingegen wieder Blyth: Wie in allen tropischen Gegenden, so tritt auch in Fidschi die Pubertät in frühem Alter ein; die Fidschi-Mädchen beginnen im Durchschnitt mit zehn Jahren zu menstruieren. Das Eintreten der Pubertät wird dann als ein Anzeichen für das Aufhören des Wachstums betrachtet. Fälle von verzögerter Men-

stration sind nicht unbekannt bei zur Mannbarkeit herangewachsenen Fidschi-Mädchen.

Die Maorimädchen auf Neuseeland menstruieren nach Brown schon im zwölften, nach Thomson jedoch erst im 13.—16. Jahre. Auf den Samoainseln stellt sich die Menstruation ein, wenn die Mädchen ihr 12.—13. Jahr erreicht haben, das Auftreten der Menses vor dem zehnten Lebensjahre soll, nach Graeffe, selten sein. Als das Alter des Pubertätseintritts auf den Salomoninseln bezeichnet Elton das 15. Lebensjahr, während auf den Neu-Hebriden die Reife nach Macdonalds Angaben schon im dreizehnten Lebensjahre erreicht werden soll. (Ploß.)

Alle diese Angaben sind aber, wie bereits bemerkt, mit einiger Vorsicht aufzunehmen, da sie allzusehr von einander differieren, auch zum Teil mit anderen das Geschlechtsleben betreffenden Momenten nicht recht übereinstimmen. Wenn zwar mit dem Geschlechtsverkehr nicht immer bis zum Eintritt der Menstruation gewartet werden mag, so ist es andererseits doch nicht üblich, die Mädchen vor erreichter Pubertät regelrecht zu verheiraten. Das Heiratsalter ist aber ein sehr frühes. Sagt doch selbst Ploß: Frühe Heiraten sind auch in Ozeanien gebräuchlich; so verheiraten sich die Mädchen bei den Eingeborenen Südaustraliens mit 8 bis 12 Jahren und leben mit ihren Männern zusammen. Vom 8. Jahre an pflegen sie den Beischlaf.

Alle Mannbarkeitszeremonien bei den australischen Naturvölkern tragen den ausgesprochenen Charakter sexueller Feste. Bei den Pubertätsfeiern der Knaben gibt es nun einzelne Riten, die, wie schon früher erwähnt, einen sozialen und politischen Hintergrund haben

und sich darauf beziehen, daß der mannbare Gewordene nach Absolvierung der ihm auferlegten Prüfungen und nachdem er die verschiedenen schmerzlichen Prozeduren durchgemacht hat, im Rate der Männer sitzen und mitreden darf und das Recht hat, an Versammlungen und Veranstaltungen teilzunehmen, bei denen Unmündige und Weiber ausgeschlossen sind.

Die Pubertätsweihen der Mädchen, wenn sie auch nicht gerade unmittelbar an die erste Menstruation anschließen oder die Verehelichung als sofortige Folge nach sich ziehen, tragen unter allen Umständen einen rein sexuellen Charakter. Das Weib ist bei den Naturvölkern in erster Linie Geschlechtswesen, fühlt sich auch als solches und kann es selbst kaum erwarten, sich als Geschlechtswesen betätigen zu können. Es spielt da vielleicht nicht einmal die starke Sinnlichkeit allein mit, sondern das Bewußtsein, ohne Mann nicht zu zählen, eine Halbheit zu bilden, ist den natürlich empfindenden Weibern der Eingeborenen in Fleisch und Blut übergegangen. Über die Stellung des Weibes bei den Australiern wird noch später ausführlicher die Rede sein, aber bereits hier sei kurzweg konstatiert, daß die von so vielen Reiseschriftstellern betonte traurige Lage mir keineswegs so traurig zu sein scheint, wie die gerade durch ihre fast wörtliche Übereinstimmung mir zweifelhaft erscheinenden Berichte lauten. Es will mir sogar bedünken, daß die so sehr beklagten Weiber der Wilden als Ehefrauen ein viel besseres Dasein führen — natürlich immer am Maßstabe ihrer Kultur gemessen — als manche ihrer Mitschwestern in unseren gesegneten und geistig so hochstehenden Landstrichen. Das austra-

liche Weib sehnt sich nach der Ehe, was gewiß nicht der Fall wäre, wenn dieselbe ein solches Martyrium für dasselbe bedeuten würde, wie allgemein angenommen wird.

Der Weg in die Ehe, zu der die Erklärung zum ehereifen Weibe gehört, wird der Australierin wahrlich nicht leicht gemacht und hart und martervoll sind oft die Zeremonien, der sich auch das Mädchen zu unterziehen hat. Aber alle Zeremonien beziehen sich auf das Geschlechtswesen und deshalb sind die Vorgänge auch zumeist geschlechtlicher Natur.

Eine ganz merkwürdige Sitte meldet Miklucho-Maclay, die jedoch bei den Australiern ziemlich selten sein dürfte. Bei einem einzelnen Stamme wurden Mädchen gefunden, die ein ganz knabenhaftes Aussehen aufwiesen und in der Leistengegend längliche Narben zeigten. Es stellte sich heraus, daß es sich dabei um Mädchen handelte, denen die Eierstöcke operativ zur Zeit der Reife entfernt wurden, um auf diese Weise für die jungen Leute Objekte für deren Geschlechtsbefriedigung zu schaffen, die dadurch nicht zu Müttern werden können. Jedenfalls eine äußerst raffinierte Art, um den Naturtrieben ohne Gefahr für unerwünschte Volksvermehrung gerecht zu werden. Aber auch als Präventivmaßregel gegen Krankheitsvererbung hat sich solch eine Operation vorgefunden. So wurde diese Operation an einem stummen Mädchen ausgeübt, um zu verhindern, daß es stumme Kinder zur Welt bringe.

Die Australier am Peake-Fluß haben eine periodisch wiederkehrende Zeremonie zur Einweihung der jungen Mädchen als Frauen, doch ist keine bestimmte

Zeit für die Angelegenheit festgestellt. Wenn der jungen Mädchen Brüste schwellen und sich ein Haarwuchs zeigt, so entführt sie eine Anzahl älterer Männer an einen einsamen Ort, dort wird sie niedergelegt, ein Mann hält ihre Arme, zwei andere die Beine. Der vornehmste führt dann zuerst einen Finger in die Vagina, dann zwei, zuletzt vier. Zurückgekehrt in den Lagerplatz, kann das arme Ding infolge der Mißhandlung 3—4 Tage denselben wegen Schmerzen nicht verlassen. Sobald sie kann, geht sie fort, wird aber in jedem Winkel von den Männern verfolgt und muß sich den Koitus von 4—6 derselben gefallen lassen. Dann aber lebt derjenige, mit dem sie als Kind versprochen war, mit ihr als Gattin. Bei den Einwohnern von Charlotte Waters und Alice Springs besteht dieselbe Sitte, doch gebraucht man hier zur Zerstörung des Hymen (zur Defloration) einen Stein und an Stelle des Fingers einen Stock.

Die Defloration von einem andern als dem eigenen Gatten, das Verleihen des jungen Weibes an Stammesbrüder findet sich namentlich dort, wo Gruppenehen herrschen. Der Defloration geht die Aufschneidung der Vagina voraus, die bei den meisten australischen Stämmen als eine für unerläßlich erachtete Prozedur gilt.

Bei jedem der von Spencer und Gillet besuchten Stämme, von den Urabunna im Süden, gerade durchs Zentrum durch bis zu den westlichen Küsten des Golfes von Carpentaria ist die Ausführung der Subinzision bei den jungen Männern im Gebrauch, und, augenscheinlich in enger Beziehung damit, steht die Sitte des Aufschneidens der Vagina, die an den

jungen Mädchen ausgeübt wird. Das letztere, atna-ariltha-kuma genannt, wird wahrscheinlich im engeren Sinne als Mannbarkeitszeremonie aufgefaßt, als ein Äquivalent des pura-ariltha-kuma bei den Männern (atna, vulva; pura, penis, kuma, schneiden); ariltha ist der Name, der der Zeremonie gegeben wird. Bei allen Stämmen wird das Weib nach der Zeremonie einer Anzahl bestimmter Männer überlassen, die mit ihr kohabitieren, bevor sie das Eigentum eines einzelnen Mannes wird, und sogar nachher sind bestimmte Gelegenheiten, bei denen er nach Stammessitte verpflichtet ist, sie anderen Männern leihweise zu überlassen. In dieser Sache ist alles durch Herkommen geregelt und jeder Bruch desselben ist mit Strafe bedroht.

Im großen und ganzen geht die Zeremonie bei allen Stämmen in ziemlich ähnlicher Weise vor sich, und im folgenden sind die wichtigen einzelnen Details der Operation wiedergegeben, die sich abspielt, wenn das Mädchen das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr erreicht hat. Bei den nördlichen Arunta und Ilpirra spricht der Mann, für den das Mädchen bestimmt ist, mit seinen unkulla-Leuten (Vaters Schwestersöhnen), und diese, begleitet von anderen Männern, die unawa sind, — d. h. gesetzliche Gatten des Mädchens, und einem alten ipmunna (Mutters Mutterbruder), — nehmen das Mädchen hinaus in den Busch. Der letztgenannte vollbringt dann die Operation mittels eines steinernen Messers, nachdem er vorher die Lippen der Vulva mit einer Churinga, eine Art Pelzquaste mit Stiel, berührt hat, als wolle er excessives Bluten verhindern. Nachher haben ipmunna, unkulla und unawa, in

der Reihenfolge, wie sie hier genannt sind, mit ihr Verkehr. Der ipmunna schmückt sie dann mit Pelzschnüren, Rattenschwänzen u. dgl. und bringt sie nach der Hütte zu dem ihr bestimmten Gatten, dem sie dann angehört, obwohl er sie wahrscheinlich denselben Männern für eine Weile zurückschickt. Bei den Illi-aura wird die Operation von dem Ipmunna ausgeführt, und nachfolgende haben dann mit ihr Verkehr: ipmunna, unkulla, okilia (ältere Brüder), itia (jüngere Brüder), unawa. Bezüglich der Brüder ist zu bemerken, daß es sich um Stammesbrüder, okilia und ita, und nicht um Blutsbrüder handelt, die mit dem Mädchen kohabitierten. Bei dem Kaitischstamme wird die Operation von einer arari (älteren Schwester) des Mädchens ausgeführt und dann nehmen folgende Männer Besitz von diesem: atninni (Mutters Mutterbrüder), alkiria und atjiri (ältere und jüngere Brüder, aber nicht im Blute), auillia (Mutters Brüder) und umbirnia (gesetzmäßige Gatten).

Bei dem Warramungastamme wird das Mädchen von einer älteren Schwester zu dem bestimmten Platze in der Nähe des Dorfes geführt, indem sie zu dem Mädchen spricht: „Komm mit mir, du und ich wollen Corroborree gehen.“ Drei Stammesbrüder, die mit der Novizin kulla-kulla sind, d. h. im Verhältnis der gesetzmäßigen Gatten zu ihr stehn, liegen, den wirklichen Gatten in der Mitte zwischen sich, lang ausgestreckt auf dem Boden nebeneinander. Die ältere Schwester plaziert nun das Mädchen quer über die liegenden Männer und die Operation wird durch einen alten Mann ausgeführt, der zu dem Mädchen im Verhältnis des wankilli steht (Vaters Schwestersohn). Die Zeremonie

findet öffentlich in Gegenwart aller Dorfgenossen, Männer und Weiber statt<sup>1)</sup>, ausgenommen jener, die zu dem Mädchen im Verhältnis von *auiniari* stehen (des Gatten Mutter und des Gatten Muttersbruder). Nach der Operation wird die Braut mit Fransen, Arm- und Kopfbändern, Halsketten geschmückt, die sie später ihrem Vater und ihrer Mutter gibt. Der Mann, dem sie nun angehört, nimmt sie zu sich, wo sie ruhig bis zum nächsten Morgen bleibt, indem die beiden an den entgegengesetzten Seiten des Feuers schlafen. Zwei oder drei Tage nachher nimmt sie der Mann mit sich, wenn er morgens in den Busch geht — wobei er noch immer keinen Geschlechtsverkehr mit ihr hat — und reibt dort jedesmal ihren Körper mit Fett und rotem Ocker ein. Bei vielen Stämmen soll diese Prozedur die körperliche Entwicklung des jungen Weibes fördern. Während dieser Zeit ist die kleine Gattin eifrig beschäftigt, vegetabilische Nahrungsmittel, Grassamen und Yams, zu sammeln und diese ihrer Mutter und älteren Schwester zu bringen, die ihr dann um die Taille eine schmale Fransenschürze, *matjulari* genannt, binden, das Emblem der verheirateten Frau bei diesem Stamme. Zwei Nächte lang wird sie dann dem *turtundi* (Mutters Mutterbruder), den *wankilli* (Vaters Schwestersöhnen), dem *kankwia* (Großvater

---

<sup>1)</sup> Bei dieser Gelegenheit mag darauf hingewiesen werden, daß auch die Mannbarkeitszeremonie der jungen Männer, *para-iriltha-kuma*, in Gegenwart aller Männer und Weiber des Dorfes vollzogen wird; doch stehen die letzteren nicht dicht dabei, aber immerhin nahe genug, um zu sehen, was vorgeht. In diesem Punkt unterscheidet sich der Stamm der *Warramunga* von allen anderen Stämmen.



väterlicherseits), den paperti und bakaitja (älteren und jüngeren Brüdern, aber nicht dem Blute nach) und den kulla-kulla (gesetzmäßigen Gatten) überlassen. Dann wird sie endlich das Eigentum des Mannes, für den sie bestimmt ist. Bei den Worgaia, Bingongina, Wulmalla, Tjingilli, Umbaia und Walpari stimmen die Gebräuche mit denen der Warramunga im großen und ganzen überein, nur mit dem Unterschiede, daß es als feststehende Regel gilt, daß die Operation durch den Vater des Gatten ausgeführt wird.

Bei den Bibinga-Anula- und Mara-Stämmen ist der Gebrauch ein ähnlicher. Das Mädchen wird von einem napitji (dem Vater des Gatten) operiert, wobei es auf dem Rücken des künftigen Gatten liegt. Die Operation wird gewöhnlich schon einige Zeit bevor das Mädchen gänzlich entwickelt ist, ausgeführt und findet dann bis zu dem betreffenden Zeitpunkt noch kein geschlechtlicher Verkehr statt. Ist sie reif geworden, so leiht sie der Mann, dem sie verlobt ist, den Männern, die ihre purnka (Vaters Schwestersöhne), kaikai (gesetzmäßige Gatten) und kukuku (Mutters Brüdersöhne) sind. Bei den Gnanji ist die Zeremonie die gleiche, nur wird die Operation von dem Vater der Mutter ausgeführt.

In den Fällen der oben namhaft gemachten sechszehn Stämme wird man sehen, daß der Mann, und in einem Falle das Weib (Kaitish Stamm), die operieren, in der Majorität (zehn) derselben Hälfte des Stammes angehört, zu der auch das Mädchen gehört, während nur in der Minderzahl dieselben der anderen Stammeshälfte angehören. Im Falle der Arunta — vielleicht der größte aller Stämme — gehört der Mann, im nörd-

lichen Teile zu des Mädchens eigener Hälfte, und im südlichen Teile zu der anderen. Wenn wir den Spezialfall eines Panungaweibes (oder ihres Equivalent) nehmen, finden wir bei jedem Stamme, daß in neun Fällen ein Uknaria operiert, in zweien ein Pununga, in sechs ein Kumara. In jedem Stamme, ohne Ausnahme, haben die Männer geschlechtlichen Verkehr mit dem jungen Weibe, die zur selben Stammesgruppe wie der Ehemann gehören, das sind gesetzlich ihre Gatten, und in anderen Stämmen haben alle jene mit der Frau Verkehr, die zu ihr einem der nachfolgenden Verhältnisse stehen: Vaters Schwestersöhne, Mutters Brudersöhne, Mutters Bruder, Mutters Mutterbruder, ältere und jüngere Brüder, aber nicht dem Blute nach, Vaters Vater und des Gatten Vater. Für alle diese ist sie, seltene, bestimmte Gelegenheiten ausgenommen, für einige nachher überhaupt tabu, d. i. „heilig“. Im Falle eines wirklichen Geschlechtsverkehrs mit einem von diesen, ausgenommen an diesen besonderen Gelegenheiten, würde demselben die Strafe auf dem Fuße folgen, die in bestimmten Fällen, so wenn es sich um Verkehr mit Stammesbrüdern handelt, der Tod ist. In dem Falle des Panungaweibes wieder, vertreten diese Männer die folgenden Unterklassen: Panunga, Uknaria, Purula, Ungalla, Kumara, Umbitjana; die ersteren zwei gehören der einen Hälfte an und die letzteren vier der anderen Hälfte. Es ist zu beachten, daß keine Bulthara- und Appungerta-Männer eingeschlossen sind. Diese bilden jene eigene Hälfte, zu der das junge Weib nicht gehört.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Außer Spencer und Gillet geben u. A. noch interessante Aufschlüsse über die verwickelten Verwandtschaftsverhältnisse und die Gruppenehen der Australier: N. W. Thomas: Kinship

Gegen das Ausbleiben der Menstruation, dessen Schädlichkeit den Naturvölkern nicht entgehen konnte, werden mannigfache Mittel angewendet. In den meisten Fällen ist allerdings das Ausbleiben der Menses, wenn diese bereits eingetreten waren, Schuld der Eingeborenenweiber, die während dieser Zeit oft gar keine Rücksicht auf sich nehmen und unbekümmert im Wasser herumsteigen. Wenn bei einem Mädchen auf den Fid-schi-Inseln die Menstruation unterdrückt ist, dann wird als Mittel die geschabte Rinde von der Vesi Ndina angewendet, von der ein Infus gemacht wird. Das hilft in manchen Fällen, und hilft das auch nichts, dann erweisen sich auch andere Mittel in der Regel als machtlos. Die Hebammen behaupten, daß sie auch Todesfälle nach Suppressio mensium kennen, aber damit ist wahrscheinlich gemeint, daß Krankheiten, die zum Ausbleiben der Menses Veranlassung geben, oder mit ihr einhergehen, in Fidschi vorkommen. Auch schmerzhaft Menstruationen werden beobachtet (Dravutu genannt) und von den Hebammen mit einem Infus von dem geschabten Stamm und den Blättern eines Weinstockes (Wa Ndamu) behandelt. Für die Hebamme wird dann, bevor sie fortgeht, ein Mahl bereitet, nach dessen Einnahme sie zu ihrer gewohnten Beschäftigung zurückkehrt mit der Weisung, daß, wenn die Kranke nicht in vier Tagen vollständig wohl ist, man sie wieder rufen solle; dann wird die gleiche Behandlung wiederholt. (Blyth, c. b. Ploß.)

---

Organisations (Cambridge 1906), Woods: The Native Tribes of South Australia (Adelaide 1879), R. Sadleir: The Aborigines of Australia (Sydney 1883), R. B. Smyth: The Aborigines of Victoria (London 1872) usw.

Im großen und ganzen darf man aber doch annehmen, daß die Weiber der Naturvölker sehr viel weniger unter ihren monatlichen Blutungen zu leiden haben, als die Weiber der zivilisierten Nationen. Im übrigen wirkt auch die Absonderung wohltätig und ermöglicht die so nützliche Ruhe in diesen Tagen und der Vorteil äußert sich dann in leichten und raschen Geburten und unerheblichen Wochenbeschwerden. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die Absonderung der Menstruierenden vielleicht ursprünglich auch diesen Nebenzweck verfolgte, das Weib in seiner monatlichen Krankheit — als solche wurde und wird ja die Menstruation noch vielfach angesehen — von der oft recht schweren Arbeit zu entlasten und ausruhen zu lassen. Da sich der Ursprung der meisten Gebräuche in unergründliches Dunkel verliert, so lassen sich eben Zusammenhänge mit ebensolcher Leichtigkeit finden als auch verneinen.

---

## Viertes Kapitel

# Schamgefühl und Keuschheit.

Die Begriffe Schamgefühl und Keuschheit. — Kein notwendiger Zusammenhang zwischen beiden. — Die schamhafte Prostituierte möglich, die keusche nicht. — Vorzug der Naturvölker. — Schamhüllen. — Verhüllung oder Schmuck? — Die Größe der Verhüllung nicht maßgebend für die Schamhaftigkeit. — Das Dekolleté und die Nachjacke. — Ethnologische Mitteilungen. — Die Weiber auf den Salomoninseln. — Die lange Schürze der Küsten- und die kurze Schürze der Hügelinsulanerinnen. — Anstandsgefühl der Salomoninsulaner. — Schamgefühl der Weißen in den Tropen. — Schamschürzen und Schambüschel. — Die Heiligkeit der letzteren. — Die Gesäßtasche auf Rubiana — ein Seitenstück zu Cul de Paris. — Das nackte Baden. — Widersprüche in den Berichten der Reisenden. — Das Schamgefühl auf Samoa. — Natürliches und amtlich vorgeschriebenes Schamgefühl.

Zwei Begriffe, die man gewöhnlich miteinander identifiziert, die aber oft gar nichts gemeinsames haben, sind Schamgefühl und Keuschheit. Bei den zivilisierten Völkerschaften entspringt allerdings die Keuschheit nicht selten dem Schamgefühl, beziehungsweise hängt sie mit demselben zusammen, aber dieser Zusammenhang ist ein künstlicher und keineswegs natürlicher, wie sich aus den Beobachtungen der Sitten der Naturvölker deutlich ergibt. Es kann Keuschheit ohne Schamgefühl, nach unseren Begriffen, bestehen und umgekehrt Schamgefühl ganz deutlich ausgeprägt

sein, wo von Keuschheit keine Spur sich findet. Ein Analogon findet sich übrigens auch bei den Prostituierten der Zivilisationsvölker: zahlreiche Beobachtungen ergeben, daß es tatsächlich schamhafte Prostituierte gibt, die nur ungern den Wünschen nach vollständiger Entblößung nachgeben, aber es wäre doch ein Unding, von einer Keuschheit einer Prostituierten zu sprechen. Ich weiß, daß ich mich mit dieser Anschauung im Gegensatz zu den Feministen befinde, die gar manches von der „in tiefster Seele auch des verworfensten Weibes schlummernden Reinheit“ fabeln. Aber da die Anschauungen der Feministen meist im krassen Widerspruch mit Tatsachen stehen, so will ich mich doch lieber an die letzteren halten.

Bei den Naturvölkern, bei denen die Lüge noch nicht durch tausendjährige Verstellung und Heuchelei zur unausrottbaren Gewohnheit geworden, findet sich eine Schamhaftigkeit, die nicht auf diese ererbte und anerzogene Moral begründet ist, sondern aus rein natürlichen Empfindungen entspringt. Mit Keuschheit hat sie deshalb gar nichts zu tun, und sie verhält sich sogar merkwürdigerweise — oder eigentlich ganz erklärlicher Weise — zu der Keuschheit in umgekehrtem Verhältnisse: manche Stämme, deren Weiber Schamhaftigkeit an den Tag legen, sind gerade solche, bei denen von einer Keuschheit absolut nichts zu finden ist.

Es muß bei Beurteilung dieser Frage allerdings der noch ungelöste ethnologische Streit in Betracht gezogen werden, nach dem es noch nicht klar ist, ob die Schambüschel der Wilden dazu dienen, die Scham-

teile zu verdecken, oder gerade durch die bunte Verzierung die Aufmerksamkeit des anderen Geschlechts darauf lenken sollen. Ich glaube, daß weder das eine noch das andere der Zweck der Schamhüllen ist: ich meine vielmehr, daß diese Hüllen, wenn sie auch gar keine eigentlichen Hüllen im engeren Sinne mehr sind, früher als Schutz dieser ebenso wichtigen, wie heiklen Organe dienen sollten, ursprünglich überhaupt nur von den Männern getragen und daß erst allmählich diese Schutzdecken von den Weibern übernommen wurden, dadurch mit der Zeit ihren ursprünglichen Charakter einbüßten und schließlich zu einer reinen Körperzierart wurden, deren Zweck weder die Anziehung noch die Verhüllung war. Daß dann bei einzelnen Stämmen den Schamgürteln, Schamquasten, Schamschürzchen und wie diese Dinge ihrer Form wegen genannt werden mögen, ein solcher Zweck beigelegt, beziehungsweise damit verfolgt wurde, beweist nichts anderes, als daß eben manche Sitten und Gebräuche einer ständigen Modifikation unterliegen, den jeweiligen Verhältnissen angepaßt werden und von ihrer ursprünglichen Bedeutung nur mehr wenig oder gar nichts beibehalten.

Auf den Neu-Hebriden wird das männliche Glied mit größter Sorgfalt verdeckt gehalten. Das entspringt aber nicht dem Schamgefühl, sondern einer abergläubischen Furcht, denn die Eingeborenen glauben, daß der Anblick des unverhüllten Gliedes jedem, selbst einem anderen Manne, höchst gefährlich werden kann. Daher wickeln sich die Insulaner viele Meter Kaliko oder anderen Stoff um ihr Glied, bis dasselbe zu einem Bündel von zwei Fuß Länge und entsprechendem Durchmesser vergrößert ist, das sie dann vermittelt eines

Gürtels nach oben gerichtet tragen. Die Spitze wird gewöhnlich mit blühenden Gräsern verziert. Die Testikel bleiben aber dabei unbedeckt.

Diese Art der Verhüllung kann also durchaus als keine solche bezeichnet werden und der Erfolg ist eher ein aufreizender als ablenkender. Die Eingeborenen jener Gegend tragen sonst überhaupt keine Kleidung, es kann daher von einer Schamhaftigkeit in dieser Beziehung keine Rede sein. Aber es darf aus dem Blumenschmuck auch nicht das Gegenteil unbedingt gefolgert werden; auch nicht jedes junge Mädchen, das auf dem Ball ein Blumensträußchen an den halb entblößten Busen steckt, will damit immer die Aufmerksamkeit auf diesen Körperteil lenken. Oftmals ist allerdings diese Absicht, wenn auch in der Regel mehr instinktiv, als bewußt, damit verbunden.

In Australien findet das Gesagte noch mehr wie in anderen Erdteilen seine Bestätigung; ein größerer Mangel an Keuschheit läßt sich nirgends — die zivilisierten Nationen sind *hors concours* — finden, als gerade bei gewissen australischen Eingeborenenstämmen, und dennoch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sich viele Züge von Schamhaftigkeit nachweisen lassen.

Dieselbe zeigt sich natürlich in erster Linie in der mehr oder weniger ausreichenden Bedeckung der Schamteile, die als Bekleidung aus Scham aufgefaßt werden muß in dem Augenblicke, wo sich durch Beobachtungen ermitteln ließ, daß die Eingeborenen speziell aber die Weiber, in Ermangelung einer anderen Hülle die Hand als verschleiernde Decke benutzten. In diesem Falle darf es also doch als erwiesen an-



gesehen werden, daß die Schambüschel keinen anlockenden, sondern einen verhüllenden Charakter haben.

Es kommt nun natürlich gar nicht auf die Größe der Verhüllung an, damit sie den beabsichtigten Zweck erreiche. Man ziehe dabei in Betracht, daß bei den keuschen und züchtigen Frauen der zivilisierten Nationen eine bis zum halben Rücken dekoletierte, Busen und Arme nackt zeigende Toilette als vollständig ausreichende Schamhülle gilt, während z. B. eine bis zum Halse geschlossene Nachtjacke keineswegs als eine solche angesehen wird. Es kommt also auch hier nicht auf das Maß der Verhüllung, sondern auf die Anschauung an, und in gleicher Weise ist das dichte Blätterkleid keineswegs immer schamhafter, als die bloße Quaste oder gar das einfach durchgezogene Band.

Über die Sittlichkeitsanschauungen und das Schamgefühl der Australier herrschen geteilte Ansichten und habe ich auf die Widersprüche in den Schilderungen der Ethnologen bereits hingewiesen. Einige dieser Ansichten seien hier zur Vergleichung, z. T. nach Ellis, wiedergegeben.

In Australien ist das Schicklichkeitsgefühl bei Männern viel weniger stark entwickelt als bei Frauen, die Frauen, die auch Kleidung tragen, ziehen sich zum Baden an einsame Stellen zurück. (Curr.)

Die Einwohner Zentral-Australiens gehen nackt bis auf Gürtel, Stirnbinden, Hals- und Arminge und eine kleine Schambinde bei den Männern, ein Schürzchen bei den Weibern. Die Schambinde der Männer ist nicht größer als ein Fünfmarkstück und

ist eigentlich nichts als eine fächerförmig ausgebreitete Troddel aus Lederriemchen, die an den Schamhaaren befestigt wird. Da diese Troddel, besonders bei Gelegenheit des Corroborees, mit Kaolin oder Gyps bedeckt wird, so dient sie mehr zur Dekoration als zur Verhüllung. Bei den Arunta und Luritscha tragen die Frauen für gewöhnlich gar nichts, weiter nördlich gehen sie mit einer kleinen Schürze bekleidet. (Spencer und Gillet.)

Stirling sagt von den Australiern: „Die Männer zeigten keine Spur von Scham beim Ablegen der kleinen Gegenstände, die zu ihrer konventionellen Toilette gehörten. Sie nahmen sie coram publico ab und verkauften sie ohne Zögern. Dagegen war einige Überredung notwendig, um sie dazu zu bringen, daß sie die von ihnen geübte (urethrale) Subincision untersuchen ließen, und sie gaben nur ihre Einwilligung unter der Bedingung, daß Weiber und Kinder sich entfernten. Bei den Frauen, besonders bei den jüngeren, konnte man fast immer beobachten, daß sie, wenn sie unbekleidet in das Lager kamen, in ihrer ganzen Haltung ein intensives Schamgefühl verrieten, wenn man ein Bewußtsein ihrer Nacktheit so nennen kann. Als wir eine Gruppe jüngerer Frauen photographieren wollten, legten sie nur höchst ungern ihre spärliche Kleidung ab und zogen sich zu diesem Zwecke hinter eine Mauer zurück, aber einmal ausgezogen, sträubten sie sich nicht mehr gegen die Aufnahme.“

Im nördlichen Queensland tragen die Männer nur bei den Corroborees oder anderen öffentlichen Gelegenheiten aus Muscheln oder Opossumleder verfertigte Gegenstände, die die Geschlechtsteile ver-

bergen. Eine dieser Phallokrypten, die Koo-pa-ra, bildet eine Art rotgefärbter Troddel, die vom Gürtel aus über die Mitte des Leibes herunterhängt. Männer, sowie Weiber bedecken ihre Geschlechtsteile nur bei festlichen Gelegenheiten und wenn sie sich dem Lager der Weißen nähern. Bei den westlichen Stämmen der Torresstraße gehen, wie Hadden bemerkt, die Männer nackt, während die Frauen Gras- oder Rindenfaserbüschel an der Vorderseite des Körpers tragen, die zwischen den Beinen durchgehen und hinten befestigt sind und nur mancanal, besonders beim Tanzen, kurze Röckchen von Blättern oder Baststreifen anlegen. (Ellis.)

Die Ponapesen sind nach Kubary in sinnlicher Richtung ebenso stark als tierisch und extravagant. Daraus erhellt zur Genüge, daß, wie nach der notorischen Roheit nichts anderes zu erwarten, Liebe und Ehrbarkeit in unserem Sinne keine Stelle im Charakter jener Menschen einnehmen. Wie Gefühl und gegenseitige Neigung überhaupt nicht in Betracht kommen, so auch nicht Ehr- und Schamgefühl. Doch würde man irren, deswegen die entgegengesetzten Eigenschaften bei ihnen vorauszusetzen, im Gegenteil, sie machen niemals irgendwelche unzüchtige Gebärden und überschreiten im Betragen nie die Grenzen des Anstandes, was vielfach zu dem Irrtum führte, diese scheinbare Sittsamkeit als wirkliche darzustellen. Wenn aber solche in unserem Sinne zweifelsohne bei diesen Völkern überhaupt nicht vorhanden waren, so scheint es Dr. Finsch andererseits nötig, die in so vielen Büchern aufgestellte Behauptung zu widerlegen, als seien diese Eigenschaften erst seit

dem Verkehr mit den Weißen nach und nach verschwunden.

Man beachte auch hier wieder die Widersprüche!

Setzen wir hier hinzu, was Guppy betreffs der Nacktheit der Weiber in dem von ihm durchforschten Gebiete sagt:

Die Kleidung, die von den Männern auf diesen Inseln getragen wird, ist eine äußerst kärgliche. Ein schmales Band in Form einer T-Bandage ist gewöhnlich alles, was sie an Kleidung auf sich tragen. Oft sogar, namentlich unter den Buschstämmen, gehen die Leute in solch unschuldsvoller Nacktheit, wie unsere Ureltern im Paradiese. Die Kleidung der Weiber variiert nicht selten erheblich innerhalb der einzelnen Inseln der Gruppe. Die verheirateten Frauen von St. Christoval und der angrenzenden kleinen Inseln tragen eine so unscheinbare Fransenschürze, daß man von einem Kleidungsstück nicht gut reden kann, während die unverheirateten Mädchen überhaupt auf jede Bekleidung verzichten. Auf den Florida-Inseln schmücken sich die Frauen schon etwas mehr und sind dementsprechend auch etwas mehr bekleidet, indem ihre Schürze ein wenig länger ist. In den östlichen Inseln jedoch hat der Einfluß der Händler und der Missionare auf eine etwas reichlichere Bekleidung hingewirkt und die Weiber tragen fast allgemein das „sulu“, (ein großes buntes Taschentuch) das um die Taille geschlungen wird und recht kleidsam wirkt. Die Weiber der Inseln der Bougainville-Straße tragen gewöhnlich das Sulu; aber ebenso gewöhnlich legen sie es von Zeit zu Zeit ab, so wenn sie durch die Korallenriffe waten und sie begnügen sich dann mit

einer improvisierten Schürze aus langen Blättern („bassa“), deren Stengel unter ein schmales Hüftenband gesteckt werden. Gelegentlich der Rückkehr von einem Ausfluge nach dem Innern der Insel Alu gelangte Guppy an den Strand, wo eben einige Eingeborenenweiber in der See badeten. Sie kamen sofort aus dem Wasser und frugen seine Träger aus, nachdem sie sich vorerst in der ungeniertesten Manier aus Baumblättern und Farnkrautwedeln improvisierte Schürzen gemacht hatten. Sie umringten Guppy dann, frugen ihn, wo er gewesen sei und was er gemacht hätte. Nachdem sie ihre Neugierde gestillt hatten, sandte Guppy die Weiber sehr befriedigt durch die Spende von etwas Tabak und einigen Glasperlen, weg.

Allerdings ist auch die Keuschheit dieser Weiber als nicht vorhanden anzusehen, wie sich später ergeben wird. Ein Zusammenhang mit der Nacktheit ist aber auch hier nicht nachweisbar, denn die mehr bekleideten Eingeborenenweiber zeichnen sich keineswegs durch eine höhere Sittlichkeit aus; sie sind bloß in der Verwertung ihrer nun verborgenen „Reize“ raffinierter.

Das Hauptkostüm der Weiber bei den Küstentämmen besteht in einem besonderen kurzen Rock aus Gras oder breitblättrigem Unkraut, von dem jedes Blatt vielleicht drei Zoll breit ist. Die Blätter, die dieses Kleidungsstück bilden, fallen senkrecht vom Taillenband herunter, an das Stiel neben Stiel befestigt ist, bis der „Rami“ jenen feinen Umfang hat, den zivilisiertere Weiber ebenfalls akzeptiert haben und den man dann gemeinlich mit „Tournüre“ bezeichnet.

„Als wir landeinwärts gingen und höher und höher stiegen, beobachteten wir, daß der „Rami“ immer kürzer und kürzer wurde, bis er schließlich, gerade als wir Epa passierten, gänzlich verschwand. Und so kann man denn ganz wohl das Vorhandensein oder Fehlen dieses Kleidungsstückes als Scheidemerkmale zwischen den Küsten- und den Hügelstämmen ansehen.“ (Pratt.)

Ribbe liefert von seinem Aufenthalt auf den Shortland-Inseln einen merkwürdigen Beitrag bezüglich der Schamhaftigkeit der Eingeborenen in einer gewissen Hinsicht:

„Eine recht eigentümliche Beobachtung machte ich bei der Behandlung meiner Kranken. Da es mir darauf ankam, zu wissen, wie bei den von mir Behandelten Stuhlgang und Urin seien, beauftragte ich den Dolmetscher, einen Gieta-Mann, sich hiernach zu erkundigen. Es war nun ganz erstaunlich, welche große Überwindung es diesem kostete, überhaupt zu fragen. Er flüsterte und legte seinen Mund an das Ohr des Kranken, der auch durch meine indiskrete Frage ganz beschämt schien. Gewiß ist dies sehr auffallend bei einem Volke, das bis vor kurzem noch nackt ging, das über alle geschlechtlichen Sachen ganz ungeniert spricht, und um so mehr, als es zu seinen Stoffwechselgeschäften den Strand benutzt, wo es doch vielen Augen ausgesetzt ist. Freilich muß ich erwähnen, daß ich niemals gesehen habe, daß ein Eingeborener der Shortland-Inseln sich in der Nähe der Häuser oder des Dorfes oder gar, wie bei den West-Papuanen, unter sein Haus zur Befriedigung seiner Bedürfnisse hinsetzte. Auch habe ich niemals

gehört, daß ein Shortland-Insulaner in Gegenwart von anderen sich seiner überflüssigen Gase entledigte. Man hält so etwas als gegen die Sitte verstoßend.“

In gewissen Schichten des Volkes ist diese Zurückhaltung bei den „Zivilisierten“ nicht oft zu finden. Daß übrigens die meisten Weißen in den dortigen Gegenden zu einer anderen Ansicht über Schamhaftigkeit kommen, illustriert ein ebenfalls von Ribbe beobachtetes Vorkommnis.

„Als Kuriosum will ich hier erwähnen, daß ein Herr in Herbertshöhe auf Neu-Pommern jahrelang seinen offenen Baderaum auf einer Seitenveranda des Hauses nach vorn heraus hatte. Weil dieses Haus nun gerade an der Hauptstraße von Herbertshöhe lag, und der verehrte Herr sehr wasserliebend und reinlich war und im Adamskostüm seine Badekammer oft benutzte, so währte man sich beim Passieren dieser sittenpolizeiwidrigen Stelle oft im Paradiese.“

Die männliche Kleidung war früher, wenn eine solche überhaupt getragen wurde, auch bei den anderen Insulanern sehr primitiv. Sie bestand nur aus einem schmalen Streifen Tapa, Pogab genannt, der um die Hüften geschlungen war und vorn und hinten herabhing. Die Tapa, ein zeugartiges Bastprodukt, wird aus der Rinde hauptsächlich des Brotfrucht- und des Papiermaulbeerbaumes bereitet. Ihre Herstellung geschieht auf folgende Weise: Man nimmt nicht zu starke Stämme und zieht die äußerste Rinde ab, so daß der darunterliegende, weißliche Bast zutage kommt. Darauf wird der Bast mit Schlägeln, die aus besonderem Holze gefertigt sind, so lange geklopft, bis er

sich vom Stamme ablöst. Nachdem man die gewünschte Länge abgeklopft hat, wird der röhrenartig über dem Stamm liegende Bast abgeschnitten und durch einen Längsschnitt aufgetrennt. Das so gewonnene Stück Tapa wird durch erneutes Klopfen und Anfeuchten noch weiter ausgedehnt, um dann, in Streifen zerteilt, für die schon mehrfach genannten Tjedakos verwendet zu werden. Die Behandlung der Tapa ist auf den Salomo-Inseln bei weitem nicht so sorgfältig und kunstfertig, wie in Samoa.

Die Frauen tragen einen an langen Stäben befestigten Pflanzenbüschel, der durch einen Leibgürtel gehalten wird, um ihre Scham zu bedecken. Auf diese Schambüschel, Bassa genannt, wird von den Weibern viele Sorgfalt verwandt. Das Gras oder die Blätter dürfen nur von bestimmten Pflanzen (Masinai) genommen werden; der Stab, an dem sich das Bündel befindet, ist schön mit Flechtereien verziert. Auch darf er nicht aus einem Stücke Rohr oder Holz gefertigt sein, sondern nur aus den getrockneten Rippen der Sagopalmenblätter. Am oberen Ende müssen die Enden dieser Rippen frei aus dem Leibgurt hervorstechen.

„Ich war schon recht lange auf den Shortland-Inseln und habe viele Mühe und Überredung angewendet, um für meine ethnographische Sammlung einen solchen Schambüschel zu erlangen, ehe es mir gelang, in den Besitz desselben zu kommen. Dieselben, sowie die Pflanzen, aus denen sie bestehen, sind tabu. Es war die Lieblingsfrau des verstorbenen Königs Gorei, die endlich auf vieles Zureden sich bewegen ließ, mir einige dieser Kleidungsstücke zu bringen. Offen durfte



sie dies jedoch nicht tun, deshalb kam sie auch in der Nacht, und ich mußte die Gegenstände in ihrer Gegenwart fest verpacken und in meine Kiste legen, auch mußte ich ihr fest versprechen, die Bündel keinem Shortland-Manne zu zeigen. Daß sie sich für ihre Lieferung gut bezahlen ließ, war natürlich selbstverständlich. Möchten doch unsere Museums-Ethnographen, deren Trachten hauptsächlich nach schönen, in die Augen springenden Schnitzereien steht, auch diese kleineren Sachen nach ihrem vollen Werte schätzen lernen; möchten sie endlich erkennen, daß der Reisende, der versucht, solche Tabu-Gegenstände zu erwerben, sein Leben und seine ganzen Reiseziele aufs Spiel setzt!

Die Leibgurte, namens Tugu, die zu dieser Weiberkleidung gehören, werden in jetziger Zeit immer seltener getragen, meistens tritt anstelle derselben ein Baststück oder eine Schnur. Die Gurte sind gegen 10 cm breit und 50—60 cm lang, sie sind sehr dauerhaft aus Bast geflochten und mit den verschiedensten Mustern versehen. An den Enden befinden sich Bast-schnüre zum Festbinden des Gürtels. Häufig werden noch bunte Zeugstreifen durch diese Gurte geflochten.“

Auch in Rubiana fand Ribbe die Kleidung der Leute recht einfach. Die Männer bedienen sich des Tjedakos und zwar des selbstgefertigten aus Brotfruchtbaumbast (Tapa). Er ist meistens gerade groß und breit genug, die Scham zu decken.

„Auch die Frauen tragen den Tjedako, doch in etwas anderer Form. Auf dem Gesäß haben sie eine taschenartige Wulst zu liegen, die mit einem schmalen

Streifen durch die Beine gehend auch die Scham bedeckt. Beides ist mit einem Streifen Zeug oder Tapa, der um die Hüften geschlungen ist, befestigt. Die Rückseite scheint hier viel heiliger als die Scham zu sein. In der Gesäßtasche bewahrt eine Frau ihr ganzes Vermögen auf, sie dient ihr als ein gegen Diebe sicher geschützter Geldschrank. Ich konnte es bei dem Anblick der schwarzen Weiber mit dem ausgepolsterten Gesäß nicht unterlassen an eine Zeit zu denken, wo unsere europäischen Damen es schön fanden, stuhlartige Tournüren umzubinden. Hatte der Erfinder der Mode vielleicht seine geniale Idee von den Rubiana-Weibern entlehnt?“

Über den Ursprung der weiblichen Schamhüllen existiert sogar eine Überlieferung. In Palau, sagt Kubary, gibt es folgende Sage: Als der Gott Irakaderugel und seine Frau bei der Erschaffung der Menschen waren (er schuf den Mann und sie das Weib) und gerade die Geschlechtsteile bildeten, wollte der Gott das Werk seiner Genossin sehen. Sie aber war übler Laune und verbarg hartnäckig, was sie gemacht hatte. Von da an tragen die Frauen stets Rindenschürzen und die Männer bleiben nackt.

Die Maori, die sich ihres kühlen Klimas wegen reichlich bekleiden, finden nichts dabei, wenn ein Mädchen sich, um zu schwimmen, vor Zuschauern ihrer Kleidung entledigt, und auch die Männer ziehen sich zur Arbeit oder zum Fechten ganz nackt aus.

In Rotuma (Polynesien), wo die Frauen viele Freiheiten genießen, wo aber, wenigstens in früheren Zeiten, Eheleute einander in der Regel treu waren, ist die Sprache nach unseren Begriffen durchaus nicht

keusch, ja es wird ziemlich ausgiebig von unmoralischen Lastern gesprochen. Mann und Frau unterhalten sich auch vor Fremden ganz ruhig über solche Dinge und machen ihre Witze darüber. Und doch haben Europäer, die gut mit der Landessprache vertraut sind, mir versichert, daß es bestimmte Grenzen, sozusagen „Grade“ der Ausdrucksweise gibt, und daß gewisse grobe Worte und Wendungen nie vor den Ohren einer anständigen Frau geäußert werden. Sie besitzen also in ihrer Art ausgeprägtes Schamgefühl, nur daß wir es nicht so recht würdigen können.

Die Bewohner von Rotuma gelten als dazu außerordentlich sauber und auch die Weiber baden täglich zweimal in der See, aber öffentlich zu baden ohne das kukulufa oder sulu (der gewöhnlich getragene Lendenschurz) wäre etwas ganz unerhörtes und würde im höchsten Grade verachtet werden. (c. n. Ellis.)

In Queensland gibt es auch, wie Roth bemerkt, ein anständiges und unanständiges Vokabularium, so daß, während das eine Wort für vulva in der besten Gesellschaft gebraucht werden kann, ein anderes durchaus verpönt ist.

„Auf Samoa trug man ehemals zwar den Oberkörper völlig unbekleidet, doch war die Verhüllung der Scham schon seit alters Sitte.<sup>1)</sup> Für die Männer diente hierzu nur der Blättergürtel aus den roten ti-Blättern (titi), der wie ein kleiner Schurz, wie eine Jagdtasche vorn herunterhing, das Gesäß aber frei ließ, titi fai le 'a 'u genannt.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Dies betont auch Mariner, Kap. XXI, betreffs der Tonganer, die den malo-Gürtel trugen. (A. v. K.)

<sup>2)</sup> Pratt, fa 'asa 'au ein Stück Zeug als Schürze getragen;

Ein solches Kleidungsstück wäre nicht möglich gewesen, wenn man das Gesäß nicht tatauierte, und nirgends wird der Zweck der Tatauierung deutlicher, als gerade beim Betrachten dieser Tatsache.<sup>1)</sup> Man hatte aber auch noch weiter zurückreichende titi, besonders für Mädchen, deren Gesäß nicht tatauiert ist, und die deshalb nichts mehr scheuen, als sich nackt von hinten zu zeigen, während die Entblößung der Vorderseite nichts Beschämendes für sie hat, bei den Männern in beiden Fällen gerade umgekehrt. Diese Erfahrungen habe ich nicht allein im öffentlichen Leben gewonnen, sondern ich machte sie auch als Arzt, namentlich bei Männern, deren Schamgefühl in dieser Beziehung oft geradezu lachenerregend ist. Diesem Gefühl entspricht auch die Kleidung ehemals im Kriege, der malo, der nur aus einem über den Damm gezogenen Streifen Zeug bestand, von dem hinten und vorn auf Fidschi ein Streifen Zeug herabhing. Die heutige Kleidung bei Arbeiten im Busch ist so, daß man vorn das lavalava länger herunterhängen läßt, als hinten, wo das tatauierte Gesäß nahezu ganz frei kommt, das sogenannte Hochschürzen des lavalava, agini genannt. Die Mission hat gewiß günstig auf das Schamgefühl der Eingeborenen eingewirkt, aber gewisse Tatsachen lassen heute noch Schlüsse auf die alten Sitten zu,

---

a u herumreichen, „titi, das nicht herumreicht.“ Turner betont, daß dieser Blättergürtel aus Anstandsgefühl auch beim Baden anbehalten wird.

<sup>1)</sup> Die Angaben Kotzebues p. 148, daß viele ganz nackt gingen, sind sicher unrichtig, denn er sagt an selber Stelle, daß nur einige wenige tatauiert gewesen seien, und zwar nur blau, ohne Zeichnungen. (Krämer.)

soweit uns diese nicht durch die alten Seefahrer überliefert sind.“ (Krämer.)

Abermals im Gegensatz zu den Beobachtungen Turners schreibt Reinecke:

Dagegen fehlt den harmlosen Menschenkindern die rechte Empfindung für das moderne Schamgefühl und das Verständnis für übernatürliche Empfindlichkeit. Ihre ursprüngliche Bekleidung beschränkte sich auf einen Lendenschurz, der bei den Männern nur die Vorderhälfte des Körpers bedeckte, beim Weibe sich aber als Gürtel um die Taille bis zu den Knien schloß. Der übrige Körper schien ihnen keiner versteckenden Hülle bedürftig. Beide Geschlechter badeten unbeschadet ihres Schamgefühles und ihrer Ehre gemeinsam und fanden nichts anstößiges dabei. Umsomehr aber die hohe Obrigkeit (Oberrichter), die sich gar oft mit Übertretungen des Sittengesetzes infolge Badens ohne Lendenschurz („bathing without a lava-lava“, wie man fast in allen Nummern der Samoazeitung lesen konnte), zu befassen hatte.

Im allgemeinen sind leider, wie schon gesagt, die meisten guten Sitten heut stark erschüttert. Viel haben dazu erklärlicherweise auch die politischen Wirren und die widernatürlichen kriegerischen Unruhen beigetragen.

---

## Fünftes Kapitel.

# Freie Liebe und Prostitution. Das Konkubinat.

Frühzeitiger Geschlechtsverkehr. — Jugendliche Konkubinen. — Widersprechende Berichte. — Auch die Forschungsreisenden sind nur Menschen. — Subjektive und objektive Anschauungen. — Ländliche Verhältnisse und wilde Verhältnisse. — Der strenge und der nachsichtige Vater. — Die Unkeuschheit auf den Salomoninseln. — Die „Mangottazeit“ auf den Shortlandinseln. — Die Verbreitung der Prostitution. — Wortverbindungen, wie „gastliche Prostitution“, „religiöse Prostitution“ unzulässig. — Meine Ansicht darüber. — Das bessere Unterscheidungsvermögen der Naturvölker. — Die Prostitution in Australien und auf den Südsee-Inseln. — Die Clöbbergölls, die Bai's und die Armunguls. — Ähnlichkeit in der Beurteilung mit der japanischen Anschauung. — Männerklubs und Weiberklubs. — Der Busenfreund (Sakalik). — Unkeuschheit in Hawaii. — Prostitution dort sehr verbreitet. — Schwarze Dirnen. — Männer und Brüder als Zuhälter. — Prostitution mit elterlicher Einwilligung. — Der Anteil der Weißen an der Verbreitung der Prostitution. — Das Konkubinat mit Weißen. — Ein Ding, von zwei Seiten gesehen. — Anhänglichkeit der Konkubinen an ihre weißen Gatten. — Mangelnde Treue seitens der Letzteren. — Das böse Weib existiert überall. — Wie man sich eine schwarze Frau erwirbt.

Aus den bisherigen Ausführungen und Darstellungen geht schon mit einiger Deutlichkeit hervor, daß die Weiber bei den australischen Eingeborenen, sowie die Bewohnerinnen der Südseeinsel in ihrer

überwiegenden Mehrzahl es mit der vorehelichen Keuschheit nicht sehr genau nehmen. Bereits im Kindesalter vielfach mit allerlei Praktiken, selbst solchen, die man als „pervers“ zu bezeichnen pflegt, vertraut, im jugendlichsten Alter Konkubinen und Keksweiber, treten sie als nicht mehr unberührte Jungfrauen in einem Alter in die Ehe, in dem bei uns noch lange nicht die Backfischjahre begonnen haben oder eben erst beginnen.

Der Standpunkt, den zahlreiche, ja die meisten Forschungsreisenden in Beziehung auf die voreheliche Keuschheit, eigentlich Unkeuschheit, einnehmen, ist ein viel zu sehr subjektiv gefärbter, als daß er beweiskräftig sein könnte. Aus diesem Grunde ergeben sich auch die kontrastierenden Urteile, nach denen die Eingeborenenweiber als ebenso lasterhaft als tugendhaft hingestellt werden. Grausamste Todesstrafe steht auf Verletzung der Keuschheit, berichtet mit Emphase der eine Reiseschriftsteller, der viele Jahre bei einem Stamme gelebt hat und deshalb als glaubwürdig hinzunehmen wäre, aber leider konstatiert sein Vorgänger oder Nachfolger von dem gleichen Volke, daß Keuschheit für dasselbe ein so unbekannter Begriff sei, daß es für diese Tugend gar keine Bezeichnung hätte und daß Ausschweifung und Laster der schlimmsten Art von frühester Jugend an zu den eingewurzeltsten Lebensgewohnheiten des betreffenden Volkes gehörten.

Nun, des Rätsels Lösung ist nicht allzuschwierig; auch die Wilden sind Menschen, sogar manchmal „bessere Menschen“, wie der Dichter sagt, und die Leidenschaften, sowie die aus ihnen resultierenden Tugenden und Laster sind eben nicht bei allen An-

gehörigen eines Volkes gleich. So wenig man sagen kann, alle deutschen Mädchen seien blonde Gretchen, alle Pariserinnen pikante Lebedamen, alle Wienerinnen rundliche Gstanzelsängerinnen, so wenig darf man einfach sagen, die Samoanerin ist tugendhaft, die Salomonsinsulanerin aber lasterhaft; denn auch hier gilt die Regel, die ihre Ausnahmen hat und gerade unter den Naturvölkern tritt durch den Verkehr mit den Weißen eine solche Verschiebung aller sittlichen Verhältnisse ein, daß man nicht weiß, was Regel und was Ausnahme ist.

Immerhin ist denjenigen Beobachtern mehr Glauben zu schenken, die von einer sehr freien Ansicht in geschlechtlichen Dingen bei den Eingeborenen berichten, denn dies entspricht ja auch der logischen Folgerung. Je weniger eine Volksschichte, auch in Europa, von der fadenscheinigen Tünche der Zivilisation überstrichen ist, desto freier denkt es auch über die Vereinigung der Geschlechter und desto leichter setzt es sich über die eventuellen Folgen hinweg. Nur Kulturmenschen, und zwar solche von der wahren, inneren Kultur, die nicht nur mit der modernen Zivilisation nichts zu tun hat, sondern diese am liebsten zum großen Teile verneinen möchte, besitzen eine Sittlichkeit, eine echte, reine Sittlichkeit.

Sehen wir nun, daß z. B. in vielen Gegenden auf dem Lande es gar nicht besonders übel genommen wird, wenn das Mädchel mit den Burschen verkehrt und eventuell ein Kind bekommt — die Tatsache wird sogar als ergiebige Einnahmsquelle als Amme benutzt — so kann man unschwer darauf schließen, daß bei einem



Naturvolke die Ansichten diesbezüglich die weitgehendsten sein müssen, und dies um so mehr, als kein Strafgesetzbuch dort die Mädchen hindert, unerwünschte Liebesfolgen zu beseitigen.

Es gibt schließlich auch in Europa Gegenden, die in sittlicher Beziehung als sehr verrufen gelten, und in denen sich doch gewiß auch Väter finden, denen es nicht gleichgültig ist, ob ihre Töchter tugendhaft bleiben oder sich der Unzucht in die Arme werfen. Auch bei den Naturvölkern gibt es sicherlich manchen Kato, der Ausschreitungen aus eigener Machtvollkommenheit und mit der ganzen Brutalität des Wilden bestraft, trotzdem sein Nachbar die gleichen Ausschreitungen ruhig duldet. Aber ebensowenig, wie ein Ethnologe schreiben dürfte, die Berliner Väter haben nichts dagegen, wenn ihre Mädchen die Nachtcaféhäuser und Ball-Lokale frequentieren, ebensowenig dürfte wieder ein anderer versichern, die Berliner Väter prügeln alle Töchter halb oder ganz tot, die sich auf den Pfad des Lasters begeben. Das Generalisieren ist der schlimmste Fehler jeder Berichterstattung über Individuen und Verhältnisse.

Ich habe mich bemüht, unter der Fülle des vorliegenden Materials dasjenige auszusuchen, das mir, wenigstens nach meinem subjektiven Empfinden, am plausibelsten erschien und am wenigsten den Eindruck phantasievoller Erfindung machte.

Es erscheint mir nötig, schreibt Guppy, einen Gegenstand zu streifen, der, obwohl weniger angenehm, doch nicht minder bedeutungsvoll für die kurze Skizze ist, die ich meinen Lesern aus dem häuslichen Leben der Eingeborenen der östlichen Eilande liefere.

Weibliche Keuschheit ist ein Wort, das in dem Ohr eines Eingeborenen seltsam klingen würde. Unter ihren vielen Sitten, die, wenn sie geschildert werden, einen solchen Mißklang für die Ohren europäischer Leser besitzen, haben die Bewohner von St. Christobal und der angrenzenden Inseln einen Gebrauch, der uns ein genügendes Licht auf den ungezügelten Charakter ihres Moralkodex gibt. Zwei oder drei Jahre lang nach der Zeit, in der ein Mädchen heiratsfähig geworden ist, verteilt sie ihre Gunst unter alle junge Männer ihres Dorfes. Sollte sie sich den Anerbietungen irgend eines Bewunderers etwa unwillig zeigen, so genügt es, wenn dieser den Eltern einige Geschenke macht. Väter bieten ihre Töchter dem weißen Manne an, in der Hoffnung, eine einträgliche Gegenleistung dafür zu empfangen; und die Weißen, oft wenig skrupulös in ihrem Vorgehen, provozieren die Feindseligkeit der Eingeborenen, die dann nicht selten zu beklagenswerten Massakren führt. Eheliche Treue wird gewöhnlich in derselben Gemeinschaft bewahrt; doch die Männer von Santa Anna, die ihre Weiber gegen die von St. Christobal austauschen, sehen in dieser Transaktion keine Verletzung des Ehebandes und setzen ihre Weiber nach deren Rückkehr nach Hause, wieder in ihre ehelichen Rechte ein.

Ribbe sagt über denselben Gegenstand: Eine recht auffallende Sitte, die man auch in Wella-Lawella und bis nach St. Christobal finden soll, ist folgende. Ein junges, reifes Mädchen wird eines Tages von ihren Verwandten für „mangotta“, als öffentlich, erklärt, sie kann mit jedem, den sie haben will, verkehren, gleichviel, ob weiß oder schwarz. Es ist eine Ehre,

so viel als möglich Männer in kurzer Zeit gehabt zu haben. Findet sich unter den Liebhabern einer, der das Mädchen heiraten will, und gibt sie ihre Einwilligung dazu, so hat der unmoralische Lebenswandel ein Ende. Die verheiratete Frau führt ein sehr moralisches Leben, denn der geringste Fehltritt wird mit dem Tode bestraft. Mit wenigen Ausnahmen ist jedes junge Mädchen hier in Rubiana für kurze Zeit mangotta. Es ist dies nicht im geringsten eine Schande für die Betreffende.

Scheinbar will man durch dieses Freigeben dem Mädchen die Gelegenheit bieten, sich richtig auszutoben, um dann später ein gutes und treues Weib sein zu können.

„Zügellos ist an vielen Orten das Leben der unverheirateten Mädchen, denen völlige Schrankenlosigkeit im Umgange mit dem anderen Geschlecht zugestanden wird. Die „Atapeius“ oder weiblichen Häuptlinge auf Nukuhiwa leben sogar sehr oft in Vielmännerei. Ein schwangeres Mädchen findet dort sogleich, wenn sie will, zwanzig Männer zur Auswahl, mag der Urheber gewesen sein wer da will, und namentlich Priester und Häuptlinge sind begierig sie zu besitzen. Schwangerschaften fangen nämlich an zu den Seltenheiten zu gehören, denn durch die oft schon mit dem zwölften Jahre beginnenden Ausschweifungen wird die Fruchtbarkeit mutwillig zerstört. Die Polynesier müssen aber Kinder besitzen um jeden Preis, denn diese sind nicht bloß Stützen im Alter, sondern auch zu den vorgeschriebenen Bestattungsfeierlichkeiten verpflichtet, ohne welche die Seele des Verstorbenen der völligen Vernichtung anheimfällt. Nicht überall herrscht indes

die erwähnte Ausgelassenheit der Mädchen. Auf den Penryhninseln sind dieselben, nach Versicherung Lamonts, auch vor der Verheiratung Muster von Keuschheit, und ebenso ist auf Samoa die Keuschheit ihrer Töchter der höchste Stolz der Häuptlinge und der Ruhm des Stammes. Die jungen Häuptlingstöchter werden daher bis zur Vermählung ängstlich überwacht von ihren Freundinnen. Die Hochzeitsfeier war bis unlängst zugleich der Tag der Prüfung. Sollte sich ergeben, daß die Braut nicht mehr unberührt sei, so zerschlägt sie der Vater eigenhändig mit der Keule. Im umgekehrten Falle bricht die Versammlung in den höchsten Jubel aus und die Häuptlingstochter muß durch das Volk wandeln, ehe sie wieder nach Hause kehrt. Erst am dritten Tage nachher beginnt das eheliche Zusammenleben. Jetzt kommen derartige Auftritte nicht mehr vor, sondern die Samoaner haben sich schon so weit zivilisiert, daß sie durch Liebesbriefe die Neigung der Auserwählten zu gewinnen suchen.“

Die Darstellung ist nur zum Teil richtig. Sie wird durch Wiedergabe der diesbezüglichen samoanischen Originaltexte späterhin ihre Modifikation erfahren.

Wenn unter solchen Umständen auch die Prostitution in höchster Blüte steht, so ist dies nicht zum verwundern. Aber auch in dieser Beziehung muß ich manche Einschränkung machen. Vor allem ist bei den Ethnologen in der Regel der Begriff der Prostitution in keiner oder doch nur ungenügender Weise differenziert. Manches was ausgesprochene Prostitution ist, wird nicht auf Rechnung derselben gesetzt, während umgekehrt, und dieser Fall ist der weitaus häu-

figere, Formen geschlechtlicher Hingabe an Männer Prostitution genannt werden, die diese schimpfliche Bezeichnung in keiner Weise verdienen. Prostitution ist nach meiner Anschauung Hingabe zu geschlechtlichem Verkehr unter dem alleinigen Gesichtspunkte des daraus zu erzielenden materiellen Gewinnes für eigene Zwecke.

Ich halte aus diesen Gründen schon Wortverbindungen, wie: „religiöse Prostitution“, „gastliche Prostitution“ für unstatthaft. Was religiös, und namentlich was gastlich ist, kann nicht zugleich Prostitution sein, denn das wäre die ausgesprochene *contradictio in adjecto*: Prostitution schließt unbedingt den Begriff des Eigennutzes in sich, den der Begriff „gastlich“ doch gerade ausschließt. Wenn jemand seinem Gaste, um ihn zu ehren, ein Glas Wein anbietet, so hat er kein Restaurant, und wenn der Australier in gleicher Absicht dem Gaste Weib oder Tochter offeriert, so ist der Anbietende dadurch kein Kuppler oder Bordellhalter, die Angebotene, die es nicht um Lohnes willen tut, keine Prostituierte. Sie würde es erst in dem Falle sein, wenn sie von dem Gaste eine materielle Gegenleistung in Gestalt von Geld, Naturalien oder Waren erwarten würde. In diesem Augenblicke ist ihre Liebesgewährung aber kein Gastgeschenk mehr, sondern ein Verkauf, und damit ist dann auch das Moment der Gewerbsmäßigkeit gegeben, das unbedingt das Hauptmerkmal der Prostitution bildet.

Ich werde daher nicht von gastlicher Prostitution, sondern von gastlicher Weiberleihe sprechen, wo das gewerbsmäßige Interesse nicht in Betracht kommt.

Das Kapitel „religiöse Prostitution“ ist für Australien wenig belangreich, dieselbe ist zumeist mit komplizierterem Religionskultus verbunden, der bei den Naturvölkern keine Stätte findet.

Die Ansichten, was eigentlich eine Prostituierte ist, sind auch bei den Naturvölkern nicht allgemein geklärt. Doch besitzen die Wilden in dieser Beziehung immerhin ein viel deutlicheres Unterscheidungsvermögen als wir Europäer. Der Zivilisationsmensch, dessen Urteil besonders in Weibersachen immer verblenderter wird, scheut sich oft, ein Ding beim rechten Namen zu nennen, ja er benennt zwei dem Wesen nach ganz gleichartige Dinge auf verschiedene Weise. Während er nicht einen Augenblick zögert, ein auf der Straße und in Nachtcaféhäusern auf Männerfang ausgehendes Mädchen als Hure zu bezeichnen, scheut er davor zurück, dieselbe Berufs- und Charakterbezeichnung für ein Weib anzuwenden, das ihre Männerkundschaft in vornehmen Gesellschaften sucht, sich die Liebe entsprechend der Aufmachung recht hoch bezahlen läßt und vielleicht noch in der angenehmen Lage ist, ihr Prostitutionsgewerbe durch einen künstlerischen Beruf zu verschleiern.

Der Australier macht da weniger törichte Unterscheidungen. Wenn uns seine Definition vielleicht nach unseren Anschauungen etwas allzu grob erscheint, so müssen dabei immer die Moralanschauungen in Betracht gezogen werden, die die herrschenden sind, und gerade hier mag man am passendsten des Wortes „ländlich-sittlich“ eingedenk sein.

Bei den Australiern und Ozeaniern gibt es eine organisierte und eine unorganisierte, eine öffentliche

und eine geheime, eine tolerierte und eine verbotene Prostitution, ganz wie bei uns, nur mit ein wenig geringerer Heuchelei.

Eine ausgesprochen tolerierte Prostitution, die sehr lebhaft an die japanische Joshiwara-Prostitution erinnert, findet sich auf den Palau-Inseln, sowie bei einigen verwandten Völkern dieser Inselbewohner.

Um zum Verständnis der dort herrschenden Verhältnisse zu gelangen, ist es vor allem nötig, einer Einrichtung zu gedenken, die in Australien und Ozeanien, wie überhaupt bei den Naturvölkern ziemlich stark verbreitet ist — der getrennten Schlafhäuser für die beiden Geschlechter.

Die jungen Leute haben in der Regel ein gemeinschaftliches Klubhaus, in dem sie ihre Beratungen abhalten, ihre Spiele arrangieren und wo sie des Nachts schlafen. Je nach den herrschenden Ansichten ist nun das Betreten dieser Jünglingshäuser den Weibern überhaupt, oder nur den verheirateten, oder nur den einheimischen verboten. Manchmal werden solche Klubhäuser auch von verheirateten Männern bewohnt, in diesem Falle ist die Geschlechtertrennung gänzlich durchgeführt und die Weiber wohnen mit den Kindern ebenso alle zusammen auf einem abgegrenzten Raume, wie die Männer. Ein gemeinschaftliches Schlafen gilt dann für unschicklich.

Ein Zusammenleben der Geschlechter in dieser Form besteht auf den Palau-Inseln, wo sich die Männer unter dem Namen „Clöbbergöll“ zu Klubs zusammenschließen, ein „Bai“ genanntes Vereinshaus bauen und dort wohnen und leben in Gemeinschaft junger Mädchen „Armunguls“, die als Konkubinen Dienste tun, hinter

dem Rücken ihrer Geliebten sich noch mit andern Männern abgeben und sich auf diese Weise ein stattliches Heiratsgut verdienen, das sie nach längerer oder kürzerer im Bai zugebrachter Zeit zu einer begehrenswerten Partie macht. Die Palauaner sind in dieser Beziehung nämlich gar nicht so skrupulös, wissen im Gegenteil die im „Bai“ erworbenen Schätze wohl zu würdigen und freuen sich über die gleichzeitig im Verkehr mit erfahrenen Männern erlangten Liebeskünste der gewesenen „Armungul“.

Prof. Karl Semper hat eine ausführliche Monographie über die Palauinseln veröffentlicht, der die einschlägigen Verhältnisse zu entnehmen sind, darunter auch die Daten über die Clöbbergölls, die Bais und die Armunguls.

Einige Bemerkungen über die gesellschaftlichen Einrichtungen sind zur Erläuterung notwendig.

Die Palau zerfallen in eine Menge kleiner Staaten, deren mehrere oft auf einer und der nämlichen Insel Raum finden. Im Staate Aibukit auf Bathethaub herrschen, wie Semper berichtet, zwei Könige der „Mad“ und der „Krei“. Beide Männer hießen in ihrer Jugend anders, vertauschen aber bei ihrem Amtsantritte ihren Namen mit diesen unwandelbaren Titeln ihrer Würde. Das gleiche Vorrecht besitzen bloß noch die „Rupack“, die eigentlichen Fürsten, die die erste Klasse der Bevölkerung bilden. Mad ist der eigentliche König, dem als solchen neben dem Vorsitze im Fürstenrate die alleinige Entscheidung und Sorge über die religiösen Feste und alles, was mit dem Ahnenkult sich verbindet, zusteht. Zweiter im Staate ist der „Krei“ der Krieger und Feldherr, sowie Anordner aller öffentlichen und



Gemeindearbeiten, ein echter Majordomus. Im Fürstentrate sitzt er dem Mad gegenüber und jedem schließt sich auf seiner Seite ein Gefolge kleinerer Fürsten an, und zwar nicht bloß im öffentlichen Leben. Jeder der beiden Fürstenhäupter ist nämlich zugleich auch Vorsteher seines Gefolges, mit dem er zusammen ein großes Haus, hier „Bai“ genannt (Fel auf Mortlock), besitzt, und worin die Mitglieder dieser merkwürdigen Vereinigung oder Klubs, des sogenannten „Clöbbergöll“, die Nächte und einen großen Teil des Tages zubringen.

In der zweiten Klasse der Bevölkerung der sogenannten kleinen Fürsten, „Kikerirupack“, oder derjenigen der Freien sowohl wie in der dritten der Hörigen — des „Armeau“ — finden sich ähnliche aber viel zahlreichere Clöbbergöll. Die Männer der Clöbbergöll haben bestimmte öffentliche Arbeiten zu verrichten, Kriegsdienste zu leisten, den Bau der Häuser, in denen die Clöbbergöll wohnen, das Nähen der Segel zu den Kriegsböten und das Fangen gewisser Fische zu besorgen. Alle solche Arbeiten im Dienste der Clöbbergöll oder des Staates werden durch das unübersetzbare Wort „Makesang“ bezeichnet. Vom fünften oder sechsten Jahre an sind alle Knaben gezwungen, in einen solchen Clöbbergöll einzutreten. Aber in ihnen sind die Freien und die Hörigen nicht streng von einander geschieden, wengleich jene immer den Vorrang haben, einmal als Freie, dann aber auch, weil aus ihrer Zahl die eigentlichen Fürsten, teils nach Erbfolgesetzen, teils durch Wahl genommen werden. Während also von diesen viele nur bis zu einem gewissen Lebensalter einem der zahlreichen niederen Clöbber-

göll angehören, dann aber als Rupack in den Fürstenkongreß eintreten, bleiben jene, die Männer des Armeau bis an ihr Lebensende in den Clöbbergölls zweiter Ordnung. Eine Trennung findet hier nur insofern statt, als in jedem einzelnen Clöbbergöll, der im Durchschnitt etwa 35—40 Mann zählen mag, immer nur gleichaltrige Knaben oder Männer zugelassen werden, so daß ein jeder während seines Lebens wenigstens drei oder vier verschiedenen Clöbbergöll angehört. Jeder Clöbbergöll hat seinen besonderen Namen.

In ganz ähnlicher Weise wie die Männer bilden auch die Weiber ihre Genossenschaften, die wie bei jenen ihre Anführer haben und die denen der Männer gegenüber die Rechte einer anerkannten Körperschaft besitzen, ohne freilich an den öffentlichen Arbeiten und am Kriege teilnehmen zu müssen oder ihre Mitglieder zum Bewohnen gemeinschaftlicher Häuser zwingen zu können. Ihre Arbeiten im Hause und Felde besorgt jede Hausfrau für sich allein und sie haben höchstens bei den häufigen Festen zu Ehren fremder Gäste kleinere Hilfeleistungen gemeinschaftlich zu verrichten. Es scheint also, daß das Bedürfnis nach einer gewissen Repräsentation im Staate, von den Frauen gefühlt und von den Männern anerkannt, die Weiberclöbbergöll hervorgebracht und ihnen die mancherlei Vorrechte gewonnen hat, die sie zweifellos besitzen.

So wie jedes Individuum einen Busenfreund (Sakalik), (d. h. mein Freund) besitzt, kann auch jeder Clöbbergöll sich einen oder mehrere solche Sakalik, ja gleich einen ganzen anderen Clöbbergöll auf einmal dazu erwählen. Die Stellung eines Sakalik ist eine sehr bevorzugte, ihm wird nichts versagt, alle Frauen

des Clöbbergöll sind ihm zu Willen, dafür aber muß er sich auch ganz ihrem Dienste weihen. Es werden immer Gegenleistungen in irgend einer Form erwartet und gegeben. Die Versammlungsorte eines Weiberclöbbergöll darf z. B. kein anderer Mann betreten als der oder die erwähnten Sakalik. Diese auf den Palau nach unseren Begriffen recht leichtfertige Sitten im Verkehr der beiden Geschlechter dürfen als Prostitution angesehen werden.

„Mugul“ ist es, daß ein Mann in dem Hause schläft, wo seine polygamische Familie wohnt, deshalb bringt er die Nacht im Bai seines Clöbbergölls zu. Mann und Frau sehen sich nur des Tages und auch nur in ihren Häusern, auf der Straße kennen sie einander nicht. Ist nun eine Frau ihrem Manne böse, so läuft sie in das nächste Bai, dann muß der Mann, wenn er sich wieder mit ihr versöhnen will, sie durch ein Stück Geld von dem Clöbbergöll auslösen, dem das Bai gehört. Mag er nicht zahlen, so hat er kein Recht mehr an sie. Dann bleibt sie bei den Männern des Clöbbergölls so lange, bis ein anderer Mann, der mächtiger ist als ihr früherer, sie von jenen loskauft. Es ist ganz allgemein Sitte, daß die Frauen in dieser Weise ihren Männern einmal davonlaufen. Es leben aber auch immer zur Bedienung unverheiratete Mädchen, die erwähnten „Armungul“ im Männerbai, die an dem freien ungebundenem Leben, das sie als solche dort führen, ganz besonders aber an der Bedienung seitens der verheirateten Frauen Gefallen finden. Letztere müssen nämlich den Armungul im Bai täglich Nahrung bringen, denn da die rechtmäßige Gattin vor der Welt niemals zeigen darf, daß sie mit ihrem Manne in so vertrautem

Verhältnis lebe, so würden die Männer auch keine Bedienung mehr haben. Die Armungul bleiben gewöhnlich drei Monate lang in dem Bai, lernen hier den Männern dienen und ihnen gehorsam sein und wenn sie zurückkehren, so bringen sie ihren Eltern ein hübsches Stück Geld mit. Es ist dies, so denkt das weibliche Geschlecht auf den Palau, eine köstliche Sitte. Als einmal ein ganzes Weiberclöbbergöll nächterlicher Weise zum Männerclöbbergöll eines anderen Eilandes entflohen war, und Semper eine befreundete Insulanerin mit Vorwürfen über diesen Unfug befragt, warum sie nicht bei Tage abgereist seien, erhielt er folgende, die Denkweise jener Menschen charakterisierende Antwort: „O, Doktor, das geht nicht, dann würden es ja die Männer des Dorfes sehen und dann gebe es einen harten Kampf. Denn diese dürfen eigentlich die Mädchen nicht fortziehen lassen, drum geschieht es bei Nacht, damit sie es nicht merken und Streit anfangen. Es wäre so schade, wenn dabei einige unserer Männer umkämen, es hilft ja doch nichts, denn in ein Bai müssen nun einmal die Mädchen, wenn sie erwachsen sind. Das ist unser Makesang. Wenn ein junger Clöbbergöll in das richtige Alter kommt, so muß er irgend wohin gehen, und keins von den Mädchen darf dann zurückbleiben, tut eine es doch, so schelten ihre Eltern sie aus, und sie findet so leicht auch keinen Mann, denn nun heißt sie überall im Staat ein ungeschicktes dummes Mädchen, das nicht zur Frau taugt. Aber die anderen, wenn sie heimkehren, verheiraten sich rasch.“ Semper vermutet, daß das Bai mit dem so scharf ausgeprägten getrennten Leben der Geschlechter eigentlich papuanischen Ur-

sprungs sei und bringt dafür einige Anhaltspunkte, woraus er schließt, daß in ganz Melanesien frühere ähnliche Einrichtungen bestanden haben mochten, wie sie auf Palau im Clöbbergöll ihre schärfste, kürzeste Bezeichnung gefunden.

Auch in Mikronesien finden sich Anklänge an den Clöbbergöll. So besaßen die Chamorro auf den Ladrone die Einrichtung der Ulitao-Gesellschaften, die in den einzelnen Dörfern gewisse Häuser besaßen, in denen sie Orgien feierten, die bis zur Blutschande führten, der Verkehr mit ihnen hatte für die Mädchen so wenig Entwürdigendes, daß er vielmehr für eine Ehre galt. Nach den vorhandenen Berichten sind diese Ulitao ganz dasselbe wie die Clöbbergöll auf den Palau gewesen. (v. Hellwald.)

Von allen Polynesiern, sagt v. Hellwald, sind die Hawaier jene, die am raschesten aussterben. Nach der Zählung vom 28. Dezember 1878 betrug die Bevölkerung des gesamten Königreichs 57985 Köpfe, darunter 44088 Kanaken, nämlich um fast 5000 weniger als sechs Jahre früher und gegen 142000 im Jahre 1823. Den Hauptgrund dieser Abnahme erblickt Dr. Buchner als Arzt zum Teil in der Leidenschaft der Weiber zum Reiten, der sie sich ohne Schonung und Rücksicht, rittlings wie die Männer im Sattel sitzend, hingeben, vornehmlich aber in der herrschenden Unsittlichkeit, die schon in der weitgehenden Ungeniertheit des zarten Geschlechts im Alltagsleben erkennbar ist. Überall an den Gewässern sieht man die unvermeidliche Staffage der Südseeinseln, nämlich badende Nymphen, die von ihren in der Tat staunenswerten Schwimmkünsten den Passanten bereit-

willig Proben ablegen und den bewundernden Beifall der europäischen Besucher, selbst der Damen wie z. B. Anne Brassey ernten. Um die Exponierung ihrer Reize sind diese bronzenen Aphroditen dabei wenig besorgt, wie Buchner berichtet, bei dem man eine gelungene Schilderung dieser wenig schicklichen Schwimmvergünungen nachlesen kann. Unsittlichkeiten aller Art findet man überall in Polynesien, auf Hawai soll aber das Laster seinen Höhepunkt erreichen. Die Erotik spielt eine große Rolle bei den schönen Kanakinnen und in Honolulu hat sich dieselbe zu einer ziemlich schamlosen Prostitution entfaltet. Dort sind die Missionare in dieser Beziehung machtlos. Anderwärts aber halten sie ein scharfes Auge auf ihre der Sünde nur zu sehr geneigten weiblichen Lämmer. Während Buchners Anwesenheit in Hilo gingen sie in ihrem Mißtrauen und ihrer Vorsicht so weit, ihm und seinen Begleitern während der Nacht einen Polizeimann vors Hotel zu postieren. Doch hat im allgemeinen der Einfluß des „Mikonerics“, wie man dort die Missionare nennt, bisher weiter nichts vermocht, als daß die Kanaken ihre Orgien heimlich treiben, und zwar in Höhlen und Dickichten oder unter dem Mantel der Nacht. Ebenso wenig wie für Dankbarkeit besitzen sie für Keuschheit ein Wort in ihrer Sprache. Selbst jetzt noch pflegen die christlichen Insulaner, sind sie unter sich, ihre jungen Weiber auszutauschen, was früher als ein Gebot der Gastfreundschaft allgemeine Übung war, es wäre eine große Verletzung gewesen, hätte man einer solchen Einladung nicht Genüge geleistet. Bei feierlichen Gelegenheiten kennt man auch heute hierin keine Grenzen. Kanakinnen, die an Weiße verheiratet

sind, sind um kein Haar besser, nur schlauer und vorsichtiger in ihren abenteuerlichen Unternehmungen.

Sobald ein Fahrzeug auf hoher See sichtbar wird, gerät alles in große Aufregung und die Neugierkeit verbreitet sich mit Blitzesschnelle über die Insel. Dann stürzt sich eine bunte Menschenmasse in die See und schwimmt dem Schiffe entgegen. G. H. von Langsdorff, der Krusenstern in den Jahren 1803—1807 auf einer Reise um die Welt begleitete, beschreibt seinen Empfang auf der Marquesainsel Nukuhiwa: „Anfänglich konnten wir in großer Entfernung nur eine große Anzahl aus dem Wasser hervorragender und schwarz behaarter Köpfe gewahr werden, kurze Zeit nachher aber hatten wir das seltene Schauspiel, einige hundert nackte Männer, Weiber und Mädchen um unser Schiff schwimmen zu sehen, wovon die meisten Kokosnüsse, Bananen und Brotfrüchte zum Verkauf herbeibrachten. Das Geschrei, Gelächter und Toben dieser immer frohsinnigen Menschen war unbeschreiblich und machte auf jeden einzelnen einen eigenen Eindruck.

Der immerwährende Lärm war größer als auf dem zahlreichsten unserer Jahrmärkte, und kaum konnten wir bei Tische unser eigenes Wort verstehen. Die jungen Mädchen und Weiber, die sich ebenso wie die Männer ganz nackt und in nicht geringer Anzahl versammelt hatten, waren außerordentlich laut und gesprächig und dabei nach unseren europäischen Begriffen unverschämt. Sie brachen bei jeder unserer Bewegungen oder Handlungen in ein lautes und frohes Lachen aus, und da wir auch nicht ein Wörtchen von den vielen schönen Sachen, die sie uns vorerzählten, verstanden, so machten sie sich sehr bald durch die un-

sittlichsten und unanständigsten Gebärden und Pantomimen, mit denen sie ihre Reize anboten, verständlich.“

Die mit ihnen herangeschwommenen Männer waren nicht im geringsten eifersüchtig, im Gegenteil, der Mann schien die Vorzüge seiner Frau, der Bruder die seiner Schwester, der Vater die seiner Tochter, der Liebhaber die seiner Geliebten anzupreisen. An dieser Schilderung hat sich auf den östlichen Inseln bis heute nichts geändert. Die Frauen empfangen auch jetzt noch von ihren Männern Aufträge, was sie als Lohn für ihre Gefälligkeiten vom Bord zurückbringen oder wohl gar entwenden sollen. Ihren Lendenschurz, damit er nicht naß werde, halten sie beim Schwimmen an einem Stabe befestigt über Wasser und jede beeilt sich, die erste an Bord zu sein, denn sowie die Mannschaft sich mit Schönheiten versehen hat, werden alle überzähligen Damen zurückgewiesen und müssen unter dem Hohn- gelächter ihrer Gefährtinnen heimschwimmen. Liegen mehrere Schiffe auf Reede und reicht die Anzahl der Damen nicht aus, dann wird frische Zufuhr von entfernteren Punkten entboten. An Bord aber wird die Szene häßlich, denn dort bricht bald rohe Ausschweifung aus. Eigennutz ist übrigens die einzige Triebfeder dieser Prostitution. Dies gewahrt man am besten daraus, daß die polynesischen Nereiden, die nach den Schiffen schwimmen, immer die nämlichen Personen sind, während die ehrbaren Frauen stets eine würdige Zurückhaltung beobachten und Verführungen unzugänglich bleiben.

Eine andere Art der Prostitution, für die sich die Mädchen ebenfalls besonders Auserwählten hingeben mußten, aber nicht nur einmal, sondern wiederholt, fin-



den wir auf einigen Inseln der Südsee. So bildeten auf den Marianneninseln die Ulitaos eine Art von geschlossener Gesellschaft, die unter dem besonderen Schutze der Götter stand. (Waitz.) Sie lebten unvermählt mit Mädchen aus den vornehmsten Familien, und es galt, wie Freycinet bezeugt, als die höchste Ehre für ein Mädchen, den Ausschweifungen dieser Männer zu dienen; ein solches weibliches Wesen wurde sogar höher geachtet, als eine wirkliche Jungfrau. Ähnliche Vorrechte genossen die Areois auf den Gesellschaftsinseln und auf anderen Inseln Polynesiens. (Ploß.)

Bei den Neubritanniern werden nach Weißer die jungen Mädchen mit Eifersucht gehütet und ein freier Verkehr mit jungen Männern wird ihnen im Dorfe nicht gestattet, allein zu gewissen Zeiten ertönt eine besonders hell klingende Trommel des Abends aus dem Busch, worauf denselben erlaubt ist, sich dorthin zu begeben, wo sie dann mit jungen Männern zusammentreffen.

Etwas anders lautet ein anderer Bericht, der von der gleichen Inselgruppe handelt. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß Weißer ein Mißverständnis begegnet ist. Der Bericht sagt, daß sich in Neubritannien jede Frau ohne lebende Verwandte preisgeben könne, an wen sie wolle, wenn sie aber getötet wird, braucht ihr Stamm sie nicht zu rächen. Sollte ein Mann sie heiraten wollen, so hat sie gleiche Rechte wie die übrigen Frauen. Leben Vater und Mutter noch, so ist zur Prostitution die elterliche Einwilligung notwendig, dieselbe wird aber oft gegeben. Anderenfalls läuft die Frau Gefahr, von irgendeinem ihrer Ver-

wandten getötet zu werden, da sie möglicherweise zum Weibe eines hervorragenden Mannes bestimmt oder schon von einem Häuptlinge gekauft worden ist. In gewissen Nächten wird eine Trommel geschlagen, alle Prostituierte laufen in den Wald und werden dort von den jungen Männern gejagt. Dies nennt man Lu-Lu, ein Ausdruck, der sich auf die Frauen selbst oder auf irgend etwas mit diesem Gebrauche zusammenhängendes bezieht. (Ploß.)

Interessant ist auch die Beobachtung Ribbes bei den Mono-Insulanern:

„Es ist für einen Reisenden nicht schwer, sofort zu erkennen, daß die Mono- und Alu-Leute ein desselben Stammes sind. Ihre Trachten, Bewegungen und hauptsächlich die Sprache sind dieselben. Natürlich sind auch die Mono-Leute Vermischungen mit Bougainville-Eingeborenen unterworfen, da sie ja von der größeren Insel ihre Sklaven beziehen. Merkwürdigerweise scheinen die Mono-Insulaner aber reinlicher als ihre Stammesverwandten in Alu zu sein, jedoch bei weitem unmoralischer, denn schon im Laufe des Vormittages wurden uns die Dienste der Sklavenweiber für die Nacht angeboten. Der häufigere Verkehr von Walfischfängern, Kriegs- und Kauffahrteischiffen haben hier die Sitten der Schwarzen auf eine recht bedenkliche Weise zum Nachtheile der an und für sich gesunden Volksstammes beeinflusst.“

Man darf den Anteil der Weißen an der Prostituirung der Eingeborenen weder über- noch unterschätzen. Die Prostitution liegt im Weibe drin und hat nichts mit Zivilisation oder Nichtzivilisation zu

tun. Auch bei Völkern, deren Jagdgründe nie eines Bleichgesichts Fuß entweiht, ist die Prostitution zu finden. Unter dem Einfluß der Zivilisation nimmt bloß die Prostitution einen noch gemeineren und ekelhafteren Charakter an.

„Die traurigste Figur spielt dabei der weiße beachcomber, der faule, lüsterne, versoffene und völlig heruntergekommene Abenteurer, dem der legitime Handel nicht mehr paßte, und der sein wahrscheinlich in anderen Gegenden begonnenes Verbrecherleben hier fortsetzte, so gut es ging. Er terrorisierte die harmlosen Nigger, verschacherte ihre Töchter an anlaufende Schiffe, vergewaltigte die Frauen, führte Plünderungsüberfälle gegen Nachbardörfer und -Inseln.

Sein Handwerk ist ihm in dieser Potenz ziemlich gelegt heute, aber seine üblen Taten wirken nach. Er selbst, oder sein Schatten, existiert noch vielerorts als Nichtsteuer, Aushälter schwarzer Dirnen, der mit dem niedrigsten Gesindel von Diebstahl lebt, verachtet und ausgestoßen von Weiß und Schwarz. Und es wäre gut, man erklärte, was von ihm übrig geblieben ist, als vogelfrei. In dubio verdient er jedenfalls eine Kugel. Und so ärmlich seine Existenz jetzt auch sei: er versäucht die Eingeborenen, hetzt sie auf gegen geordnete Zustände und setzt das Ansehen der Weißen in den Augen der anderen Rassen tief herab.“ (Kotze.)

Daß der Verkehr mit Weißen die Prostitution zwar nicht schafft, aber doch fördert, bestätigt eine Beobachtung von Pritchard aus Samoa: von zehn eingeborenen Frauen, die mit Europäern im Konkubinat gelebt haben und von ihnen verlassen worden sind, zeigen neun entschiedenen Widerwillen, sich später an

eingeborene Männer zu verheiraten, sondern ziehen die Prostitution vor. Zu dieser drängen außerdem mehrere aus den sozialen Anschauungen der Polynesier sich ergebende Umstände. In jedem Dorf auf Samoa z. B. befindet sich ein „Fale-telle“ oder ein freies Wirtshaus für den Reisenden. Zum Hauswesen dieses Hotels gehören gewisse Frauen, von denen stillschweigend angenommen wird, daß sie den Reisenden zu Diensten stehen. Gewöhnlich sind es geschiedene Frauen von Häuptlingen. Bevor nämlich ein Häuptling zu Rang und Würde gelangt, schließt er Bündnisse mit Mädchen niedrigeren Ranges, die er später verstößt. Die Bewerbungen geschehen stets durch Mittelspersonen, von denen sich immer etliche im Gefolge der Häuptlinge befinden, wenn sie auf Reisen gehen und gewöhnlich lassen sich immer ein paar Mädchen verlocken, so oft ein Häuptling längere Zeit in einem Dorfe verweilt. Werden sie nicht schon früher verstoßen, so müssen sie jedenfalls das Haus des Häuptlings bei einer standesgemäßen Heirat verlassen. Sie dürfen aber nie einen zweiten Mann ehelichen, denn dies würde der Häuptling als einen tödlichen Schimpf ansehen. Fehden wären die Folge, wenn ein Häuptling die Geschiedene zu sich nähme, während ein gemeiner Mann einfach von den Leuten des Häuptlings erschlagen wird. So oft der letztere Fall eintritt, wird übrigens die Frau frei und kann zur dritten Ehe schreiten.

Als einer der Ursachen, die zu einer Prostituierung eingeborener Weiber führen, wurde vorhin des Konkubinales gedacht, in dem diese Frauen vor dem Ergreifen des Liebesgewerbes mit den Weißen gelebt

hatten. Der Begriff Konkubinat, wie wir ihn auffassen, deckt sich nun keineswegs mit den Verhältnissen, die zwischen Weißen und eingeborenen Weibern eingegangen werden, denn Konkubinat bezeichnet ein durch keinerlei äußerliches Band gefestigtes Zusammenleben von Mann und Weib in geschlechtlicher Gemeinschaft, ein Zustand, den man jetzt so gern euphemistisch als „freie Liebe“ bezeichnet und der von den Feministen eifrig propagiert wird.

Bei den als Konkubinat bezeichneten Verhältnissen in der Südsee, um deren Bewohner es sich ja hier handelt, ist aber tatsächlich ein solches, aus Beobachtung gewisser Vorschriften geknüpftes Band vorhanden, das von der einen Seite, für die es Gültigkeit hat, respektiert werden muß und auch respektiert wird, von der anderen Seite aber sich nicht der geringsten Achtung zu erfreuen hat.

Es handelt sich da um eine Ehe, die für den einen Teil gültig, für den anderen ungültig ist. Für den Weißen hat die Ehezeremonie, die ja vielfach sehr primitiv ist, oder überhaupt nur als gewisse Vorstellung existiert, keinerlei bindende Kraft. Da kein Geistlicher seiner Konfession und kein beeideter Beamter seines Staates bei der Eheschließung funktionierte, so besteht auch eine Ehe in seinem Sinne nicht und der Reiseschriftsteller, der die Dinge ebenfalls vom standesamtlich-kirchlichen und ganz subjektiv weißen Standpunkte aus ansieht, kann natürlich bei Besprechung solcher Verhältnisse nur von einem Konkubinat sprechen.

Man vergesse doch aber nicht, daß in den meisten Fällen die Ehe nach Religion, Sitte und Brauch des

Weibes effektiv geschlossen worden ist, daß in den Augen ihrer Stammesgenossen die Frau als wirkliche Ehefrau des Mannes mit Recht angesehen wird, daß es also kein Konkubinat ist, sondern eine Ehe, nach Landesbrauch rechtlich und sittlich.

Die Sache hat im Grunde genommen eine gewisse Ähnlichkeit mit der Vorstellung, die sich zwei Personen beim Eingehen einer freien Liebe machen: der eine Teil träumt von einer sittlichen und dauernden Ehe, und der andere Teil freut sich, daß die Sache so leicht lösbar und daher viel bequemer als eine richtige Ehe ist.

Infolge der Beurteilung, die eine Ehe mit einer Eingeborenen von seiten der Weißen findet und der Konsequenzen wegen, die eine solche Anschauung für die eingeborene Frau hat, bin auch ich gezwungen, diese Verhältnisse nicht im Kapitel „Ehe“, sondern im Kapitel „Prostitution“ zu behandeln, beziehungsweise an dieses Thema anzuschließen.

Die Formen, unter denen eine solche Halbehe zwischen Weißen und Eingeborenen geschlossen wird, sind ebenso wechselnd, wie die Dauer und die Arten der Ehe. In sexuellen Dingen ist der Mann seiner polygamen Veranlagung entsprechend Opportunist, wo es nur irgend angeht, und zwar im buchstäblichstem Sinne des Wortes: er sucht so viele günstige Gelegenheiten als möglich und sucht sie auch so günstig als möglich auszunützen. In einem Lande, in dem die Weiber käuflich sind — wir sind in Australien, bei den Wilden!! — erwachen die polygamischen Gelüste mit besonderer Macht und da von seiten der Eingeborenen gegen Polygamie kein Einwand und keine gesetzlichen Hinderungs-

gründe bestehen, denen zufolge man Polygamie bei der Vordertüre mit schwerer Gefängnisstrafe bedroht, bei der Nebentüre als Ehebruch nur auf Antrag und dann nur ungern und recht milde bestraft, bei der Hintertür aber gänzlich ignoriert, so ist das erste, was der weiße Mann in den paradiesischen Gegenden der Südsee tut, daß er sich, je nach Bedürfnis, Geschmack und Vermögensverhältnissen, einen Harem zulegt.

Manchmal geht das sehr leicht und einfach und ist solche Landessitte, daß selbst die sonst so sittenstrengen deutschen oder englischen Damen nichts dagegen einzuwenden haben. Man denkt eben: *naturalia non sunt turpia*, und schließlich, was soll der arme nach diesen weltenfernten Gegenden verschlagene Beamte oder Kaufmann *faute de mieux* anderes tun, als sich schwarze oder braune Weiber zu nehmen, da doch die wenigen vorhandenen weißen Damen meist bereits als Gattinen hinkommen.

Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, wenn man dabei eingedenk bleiben würde, daß so manches Naturkind wirklich in der Illusion lebt, die Ehefrau des Mannes, mit dem es lebt, zu sein. Es kommt da natürlich ganz auf die Gegend, beziehungsweise das Volk an, woraus das Weib stammt, aber es wird sich später zeigen, daß auch den „wilden“ Mädchen zartes Empfinden eigen sein kann.

Wie sich bei der sinnlich-leidenschaftlichen Anlage des polynesischen Gemütes erwarten läßt, meint v. Hellwald, gibt es auch Fälle wahrer Liebe und Zuneigung und namentlich, wenn Kinder vorhanden sind, pflegt sich das Band der Ehe immer mehr zu festigen, ja, es geschieht mitunter, daß Eifersucht nicht bloß

zwischen Männern, sondern auch zwischen Frauen zum Morde führt. Ganz besonders merkwürdig und auffallend ist aber, daß die Geschichte aller Niederlassungen von Europäern unter farbigen Leuten zahlreiche Beispiele enthält, daß die einheimischen Frauen, gegen ihren eigenen Stamm verschworen, fest an ihren weißen Galanen halten.

„Auch die polynesischen Konkubinen der französischen Offiziere auf den Markesas ergriffen entschlossen die Partei ihrer Geliebten und leisteten natürlich die besten Kundschafterdienste. Überall in Polynesien hat das Hereinfluten der Europäer mehr oder minder zu sogenannten samoanischen Ehen geführt. Heute pflegt bei Verbindungen zwischen Europäern und Samoanerinnen eine Art stillschweigender Übereinkunft vorzuwalten, die man samoanische Ehe nennt. Die Missionäre nämlich predigen die Heiligkeit und Notwendigkeit der Ehe, die Samoanerin namentlich aus den Adelsständen würde ohne den Schein der Ehe nicht leicht die Frau eines Weißen werden, obwohl ihr sehr gut bekannt ist, daß kein gesetzliches Band sie mit diesem zusammenhält. Eine Art von stillschweigender Übereinkunft aber ist es, daß die Ehe zum mindesten so lange dauert, als der Weiße im Lande bleibt. Bei den zahllosen Kaufmannsagenten, ehemaligen Matrosen usw., die durch irgendwelchen Zufall auf irgendeine kleine Insel verschlagen worden sind, bei diesen unter den einfachsten Verhältnissen lebenden Leuten dauern diese Ehen fast für das ganze Leben. Anders in Apia, in den meisten größeren Orten, wo sehr viele Kaufleute leben, die später nach Europa zurückkehren. Es gibt zwar auch Beispiele von regel-



rechten Ehen, dann aber waren die Frauen meist selber schon aus einer Verbindung zwischen Weißen und Polynesiern hervorgegangen. Sie waren vielleicht aus königlichem Geblüt, waren vielleicht schon einmal in London und Paris gewesen und konnten also füglich in allen Ehren von ihren Männern nach Hause geführt werden.“

Diese Ansichten entsprechen nur zum Teil den Tatsachen. Im übrigen sind die Samoanerinnen hübsch — wenn auch ihre Schönheit vielfach übertrieben geschildert wird — und sympathisch und dürfte wohl ein samoanisches Weib einen Weißen auch auf längere Zeit hinaus fesseln können. Samoa nimmt außerdem unter den Südseeinseln in mehr als einer Hinsicht einen exzeptionellen Rang ein. Die Samoaner kann man nicht unter den Begriff Naturvölker subsummieren und sie mit den Buschmännern Zentralaustraliens auf einer Stufe nennen. Über die Verhältnisse Samoas besitzen wir dank der eingehenden Studien, Stuebels, v. Bülow's, Krämers und Turners, sowie durch viele Einzelndarstellungen eine solche Kenntnis, daß es möglich wird, sich von diesen Inseln eine recht klare Vorstellung zu machen.

Es wäre ungerecht, wenn man die Schuld an der Lösung des Ehebundes immer nur dem männlichen, also hier dem weißen Teile, zuschieben wollte. Eifersucht, und zwar jene Eifersucht, die nicht aus der Furcht vor Verlust der Liebe entsteht, sondern jene schmutzige und gemeine Eifersucht, die nur aus dem Neid entspringt, eine Nebenbuhlerin könne eventuell materielle Vorteile von dem Manne haben, den mit seinem ganzen Besitz die Gattin als ihr alleiniges Eigen-

tum in Anspruch nimmt, gibt es sogar in Australien. Zanksucht, Klatschsucht, Vernachlässigung der eigenen und der Person des Mannes, Trägheit, Dummheit und eine Fülle von Bosheit in Wort und Tat finden sich sogar in Australien. Man kann es daher dem Manne nicht verargen, wenn er fern in der Südsee das tut, was ihm in Europa durch Sitte, Herkommen und um der lieben Leute willen verboten ist: die Hexe einfach dorthin zu schicken, wo sie hergekommen ist und es ihrer Sippe zu überlassen, sich mit den lebenswürdigen Eigenschaften der Schönen auseinanderzusetzen.

Daß die Frau den Mann bestiehlt und das Gestohlene einem Liebhaber zusteckt, kommt auch in der Südsee vor — tatsächlich! Ja, der begünstigte Liebhaber ist nicht selten ein schmutziger und brutaler Nigger, während der weiße Gatte ein hübscher und gutmütiger Mensch ist. Zum Glück fürchtet man aber in Australien und den umgrenzenden Gegenden keinen Skandal und niemand kümmert sich darum, wenn ein Weißer seine böse Hausgenossin zum Teufel jagt.

Im folgenden sei wieder einigen Beobachtern über die besprochenen Verhältnisse das Wort gelassen:

„Es ist demnach auch begreiflich, daß sich so ein einsam wohnender Händler dem Trunke ergibt, sich auch mit Vorliebe mehrere schwarze Weiber nimmt, um mit ihnen in wilder Ehe zu leben. Nach seiner Ansicht sind dieses die einzigen Genüsse, die er sich auf seiner abgelegenen Station leisten kann. Übrigens ist es gar nicht so unklug von den Leuten, daß sie mit schwarzen Weibern zusammen leben, denn man kann nicht leugnen, daß sie dadurch große Vorteile haben. Europäische Frauen zu heiraten ist unter den gege-

benen Verhältnissen vielfach nicht möglich. Die Insulanerinnen sind gelehrig und anstellig und lernen in wenigen Wochen so viel, um alle häuslichen Dienste im Hause besorgen zu können. Sie sind auch, werden sie gut behandelt, recht anhänglich und haben in ihrer Treue durch rechtzeitiges Warnen schon manchem Händler das Leben gerettet. Ein Vorteil, den eine schwarze Frau dem Weißen bietet, ist der, daß kein verwandtschaftlicher Anhang dem Manne das Leben sauer machen kann, denn aus Vorsicht wird sie nicht aus der Gegend, in der die Station liegt, sondern aus einer weitab gelegenen genommen. Will die schwarze Eehälfte nun nicht parieren, so nimmt sie es weiter nicht übel, wenn der Gemahl sie mit Hilfe eines Stockes daran erinnert, daß sie zu gehorchen hat. Ein weiterer Vorzug ist, daß, wenn dem Händler die Frau nicht mehr gefällt, er sie einfach nach ihrer Heimat zurück senden und sich eine andere anschaffen kann. Vielweiberei findet man zwar nicht bei allen, jedoch bei der größeren Masse der Händler. Offiziell führen die verschiedenen schwarzen Damen die Namen „Waschfrau, Köchin, Garten-, Haus- und Stubenmädchen.“ (Ribbe.)

In der ihm eigenen heiteren Art entwirft v. Kotze ein Bild von den Verhältnissen, die durch die Lebensweise der nach jenen fernen Landen verschlagenen Weißen entstehen:

„In Kerrawarra blühte mir wieder ein neuer Beruf. Ich wurde Storeverwalter und führte die Bücher. Außerdem verkaufte ich grüne Erbsen und Manilla-Zigarren, Schrauben und Lavalaps (Lendentücher), Tonpfeifen, Glasperlen, Schnaps, Salzfleisch und andere Sachen mehr; kurz, ich repräsentierte das Personal

eines ganzen Warenhauses. Glücklicherweise wurde sehr wenig gekauft, denn auf der Insel lebten nur drei oder vier Weiße, und von auswärts kam selten ein Kunde, und wenn, dann trank er seinen Einkauf gleich im Store aus.

Wie gesagt, es lebte sich sehr angenehm in Kerrawarra. Viel passierte ja nicht; aber das war auch durchaus nicht nötig. Man gewöhnte sich sehr schnell an das dolce far niente und gab mit der Zeit sogar das Lesen als rein überflüssige Anstrengung auf. Unsere Mahlzeiten bereitete uns ein chinesischer Koch, der so ziemlich alles, was da kroch und floch, für seine Speisekarte zu verwenden wußte. Ein Hausboy weißte die Schuhe, schleppte Badewasser und zog die Flaschen auf; und außerdem erwarb man sich, der Südseesitte entsprechend, der sich selbst die etwaigen weißen Damen fügen, gegen einen mehr oder minder hohen Preis ein schwarzes Hausmädchen. Für zwanzig bis dreißig Faden Diwarra (Muschelgeld) erhielt man bereits sehr ansehnliche Ware, und gar nicht abgelagert, die sogar bald etwas nähen und waschen lernte.

Ein sehr adelsstolzer Herr allerdings, der einst auf Kerrawarra lebte, hatte zur allgemeinen Entrüstung das doppelte angelegt, und, was den Fall noch schlimmer machte, die betreffende Maid war dumm, unrein und sehr häßlich. Wir interpellierten den sehr adelsstolzen Herrn, nannten ihn einen gewissenlosen Haussier und andere geeignete Fremdwörter und erkundigten uns ingrimmiglich nach dem Grund des unerhörten Preisaufschlages und der unfairen Störung der geschäftlichen Konjunktur.

„Äh — meine Herren,“ erklärte der sehr adels-

stolze Herr, „ich kann mir doch — äh — nicht ein gewöhnliches Mädchel nehmen. Mußte mindestens eine Häuptlingstochter haben!“

Ohne mich allzutief in die häuslichen Intimitäten der Südsee zu versenken, muß ich doch hier ein erklärendes Wort beifügen. Der „Kauf“ eines Mädchens ist nicht etwa eine Art Sklavenhandel, sondern die hergebrachte Heiratsform — nur daß dem Weißen gewöhnlich mehr abgenommen wird, als dem etwaigen schwarzen Freier. Und was die moralischen Bedenken der Transaktion betrifft, so gehört zu ihrem vollen Verständnis eine Ahnung von der kindlichen Naivität, der natürlichen Unschuld einer solchen Verbindung im Pacific, der wenigstens damals noch stellenweise ein Bibelparadies war, ehe die Schlange kam, ehe die beiden Menschen sahen, daß sie nackend waren und sich schämten. Und auch der durch seine Kultur verderbte Weiße verlernte dort seine lüsterne Phantasie und trieb hinein in die froh sinnlichen Anschauungen, die sündlose Selbstverständlichkeit der Geschlechter. Dem Reinen ist alles rein.“

---

## Sechstes Kapitel.

# Die Aberrationen des Geschlechtstriebes bei den Australiern und Ozeaniern.

Die Aberrationen und ihre gewöhnlichen Bezeichnungen. — Die Heuchelei in sexuellen Dingen. — Die Orgien von Tahiti. — Orgien durch Unschuld gemildert. — Die Weißen als Götter. — Liebesräusche und moralische Katzenjammer. — Tahiti und Samoa. — Häßliches und Unästhetisches. — Ein scheußlicher Gebrauch auf Ponapé. — Die Verbreitung desselben auf den Südsee-Inseln. — Cunnilingus sehr häufig. — Der Mensch und das Tier. — Exhibitionismus und Fetischismus. — Sadismus. — Wollust und Grausamkeit. — Mangelnde Parallelen. — Eine schauerhafte Tötungsart. — Sadismus und Kannibalismus. — Das Martern der Opfer. — Masochismus bei den Naturvölkern wenig zu finden. — Masochismus die vollkommenste Perversion. — Die Unnatürlichkeit des Masochismus. — Das genozüchtige Männchen und der Feminismus. — Die Homosexualität. — Die Zusammenstellung von Prof. Karsch. — Eine Bemerkung Turners.

Hat wirklich die paradiesische Unschuld, von der v. Kotze spricht und die auch von anderen Reisenden besungen wurde, bestanden oder besteht die paradiesische Unschuld eben darin, Dinge, die wir als „unnatürliche Laster“, „sodomitische Gräuelt“, als „schamlose Unzucht“, „tierische Lüsterheit“, „schwere Sittlichkeitsverbrechen“, „geschlechtliche Verrücktheit“ zu

bezeichnen pflegen, je nachdem wir Theologen, Juristen oder Ärzte sind, von einem weniger gelehrten, weniger entrüsteten und dafür mehr natürlichem Gesichtspunkte aufzufassen?

Man verstehe mich nicht falsch — nicht alles natürliche ist auch gut und gut zu heißen und auch mit dem Worte „tout comprendre c'est tout pardonner“ wird allzuviel Mißbrauch getrieben. Aber was den Wilden vor uns immer wieder auszeichnet und ihn über uns stellt ist, daß er nicht frömmelt und nicht heuchelt. Er predigt nicht Wasser und trinkt Wein, er eifert nicht für geschlechtliche Moral und bevölkert dabei Bordelle, vornehme Hurensalons und luxuriöse Kupplerquartiere, die für die große Menge zu kostspielig sind und daher so schöne Sicherheit gewähren, von der Maitressenwirtschaft als überhaupt anerkannte Institution gar nicht mehr zu reden.

Ach, kehren wir doch wieder zu den Australiern zurück — die treiben Dinge, die nicht zu billigen sind, aber sie verstecken ihre Gelüste nicht unter einem löcherigen und darum lächerlichen Moralfetzen.

Unnatürliche Laster — bleiben wir also bei diesem schönen Ausdruck — sind nach den übereinstimmenden Berichten aller Forschungsreisender, die es überhaupt gewagt haben, an das heikle Thema zu rühren, in Australien und in der ganzen Südsee zu Hause. Von den Orgien des bereits als sagenhaft zu geltenden Volkes auf der Insel Tahiti erzählte man sich märchenhafte Geschichten, von Orgien, bei denen Cäsarenräusche durch Blumen und harmlose Kindlichkeit veredelt und verklärt wurden. Die durch Unschuld

gemilderte Orgie, möchte man in Variierung des bekannten Wortes sagen. Jede Schilderung ist individuell, die der alten Seefahrer war überhaupt nichts anderes — sechs Monate und länger Seefahrt, nichts als Himmel und Salzwasser — mit diesem Trank im Leibe, sah er bald Helena in jedem Weibe. Die Weißen in ihren phantastischen Anzügen erschienen den Insulanerinnen als Götter, und diese Götter durften alles verlangen, auch die seltsamsten Liebesriten. Später vermischte sich Gesehenes, Ursprüngliches und selbst erst Mitgebrachtes zu einem Bilde, das je nach der individuellen Erfahrung in liebevollem oder gehässigem Sinne zur gegebenen Zeit literarisch verwertet wurde. Und inzwischen war man wieder zu Hause, im Kreise der Familie, an der Seite der züchtigen Gattin, und man schämte sich ein klein wenig, man hatte einen „moralischen“, wogegen es ja bekanntlich kein besseres Mittel gibt, als die Spender der Lust, an denen man sich berauscht, zu verunglimpfen — mehr oder weniger, je nach Temperament. Der Wein war gepanscht, die Zigarren miserabel und die Weiber Dirnen, das ist so oft die Dankbarkeit des Iendemain.

Tahiti ist nicht mehr — jetzt heißt es Samoa. Jetzt klingen von dort so merkwürdige, schwüle Lieder herüber, jetzt werden die samoanischen Dorfjungfrauen so gerne begeistert geschildert und abgebildet, wie einst die Mädchen von Tahiti, nur daß es damals noch keine Photographie und keine Reklameplakate gab.

Aber es gibt bei den Naturvölkern Dinge, die wirklich häßlich sind, nicht nur häßlich scheinen. Sie sind unästhetisch nach jeder Richtung hin, auch abgesehen von dem unschönen Außern der dabei in Be-



tracht kommenden Personen — de gustibus non est disputandum — und sie sind oft unnatürlich, denn sie haben selbst in der Tierwelt kein Pendant und zerstören die Gesundheit.

So berichtet Finsch von Ponapé, einer Insel der östlichen Karolinen, die folgende Tatsache: „Als besonderer Reiz eines Mädchens oder einer Frau gelten stark verlängerte, herabhängende Labia interna. Zu diesem Behufe werden impotente Greise angestellt, die durch Ziehen und Zupfen bei Mädchen, wenn dieselben noch kleine Kinder sind, diesen Schmuck künstlich hervorzubringen bemüht sind, und damit zu gewissen Zeiten bis zur herannahenden Pubertät fortfahren. Ebenso ist es Aufgabe dieser Impotenten, der Klitoris eine mehr als natürliche Entwicklung zu verleihen, weshalb dieser Teil nicht nur anhaltend gerieben, sowie mit der Zunge beleckt, sondern auch durch den Stich einer großen Ameise, der einen kurzen prickelnden Reiz verursacht, in Erregung gebracht wird. Im Einklang damit stehen die Extravaganzen im Genuß des Geschlechtstriebes. Die Männer bedienen sich zur größeren Aufreizung der Frauen nicht allein der Zunge, sondern auch der Zähne, mit denen sie die so vergrößerten Labien fassen, um sie noch länger zu zerren.“

Dergleichen Praktiken finden sich bei den Australiern und Ozeaniern stark verbreitet, ebenso künstliche Vergrößerungen und „Verbesserungen“ des Penis. Der sexuelle Verkehr kennt sämtliche Perversitäten und übt sie in der allerrohesten, häßlichsten und gesundheitschädlichsten Weise. Bereits seit frühester Kindheit der Geschlechtslust fröhnend, ohne jede Schranke allen Trieben nachgehend, ist es nicht zu verwundern,

daß eine maßlose Überreizung eintreten muß, die nach immer neuen Formen sucht.

Cunnilingus, eine trotz allen Ableugnens außerordentlich verbreitete Form der Geschlechtsbefriedigung, wird, wie man sieht, bei den Australiern in noch viel abstoßenderer Weise geübt. Ebenso ergeht es mit den anderen Aberrationen des Sexualtriebes: nicht in der Aberration selbst liegt immer das Häßliche, sondern in der Form, wie diese Aberration in die Tat umgesetzt wird. Wenn man als Mensch in rein natürlichen Trieben zwar nicht die Pflicht zu haben glaubt, sich über das Tier erheben zu müssen, so hat man doch die Pflicht, nicht unter dasselbe hinabzusinken.

Bezüglich einzelner Aberrationen finden sich verhältnismäßig nur wenige nähere Mitteilungen:

Bleibt man bei den in der wissenschaftlichen Terminologie eingeführten Bezeichnungen, so unterscheidet man als hauptsächliche Aberrationen Exhibitionismus, Fetischismus, Sadismus, Masochismus, Homosexualität als Hauptgruppen, die natürlich eine Menge Unterabteilungen haben, von denen die eine wieder in die andre übergeht usw.

Exhibitionismus kann natürlich bei Völkern, die nackt oder nahezu nackt gehen, kaum als krankhafte Erscheinung vorkommen, ebenso wenig Fetischismus, doch ist es nicht ausgeschlossen, daß der oder die Geliebte mit dem Besitz eines der angebeteten Person gehörigen Gegenstandes Fetischkult treibt. Ermittlungen dürften wegen mangelhaften Verständnisses einer diesbezüglichen Frage wohl auf Schwierigkeiten stoßen. Die Sexualpsychologie ist auch eine zu

junge Wissenschaft, als das allzu reichliches Material in dieser Materie vorliegen könnte.

Sadismus ist unbedingt und zwar in sehr starkem Maße anzunehmen. Die enge Verbindung von Wollust und Grausamkeit ist zu eklatant, als das die verwandte, einander zuweilen ergänzende Wirkung der beiden Nervenerregungen den Naturvölkern hätte ein Geheimnis bleiben können. Wenn all die furchtbaren Grausamkeiten, von denen uns namentlich das Bleichgesicht am Marterpfahl des Indianers aus unserer Kinderzeit in Erinnerung geblieben ist, ohne Erwähnung eines dabei in Betracht kommenden sexuellen Momentes erzählt werden, so mag dies seinen Grund erstens in der Scheu haben, überhaupt sexuelle Dinge in den Kreis der Betrachtungen zu ziehen, zweitens darin, daß man an solche Dinge in früherer Zeit wohl kaum dachte und die Triebfeder für Verbrechen nicht in sexuellen Empfindungen suchte.

Nur ganz vereinzelt, versteckt in der ganz ungeheueren Reiseliteratur, findet sich hier und da eine Stelle, die sich sexualpsychologisch deuten und verwerten läßt — aber speziell Australien und Ozeanien sind ärmer an solchen Hinweisen, wie andere Erdteile.

Wie wenig der Reiseberichterstatter noch daran denkt, diese Zusammenhänge zwischen Grausamkeit und Wollust zu finden und entsprechend verdächtige Akte als vermutlich sadistische Empfindungen auslösend zu kennzeichnen, geht aus vielen Schilderungen solch grausamer Akte hervor. Zu welchen Ausartungen die Grausamkeit der Wilden führt, beweisen die Ausführungen Dr. Schnees, der schreibt:

„Die bestialische Grausamkeit der Eingeborenen

der Gazellehalbinsel tritt besonders in einem Brauch zutage, der mit dem Worte „ag“ (spricht: ang) bezeichnet wird. Der gewöhnliche Meuchelmord durch Tötung des Gegners mit Speer oder Keule aus dem Hinterhalt bietet immerhin für den Täter Gefahren. Die Verwandten des Erschlagenen können diesen ausfindig machen und Rache an ihm nehmen. Da ist das mit ag bezeichnete Verfahren, das früher nicht selten ausgeübt wurde, sicherer.

Der heimlich zu Ermordende wurde von einer Anzahl seiner Gegner überfallen und fest gemacht, dann wurde ihm ein kleiner Speer durch den Anus nach oben in den Körper gestoßen und das unten herausstehende Ende abgeschnitten, so daß äußerlich keine Spur einer Verletzung zu sehen war. Hierauf wurde dem Opfer mit Gewalt sein Kopf herumgedreht, bis es unfähig wurde, zu sprechen. In diesem Zustande ließ man dann den Unglücklichen frei, der einem qualvollen Tode entgegenging, ohne von der scheußlichen Tat Kunde geben zu können. Da solche Verletzungen, die ohne Anwendung von Waffen herbeigeführt sind, wie Herumdrehen des Kopfes, von den abergläubischen Kanakern im Zweifel eher den bösen Taberans (Geistern) zugeschrieben werden, als Menschen, so waren die Chancen für die Mörder, nicht entdeckt zu werden, bei Anwendung des geschilderten greulichen Verfahrens viel größer, wie bei Verwendung von Waffen beim Morde.“

„Der beim Kampf verwundete Gegner wird gewöhnlich gleich durch einen Speerstich oder Keulenhieb vollständig getötet, besonders, wenn er selbst bewaffnet ist und den Angreifern noch Unglück zufügen

könnte. Das Los der lebendig Gefangenen ist meist ein schlimmeres, als das der sofort Getöteten. Gewöhnlich werden sie nach kurzer Zeit geschlachtet und gefressen. Die grausamen Kannibalen begnügen sich dabei oft nicht mit der Tötung des Opfers, sondern fügen scheußliche Martern hinzu. Auf der Gazellehalbinsel sind Fälle verbürgt, in denen Gefangenen die Glieder stückweise vom Körper gehackt und vor den Augen der verblutenden, aber noch lebenden Opfer zum Fraße zubereitet wurden. Dasselbe gilt für Südneumecklenburg. Dort wurden noch im Jahre 1896 bei dem Dorfe Okokala dem kais. Richter Dr. Hahl zwei durch zahlreiche Axthiebe markierte Bäume gezeigt, an die Gefangene gefesselt wurden, bis ihnen Glied für Glied von den Wilden zur Zubereitung zum scheußlichen Fraße abgeschlagen wurde.“

Masochismus dürfte nicht häufig bei den Naturvölkern zu finden sein: diese Perversität *κατ' ἐξοχήν* kommt viel häufiger bei den zivilisierten Nationen vor, sie ist ein Produkt des schrecklich überhand nehmenden Feminismus, den ich als tötenden Bazillus der Männlichkeit bezeichnen möchte. Der Masochismus gedeiht dort am besten, wo die Weiber die größte Rolle spielen, in Amerika, und es sieht beinahe so aus, daß in dieser Beziehung die Deutschen den Amerikanern unrühmliche Konkurrenz machen wollen.

Die Vorstellung oder gar die Tatsache — die das Wesen des Masochismus ausmacht — sich einem Weibe gänzlich zu unterwerfen, sich von einem solchen schlagen, treten, foltern zu lassen, widerspricht so sehr allen natürlichen Sexualgesetzen, ist so sehr denselben diametral zuwiderlaufend, daß bei aller Toleranz

in geschlechtlichen Dingen in diesem Falle tatsächlich ein krankhafter Zustand gesehen werden muß.

Wohl zu unterscheiden sind Schläge, die sich ein Mann zur Anregung seiner gesunkenen Libido applizieren läßt, als Exzitans, aber ohne masochistische Vorstellung. In diesem Falle handelt es sich um einen therapeutischen Behelf, der durch Steigerung der Blutzirkulation, durch mechanische und thermische Einwirkung den gewünschten Effekt erzielen soll. Wird aber die Wirkung durch die Vorstellung erzielt, daß man sich in der Gewalt, unter der Fuchtel eines Weibes befindet, und wird diese Vorstellung mit solcher Lust betont, dann ist das Sexualempfinden des betreffenden Mannes ein absolut umgekehrtes, denn in der Natur ist immer das Männchen das vergewaltigende, das Weibchen das vergewaltigte Prinzip. Das genozüchtigte Männchen zu erfinden blieb dem Menschen vorbehalten, die Ausgestaltung zum Masochisten ist die Frucht des Feminismus. Ihm wird man es zu danken haben, wenn der Masochismus seine bereits unheimliche Verbreitung ins Maßlose vergrößert.

Der feminine Mann und das maskuline Weib bilden die Normalform der Homosexualität — von ihnen weg bauen sich in bis jetzt noch nicht begrenzte Tiefe die sexuellen Zwischenstufen.

Prof. Karsch hat über den Uranismus bei den Naturvölkern Material gesammelt, und ich gebe im folgenden seine Daten über Australien und Ozeanien wieder:

Wenn die Knaben des Wirai juri-Stammes auf Neu-Süd-Wales mannbar werden, so wird ein Fest ihrer Einweihung gefeiert. Die Sittenlehre, die bei

dieser Gelegenheit ihnen beigebracht wird, erscheint auf den ersten Blick höchst unsittlich und läßt sich nicht leicht wiedergeben. In pantomimischen Tänzen werden ihnen verschiedene Verletzungen gegen Eigentum und Keuschheit vorgeführt, aber indem die das Fest leitenden Greise und die bestellten Wächter der Knaben diese Darstellungen liefern, teilen sie den Jünglingen mit, was die Folgen wären, wenn sie nach dem Verlassen des Einweihungslagers die dargestellten Verletzungen begehen würden. So sagt z. B. ein Greis: „wenn ihr von hier nun fort geht und etwas ähnliches tut, was ihr hier sehet, so sollt ihr sterben,“ d. h. entweder durch magische oder durch unmittelbare Gewalt. Das, was nun auf diese Art verboten wird, ist dadurch genügend gekennzeichnet, daß unter anderem darunter sich befinden: der Mangel an Achtung vor den Greisen, die Notzucht, die Päderastie, die Selbstbefleckung; den Jünglingen aber wird es bei Todesstrafe untersagt, etwas von dem zu erzählen, was sie bei dieser Einweihungsfeierlichkeit zu hören und zu sehen bekommen. (Howitt.)

Nach Waitz und Müller sollen „unnatürliche Laster“ weder auf den Fidschiinseln noch überhaupt in Melanesien und Australien bekannt sein; indessen hat Foley vor etwa 20 Jahren sehr eingehende Mitteilungen über die Lebensgewohnheiten der Neu-Kaledonier veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß Päderastie bei ihnen Volkssitte ist. Nach Foley gibt es auf Neu-Kaledonien Dörfer verschiedener Art. Reiche und befestigte, wie Poepo, liegen auf einem vollständig geschützten Platze. Auf dem Wege von Poepo nach Ballad dagegen trifft man andere, ärmere

und unbefestigte, weithin sichtbare Dörfer in weniger günstiger Lage. Die Hütten der Eingeborenen in diesen zweierlei Dörfern sind ebenfalls verschieden. In den befestigten Dörfern hat man zwei Arten von Hütten: große und höhere ausschließlich zum Gebrauche der Männer, und kleine, niedrigere nur für die Weiber mit ihren Kindern bestimmt. Alle Hütten einer Art bilden eine für sich abgeschlossene Gruppe. Die Hütten der Männer liegen einander gegenüber und grenzen so nahe aneinander, daß ein Labyrinth von Gängen gebildet wird, durch die ein Ortsunkundiger sich gar nicht hindurch findet; alle Männerhütten sind reich-, aber so gleichartig verziert, daß sie sich nicht voneinander unterscheiden lassen; die Gruppe von Männerhütten wird ganz von Pfahlwerk eingeschlossen. Die Hütten der Weiber sind einfach verziert und liegen außerhalb der Befestigung. In den ärmeren Dörfern bewohnen zwar beide Geschlechter ein und dieselbe Hütte, die vollständig unter Bäumen verborgen liegt und daher schwer zu finden ist; aber die Männer schlafen auf der einen, die Frauen mit den Kindern auf der anderen Seite der Hütte. Außer den seßhaften Dorfbewohnern birgt die Insel noch umherziehende Nomadenstämme, die weder Dörfer anlegen noch überhaupt feste Hütten besitzen; diese Stämme werden in den Dörfern, deren Nähe sie aufsuchen, um zu lagern, nicht geduldet; sie reißen dürres Kraut aus der Erde, fügen es zu einem Haufen und zünden es an; halten sie den Boden durch die Glut des Feuers für genügend erwärmt, so löschen sie das Feuer und strecken sich in der Asche zum Schlafen aus; auch bei diesen Nomaden aber schlafen Männer und Frauen getrennt. Außer der Sitte der



nächtlichen Geschlechtertrennung haben alle Stämme Neu-Kaledoniens noch die Sitte gemeinsam, daß sie ihren Geschlechtstrieb niemals in der Hütte, sondern nur im Gehölz befriedigen und daß der Begattungsakt in der Stellung der Hunde vollzogen wird. Diese Naturvölker bilden zwar Familienverbände, in denen die Eltern ihre leiblichen Kinder, die Kinder ihre Eltern und auch die Geschwister einander als solche kennen; aber es fehlt ihnen der häusliche Herd und das gemeinsame Gattenlager; die Einwohner eines Dorfes speisen gemeinsam und die beiden Geschlechter schlafen getrennt. Die Männer stehen untereinander in einer mit Päderastie eng verflochtenen, vielleicht auf ihr beruhenden Waffenbrüderschaft. Die vielen Frauen, die zur Zeugung dienen, sind nur Sklaven und Lasttiere der Männer und werden von diesen nach Laune verstoßen; neben ihnen gibt es in geringerer Anzahl alte Weiber und in jedem Dorfe einige Buhlerinnen; die alten Weiber wissen als Zauberinnen sich Achtung zu verschaffen und fertigen die wenigen Gerätschaften, deren man bedarf, an; die Buhlerinnen aber sind die geborenen Feinde der Päderastie; sie suchen durch Putz und herausfordernde Gebärden, in denen sie es zu einer großen Kunst bringen, die Männer und zwar vornehmlich die Oberhäupter für sich zu gewinnen.

Sowohl vor Zeiten als auch noch in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts bestanden, nach Remy, die Wohnungen der Eingeborenen von Hawaii aus Hütten von Pandanus-Blättern oder von Rasen und besaßen nur einen einzigen Raum, in dem alle Familienangehörigen und Gäste unter Matten nächtigten. Infolge dieses engen Zusammenhausens bildete sich eine sittliche Ver-

weichlichung aus, die besonders die Kinder ergriff und eine schrankenlose Vermischung herbeiführte. Scham war ein unbekannter Begriff; die Verbrechen „wider die Natur“, Sodomie und Bestialität, waren allgemein. Remy aber liefert zu seiner Schilderung noch einen sehr merkwürdigen Zusatz: unter 10000 Geburten solle wenigstens ein Hermaphrodit stecken, es solle solchen Mischwesen eine ebenso lange Lebensdauer wie den anderen beschieden sein, und sie sollen mehr den Geschmack der Weiber als den der Männer hinsichtlich ihrer geschlechtlichen Begierden teilen.

Auf seiner Fahrt von den Marquesas-Inseln nach Tahiti zu Ende des 18. Jahrhunderts traf Wilson in verschiedenen Distrikten Männer, die sich wie Weiber kleideten, mit diesen an der Verfertigung von Zeugen arbeiteten, dieselben Nahrungsmittel zu sich nahmen und überhaupt denselben Gesetzen unterworfen waren, wie die Weiber; sie durften auch weder mit den Männern, noch von deren Speisen essen, sondern besaßen eigene Pflanzungen zum Privatgebrauche. Wilson hebt besonders hervor, daß die Polynesier „ungeachtet dieser und anderer bei ihnen im Schwange befindlicher Laster“ in Gegenwart der Engländer niemals, weder in Gebärden noch Handlungen, etwas anstößiges begingen.

Tahiti oder Otaheiti hatte eine Klasse von Männern, die sich in Weibertracht kleideten, weibliche Beschäftigungen aufsuchten, in betreff ihrer Ernährung und dergleichen denselben Einschränkungen unterworfen waren, wie die Frauenspersonen und gleich diesen die Gunst der Männer zu gewinnen strebten; sie zogen dabei die Männer allen anderen vor, die mit ihnen zu-

sammen lebten und auch ihrerseits allem Umgange mit den Weibern entsagten. Solche Männer hießen Mahhus (Mahoos). Dieselben erwählten die angedeutete Lebensweise schon in früher Jugend. Da zur Zeit Wilsons nur 6—8 Mahhus vorhanden waren, so wurden diese vorzugsweise von den vornehmsten Anführern begehrt und gehalten. Selbst von den Weibern wurden diese Menschen nicht verachtet, sondern beide lebten miteinander in Freundschaft. Wilson hatte einen sachkundigen Begleiter gebeten, daß, wenn ein Mahhu auf ihrem Wege sich blicken ließe, er denselben ihm zeigen möchte, und so bekam er einen im Gefolge des Häuptlings Pomárre zu sehen; der Mahhu ging wie ein Weib gekleidet und ahmte die Stimme und jede Eigenschaft des Weibes nach. Als Wilson den Häuptling Pomárre fragte, wer jener sei, antwortete dieser: „Taata, mawhu“, d. h. ein Mann, ein Mahhu, und als Wilson seinen Blick auf den „Kerl“ heftete, verbarg dieser sein Gesicht; anfangs legte der Unkundige dieses als Scham aus, aber bald erkannte er, daß es ein Weibertrick sein sollte. Diejenigen Männer auf Tahiti, die nicht reich an Zeugen, an Schweinen oder an englischen Artikeln waren, mit denen sie ein Weib sich hätten erkaufen können, mußten ohne ein solches sich behelfen; das führte nun zwar nicht zur Enthaltbarkeit, wohl aber dahin, daß sie in erschreckendem Maße Onanie trieben, die sie nachher unfähig machte, Weibern beizuwohnen — aber Wilson lehnt es ab, alle „Verbrechen dieser Art“, die bei den Tahitiern vorkamen, mitzuteilen, da sie „zu entsetzlich“ seien, und will lieber einen Schleier über Gewohnheiten decken, die „zu scheußlich“ wären, als daß man ihrer erwähnen könnte.

Turnbull sah anfangs des 19. Jahrhunderts zwei Mahhus, den einen im Gefolge Pomárres, den anderen, wie er an Turnbulls Wohnung vorüberging. Die „Gottlosigkeit“ dieser Menschen schien ihm groß genug, um das unmittelbare Gericht des Himmels auf sie herabzurufen; er glaubte, Gottes Hand sei unter ihnen schon sichtbar, und die Tahitier würden, wenn sie sich nicht änderten, unter der Zahl der Nationen nicht mehr lange verbleiben; das Schwert der Krankheit sei nicht minder wirksam, als das Wasser der Sintflut! Turnbull bestätigt mit Genugtuung Wilsons Angabe, daß den Mahhus Gunst nur von seite der Häuptlinge zuteil werde. Der Kronprinz Otoo, Sohn Pomárres, sei ein „Ungeheuer von Ausschweifung“ gewesen und seine „Laster spotteten aller Beschreibung“. Ellis traf 1830 ähnliche Verhältnisse an; er weist aber nur auf sie hin, ohne sie genau zu bezeichnen; er wünscht alles in Dunkelheit zu lassen, so daß man nie recht weiß, was er eigentlich meint. Es herrschen nach ihm in Tahiti „unnatürliche Gebräuche“, für deren Ausübung man nicht nur die Sanktion der Priester fand, sondern sogar auf das direkte Beispiel einer Gottheit als vorbildlich hinweisen konnte. Die Schilderung, die der Apostel Paulus (Römer, I, 27) von den Heiden gebe, passe vollständig auf die Tahitier. Unter den späteren christlichen Gesetzen in Huahine befand sich eines, das XVI., das „unnatürliche Verbrechen“ (unnatural crime) betraf und lebenslängliche Verbannung oder siebenjährige ununterbrochene schwere Arbeit als Strafe über den verhängte, der ihrer Verübung schuldig befunden wurde.

Moerenhout kann nicht umhin, seine Verwunde-

rung über die naive Unbefangenheit Ausdruck zu geben, mit der diese aller Verlogenheit baren Naturmenschen, die Tahitier, Männer, Frauen und Kinder, über alles sich aussprachen, jedes Ding beim richtigen Namen nennend; sie kannten eine Ausschweifung, die ihnen verwerflich schien, überhaupt nicht; sie fanden in ihren Vergnügungen weder Regel noch Maß; es gab für sie weder Schande noch Tadel, und Verbrechen existierten nicht für sie. Schneider meint, Turnbull habe die Mahus richtig als „monster“ bezeichnet, ein Ausdruck, den er mit Ungeheuer übersetzt und akzeptiert; Ratzel dagegen findet, daß von den Ausschreitungen der Tahitier viel dem gesamten Kulturzustande der Polynesier zuzuschreiben sei und daß vorzugsweise Leichtsinn und Müßiggang die Bedingungen seien, die „geschlechtliche Zügellosigkeiten“, besonders der oberen Klassen, ins „Unglaubliche“ hätten ausarten lassen.

Ich möchte hier eine Bemerkung anschließen, die Turner über die Sitte des Tattauierens auf Samoa macht. Aus seinen Äußerungen läßt sich unter Berücksichtigung der Begleitumstände schließen, daß auch die Samoanerjünglinge erotische Freundschaften mit Gleichgeschlechtlichen pflegten. Ich bin aber weit davon entfernt, immer gleich Homosexualität anzunehmen. Während der sehr schmerzhaften Tattauierung bemühten sich die Freunde des Operierten, ihm mit Speise und Trank, durch Lieder und freundliche Reden Mut, Geduld und Schmerzlinderung zu verschaffen. Wenn Turner auf eine Unmoral hindeutet, so mag es sich möglicherweise um onanistische Akte handeln, zu denen vielleicht die Freunde oder die Tattauierer Bei-

hilfe leisteten. Es brauchte da ebensowenig Homosexualität in engerem Sinne vorhanden zu sein, wie sich aus Schuljungen, die mutuelle Onanie trieben, später vollkommen normal empfindende Männer entwickelten. Der betreffende Passus bei Turner lautet:

Die Zeitverschwendung, die Schwelgereien und die Unmoralität, die mit diesem Gebrauch verbunden ist, hat dazu geführt, daß viele ihn bereits nicht mehr beachten und derselbe bereits in ziemlichem Maße aufgegeben ist. Doch die fröhliche Jugend hält es für männlich und ehrenvoll, tätowiert zu werden und der Elternstolz ist der gleichen Ansicht und so besteht der Gebrauch noch fort. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß er der fortschreitenden Zivilisation gegenüber standhalten wird.

---

## Siebentes Kapitel.

# Inzest. — Notzucht. — Geschlechtskrankheiten

Strenge Ansichten über Blutschande bei den Australiern und Ozeanern. — Der Begriff der Blutschande ein sehr dehnbarer. — Auch der Stammesverwandte gilt als blutsverwandt. — Todesstrafe für Inzest. — Väterliche Verfluchung auf Samoa gegen die Übeltäter. — Inzest zwischen Eltern und Kindern auf Samoa unbekannt. — Ehebruch, Notzucht eigentlich Eigentumsdelikte. — Eine samoanische Notzuchtsgeschichte. — Strafe für Notzucht in Samoa. — Notzucht bei einer Strafexpedition. — Strafgesetz und Kinderschändung. — Folgen des zügellosen Verkehrs. — Verbreitung der Geschlechtskrankheiten. — Guppy, Ribbe und Kubary über die Geschlechtskrankheiten der Eingeborenen. — Vernachlässigung und ihre Folgen. — Heilmittel der Eingeborenen. — Samoanische Bezeichnungen für Geschlechtskrankheiten. — Samoanische Heilmittel.

Ein Sittlichkeitsdelikt gibt es, das in Australien und Ozeanien fast durchwegs verabscheut wird: das ist der Inzest, die Blutschande.

Durch das Totemsystem und die sehr verwickelten Familien- und Verwandtschaftsverhältnisse der Australier ist der Begriff „Inzest“ oft ein viel weiter ausgedehnter, als bei uns und beschränkt sich nicht auf das Verbot des Geschlechtsverkehrs zwischen halb- und vollblütigen Geschwistern, Eltern und Kindern. Zuweilen geht das Inzestverbot soweit, daß Personen denen das Heiraten untereinander nicht gestattet ist,

auch keinen außerehelichen geschlechtlichen Verkehr miteinander haben dürfen und zwar unter Androhung schwerster Sühne.

Die einzige Handlung, die, nach Schnee, auf der Gazellehalbinsel, Bismarckarchipel, bei Todesstrafe als verboten galt, war „a pulu“, der geschlechtliche Verkehr zwischen Mann und Frau, die von der Mutterseite auch noch so entfernt miteinander verwandt sind. Diese so miteinander Verwandten, (zu derselben Sippe gehörigen) Personen werden „tavevet“ (zu uns gehörig) genannt, die nicht verwandten „tadiat“ (zu ihnen gehörig).

Der nach den Penryhninseln verschlagene Irländer Lamont berichtete, daß es ihm unmöglich war, in Sararak eine eheliche Verbindung einzugehen, da er durch Adoptionen mit der ganzen Einwohnerschaft verschwistert worden war und der Verkehr jeder Stammesgenossin mit ihm als verabscheuungswürdige Blutschande angesehen worden wäre.

Man sieht hier wieder, wie ein ursprünglich wohl aus Beobachtungen an Haustieren hervorgegangener Brauch zur Verhütung von Inzucht und Rassenverschlechterung mit der Zeit sinnlos ausgeartet ist.

Die Neu-Kaledonier haben diesbezüglich ebenfalls sehr strenge Ansichten und von den vom Grafen Pfeil besuchten Südseeinsulanern berichtet dieser Autor, daß auf geschlechtlichen Umgang zwischen Geschwistern unbedingt Todesstrafe steht, die an beiden Teilen vollzogen wird.

Weniger grausam in der Ausführung, aber streng und in ihrer Wirksamkeit empfindlich ist auf Samoa die Strafe für Inzest.



In den von Stuebel übertragenen samoanischen Texten findet sich diesbezüglich folgende Stelle:

„Hat ein Häuptling zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die beide denselben Vater und dieselbe Mutter haben und verkehren die beiden heimlich geschlechtlich miteinander und Vater und Mutter erlangen hierüber genaue Kenntnis, so wird der Vater zu ihnen sprechen: „Ihr werdet beide Strafe erleiden, denn was ihr tut, ist überaus schlecht.“ Zu dem Sohne spricht er: „e le au lou gafa“, d. i. „du wirst keine Nachfolger haben“, und zu der Tochter spricht er: „Mädchen! Du wirst heimatslos und unfruchtbar werden und wirst nicht gebären.“ In diesem Falle werden Reue, Kummer und Trauer des jungen Mannes sein ganzes Leben lang groß sein, wenn er auf ein Kind seiner Frau sieht. Denn was sein Vater zu ihm gesagt hat, geht gewiß in Erfüllung, er wird keine Nachfolger haben, denn sieht er auch auf ein schönes Kind seiner Frau, so wird doch kein Kind am Leben bleiben, kein Kind wird sich kräftig entwickeln, so daß es arbeiten könnte, denn sie werden gewiß in der Kindheit sterben. Auch die Tochter wird großen Kummer und Trauer im Herzen haben, denn schwer lastend sind die Worte, die der Vater zu ihr gesprochen hat: „Das Heimatloswerden (o le faasevasevaloina)“, das heißt, sie wird in keiner Familie dauernd sein, sie wird nicht von der Familie anderer Mädchen geliebt werden, sie wird in der Fremde sterben und ihre eigene Familie nicht wiedersehen. Sie wird Schmerzen haben durch Krankheit oder andere Trübsal und niemand wird ihr helfen, denn sie ist unfruchtbar, sie hat kein Kind, das für sie sorgte, und wenn sie von einem Tulafale

ein Kind haben möchte und mit demselben lebt, so wird sie doch nicht gebären können, denn ihr Vater hat zu ihr gesagt: „Du wirst unfruchtbar sein, deine Eingeweide sollen vertrocknen!“

In der Vorbemerkung des Herausgebers (Müller) der Stuebelschen Texte findet sich noch folgender Hinweis:

Am Schlusse von „Häuptlingsheiraten 3.“ wird noch gesagt, daß „ua le iloa i ona po nei se tala pe sa momoe se tagata ma sona afafine po o se tiná ma sana tamatane“ (Blutschande zwischen Vater und Tochter bzw. Mutter und Sohn bis jetzt in Samoa unerhört sei.)

Notzucht kommt recht häufig vor. Einen drastischen Fall gelegentlich einer Strafexpedition schildert v. Kotze:

„Meine Soldaten (meist Salomo-Insulaner) stürzten sich wie die Tiger auf die wehrlosen, kreischenden Weiber, taub gegen jede Order, gegen jedes Kommando. Ich hatte sie völlig aus der Hand verloren, und wäre uns dort ein Hinterhalt gelegt, wir hätten erbärmliche Hiebe bekommen. Mich näher auf eine Beschreibung der wüsten Szene einlassen, darf ich an dieser Stelle nicht. Ich prügelte, was ich nur konnte, und traf aus gewissen Gründen nur immer meine eigenen Leute. Endlich fanden sich die Marodeure wieder zusammen, die letzte Frau verschwand in den Büschen, und wir legten ordnungsgemäß Feuer an die Strohhütten.“

Die Notzucht wird — falls sich das Mädchen oder die Frau beklagt — fast immer bestraft.

Im Falle einer Vergewaltigung befestigen bei einigen Stämmen die Verwandten des Weibes das

Emblem des Mannes, eine Blume, Tier, Muschel solange an einem Baume, bis er eine Summe Dewarra bezahlt. Man kann diese als eine fiktive Prangerstellung bezeichnen. Unterbleibt die Zahlung, so beginnt die Rache. Die Verwandten werfen Steine auf den Vergewaltiger, zerstören nachts seine Pflanzungen, fällen seine Kokospalmen, zünden sogar mitunter sein Haus an. Die Angelegenheit endet meistens mit der Entrichtung der geforderten Anzahl Dewarrafäden, darauf kommt man zusammen, speist gemeinschaftlich, verspricht, einander nicht mehr zu schädigen, kurz, nachdem das Pack sich geschlagen hat, verträgt es sich bis zum nächsten Mal. (Graf Pfeil.)

In Samoa herrschen natürlich strengere Anschauungen. Es handelt sich darum, ob die Genotzüchtigte eine Jungfrau oder eine Häuptlingstochter ist — was zumeist auch gleichzeitig der Fall ist —, welche Strafe für die Vergewaltigung verhängt wird. Ein getreues Bild geben da die von Stuebel übersetzten samoanischen Texte:

„Ein Manaia<sup>1)</sup> (Beau, Freier) soll mit einer Taupou (Jungfrau) nicht zusammen baden. Denn man fürchtet, daß, wenn Manaia und Taupou in dem Wasser zusammen scherzen, der Manaia von Eifersucht wegen anderer Manaia erfaßt werden und sie im Wasser perforieren könne. Hat ein Manaia das an einer Taupou getan, so hat die Taupou keinen Wert mehr. Wenn sie mit einem anderen Manne verheiratet wird, heißt sie eine Pupuo'a. Erzählt das Mädchen ihrem Vater das Verbrechen, das der Häuptling an ihr im Wasser verübt hat, so befiehlt der Vater des Mädchens den Männern seiner

<sup>1)</sup> Häuptlingssohn.

Familie und seines Dorfes, sich aufzumachen und den Manaia und seine Soa (Brautwerber), die sich in ihrem, des Vaters des Mädchens, Dorf befinden, zu erschlagen. Denkt der Manaia daran, wie schlecht er gehandelt hat und fürchtet er, daß das Mädchen ihn ihrem Vater anzeigen werde, so befiehlt er seinen Soa mit der größten Eile, daß sich jeder einzelne sobald als möglich an den Ort flüchte, wohin er selbst sich retten will, damit sie seinetwegen, der das Verbrechen an dem Mädchen begangen und sie verwundet hat, nicht erschlagen werde.“

Über gewöhnliche Notzucht (moe tolo) heißt es bei Stuebel:

„Einige Leute in Samoa hatten die Gewohnheit, auf moe tolo<sup>1)</sup> auszugehen. Folgendes verstand man unter moe tolo: Ein Mann geht zur Nachtzeit, wenn die Menschen fest schlafen, aus. Ist er an das Haus gekommen, so wird er zuerst sehen, wo der Schlafvorhang ist, in dem das Mädchen schläft, nach dem er Verlangen trägt. Dann wird er ausforschen, wieviel Weiber mit dem Mädchen zusammen unter dem Schlafvorhang schlafen und wer das Weib ist, das neben ihr liegt. Wenn es dann Nachtzeit ist, in der man fest schläft, geht er in das Haus hinein und horcht, ob einer von den vielen Menschen, die in dem Hause schlafen, wach ist. Wird er gewahr, daß sich niemand hin- und herbewegt oder wacht, so schleicht er gerade an den Ort heran, wo das Mädchen schläft, wie sie schläft, ob sie nackt schläft, ob sie auf dem Rücken liegend schläft, ob sie auf der Seite schläft. Sieht er,

---

<sup>1)</sup> moe = schlafen, im Plural momoe, auch den Beischlaf ausüben; tolo = schleichen, sich verstohlen heranschleichen.

daß das Mädchen auf dem Rücken liegend schläft, so wird er sich heranschleichen, sich auf sie werfen und den Beischlaf mit ihr ausüben, wenn das Mädchen fühlt, daß es ihn nicht beiseite schieben und sich nicht wehren kann. Fühlt aber das Mädchen, daß es ihn packen und daß es die in dem Hause schlafenden Menschen wecken kann, damit sie den Menschen fangen, der sich zur Übung des Beischlafes an sie herangeschlichen hat, und wird er dann gepackt und festgehalten, so zündet man das Feuer an, um das Haus zu erhellen, damit festgestellt werden kann, wie er aussieht und wie er heißt. Nun wird die Aualuma<sup>1)</sup> kommen, ihn ganz entblößen und ihn mit den Ali (den Bambuskopfstützen) schlagen, und die Mädchen der Aualuma werden ihn mißhandeln, ihm die Haare ausreißen und ihn „moe totolo“ schimpfen. Dann wird die Aualuma ihm erlauben, nach Hause zu gehen, bis es Tag wird. Am Morgen erzählt dann die Aualuma dem Familienoberhaupt folgendes: „Soundso ist in unser Haus gedrungen, er kam gestern nacht und hat sich an unsere Aualuma herangeschlichen, um den Beischlaf auszuüben.“ Das Familienoberhaupt wird sagen, man solle ihm erzählen, wie er heiße, und die Aualuma antwortet: „Soundso.“ Das Familienoberhaupt wird sagen: „Gut, überlaßt mir das weitere, aber paßt ihr gut auf den Menschen auf, wenn er des Nachts wiederkommt, um dieselben Streiche zu machen, so packt ihn und schlägt ihn und bindet ihn fest bis zum Morgen.“ Dann wird das Familienoberhaupt zu seinen Söhnen sagen: „Leute, wenn ihr seht, daß Soundso des Nachts

<sup>1)</sup> aualuma = die Gesamtheit der in einem Hause zusammen schlafenden Weiber einer Familie.

nach dem Hause der Aualuma geht, so soll rasch einer von euch dabei sein, ihn ins Freie ziehen, schlagen und dorthin jagen, wo er spazieren gehen kann, er soll nicht wieder zu der Aualuma gehen. Schlagt ihn, daß er zerbricht und Löcher in den Kopf bekommt.“<sup>1)</sup>

Schließlich sei noch aus derselben Quelle eine kleine Erzählung von einer Vergewaltigung wiedergegeben:

Die Geschichte von einer Notzucht im Busch.

„Im Dorfe Leulumoega gab es einen Tulafale,<sup>2)</sup> der nach einem Haus aus dem Holze des Brotfruchtbaumes Verlangen trug. Er schickte nach Zimmerleuten in Lefagá. Die Zimmerleute kamen und bauten das Haus. Unter den Zimmerleuten befand sich auch ein alter Mann. Nachdem er lange bei der Arbeit geblieben war, dachte er daran, nach Lefagá zu gehen und seine Familie zu besuchen. Während der Zeit, daß er dort war, fischte er, um Fische zu bekommen, die er mit an den Ort nehmen könne, wo die Zimmerleute waren. Dann brach er auf, um über das Gebirge nach Fasitootai zu gehen. Auf dem Gebirgskamme begegnete er einer Frau. Er trug seine Last Fische. Als er sich daran machte, die Frau zu vergewaltigen, blieb die Frau Siegerin und der Alte unterlag. Als der Alte indes auf die Augen und den Mund der Frau losschlug, wurde die Frau kraftlos und der Alte schleppte sie in den Busch. Darauf gingen die beiden. Der Alte trug

---

<sup>1)</sup> Ein moe tolo gegenüber einer Jungfrau war ausgeschlossen. Es würde das ein unerhörtes Verbrechen dargestellt haben. Der Täter würde totgeschlagen worden sein. (Stuebel.)

<sup>2)</sup> Häuptling, eigentlich mehr Faktotum eines grösseren Häuptlings.

nach wie vor seine Last Fische, und des Nachts schliefen sie zusammen in dem Busch. Die Frau hatte großen Hunger, denn die Last des Alten bestand nur aus Fischen. Der Alte konnte aber keine wilden Yams ausgraben, auch keinen Ofen für beide machen, um die Fische wieder heiß zu machen, weil er fürchtete, daß die Frau davon laufe, während er den Ofen mache. Die Fische fingen aber an zu stinken, da kein Ofen gemacht werden konnte wegen des Verlangens, das der Alte nach der Frau trug.

Sie wanderten weiter in dem Busche und er schlief mit der Frau. Als sie an einen Ort kamen, wo eine Palme stand, sagte die Frau: „Freund, steige auf die Palme, damit wir davon (von den Nüssen) essen, denn ich komme um vor Hunger.“ Der Alte sagte: „Mädchen, ich kann nicht auf die Palme steigen, denn ich fürchte, daß, wenn ich auf die Palme steige, du davonläufst.“ Die Frau sagte: „Steige hinauf, ich werde nicht davonlaufen, denn es hat keinen Zweck, daß ich davonlaufe, nachdem wir zusammen geschlafen haben. Du siehst mich auch. Steige hinauf, denn ich komme um vor Hunger.“ Der Alte stieg auf die Palme und sah zwischen seinen Armen und der Palme hinunter, ob die Frau davonlief. Als er herab sah, lief die Frau nicht davon, sondern blieb dort, wo sie war.

Der Alte stieg weiter hinauf und sah wieder nach unten, ob die Frau an dem Orte blieb, wo sie war. Als die Frau sah, daß der Alte oben auf dem Baume angekommen war, sprang sie in den Busch. Der Alte kam herunter und verfolgte sie mit seiner Last, er fand aber den Ort nicht, wo die Frau geflohen war. Die Frau ging herab in das Haus eines Häuptlings in Fasi-

tootai und erzählte ihm, was der Alte mit ihr im Gebirge angestellt habe. Jene Frau gehörte zur Familie des Häuptlings in Fasitootai. Am Nachmittag kam der Alte herab nach dem Orte, wo die Zimmerleute waren, und lieferte eine Last Fische an die Zimmerleute ab. Als die Zimmerleute merkten, daß die Fische stanken, warfen sie sie ins Meer. Nach der Abendmahlzeit kam der Häuptling, mit dem die Frau verwandt war, die der Alte im Gebirge vergewaltigt hatte, in das Haus, wo der Alte Schläge erhielt. Der Häuptling wollte, daß er totgeschlagen werde. Er befahl aber, ihn nicht totzuschlagen, sondern ihn leben zu lassen um der Zimmerleute willen. Gleichwohl hatte der Alte großen Kummer wegen der Schläge, die eine Vergeltung waren für die Vergewaltigung der Frau und dafür, daß er sie zum Beischlaf gezwungen hatte.“

Sittlichkeitsdelikte als solche kennt aber — von Samoa und anderen kulturell höher stehenden Völkern abgesehen — eigentlich der Wilde nicht. Das Weib ist Besitzgegenstand, eine mißbräuchliche und unerlaubte Benutzung desselben von einem anderen als dem Eigentümer ist Diebstahl, Unterschlagung, Raub und wird dementsprechend gesühnt, zumeist mit Geldbuße. Sittlichkeitsdelikte an Kindern waren bei dem jugendlichen Alter, in dem die Kinder bereits ungestraft geschlechtlichen Umgang haben durften, undenkbar. Mit der Herrschaft und unter dem Einfluß der Weißen wurden Delikte geschaffen und — begangen.

Gouverneur Thomson hatte es übernommen, für Niué ein Strafgesetz zu entwerfen. Er schreibt darüber:

„Da ich den Penal Code bei mir hatte, den ich



1891 für die Tonganer geschaffen, so diktierte ich Mr. Lawea den kürzesten Penalkodex, den je eine Nation besaß. Ich setzte für jedes Vergehen eine Strafe fest und zwar von der Buße eines Strohgeflechtes bis zu einem Maximum von sechs Monaten Zwangsarbeit auf den öffentlichen Straßen. Ausgelassen wurde Vergewaltigung von Kindern — ein Verbrechen, das in Niué unbekannt war, wie Mr. Lawea mir versicherte, obgleich ich später hörte, daß durch ein seltsames Zusammentreffen eben dieses Verbrechen einen Monat nach Inkrafttreten meines Kodex begangen worden war.“

Ich bin nun sehr geneigt, dieses Zusammentreffen gar nicht merkwürdig zu finden . . .

Bei dem zügellosen Verkehr der Eingeborenen untereinander und noch mehr mit den Weißen ist es nicht zu verwundern, wenn Geschlechtskrankheiten bei den Eingeborenen in immer schlimmeren Maßstabe überhand nehmen und sich auch mangels ausreichender Behandlung zu bösartigen Formen entwickeln. Nur einige Völker haben entsprechende wirksame Gegenmittel, die sich dann sogar als ganz ausgezeichnete Medikamente erweisen.

Die Behauptung, daß die Weißen die Geschlechtskrankheiten zu den Naturvölkern brachten, ist ebenso unerwiesen, wie die umgekehrte Beschuldigung. Man kann als ziemlich sicher annehmen, daß sich diese Krankheiten bei so ziemlich allen Rassen selbständig entwickelt haben. Unreinlichkeit wird wohl allüberall die Grundursache gewesen sein.

Auch Guppy weist einen solchen Zusammenhang zurück, indem er sagt:

„Geschlechtskrankheiten, sowohl konstitutionelle als lokale, sind nach den Berichten der Händler recht häufig in gewissen Inseln, wie in Ugi, das mit der Außenwelt die meiste Verbindung hat. Ich konnte jedoch verhältnismäßig selten die konstitutionelle Form dieser Krankheiten feststellen, die Fälle, die unter meine spezielle Beobachtung kamen, bildeten die unkonstitutionelle Form, die, wie in anderen tropischen Regionen, oft von schwerstem Charakter ist. Die Eingeborenen von Ugi versichern, daß die Krankheiten, soweit das Gedächtnis irgendeines lebenden Mannes reicht, nicht eingeführt worden sind, und daß keine Überlieferung auf die Entstehung und den Ursprung dieser Übel hinweist. Ich werde nur flüchtig auf die Frage von der Einschleppung dieser Leiden in die mehr zentral gelegenen Gruppen des Pazifik eingehen, ein Gegenstand, der in den meisten Berichten der früheren Expeditionen eine große Rolle spielt, aber in einem Geiste der Ungerechtigkeit und gegenseitigen Beschuldigung, die zu weit gehen, um die daran geknüpften Schlußfolgerungen zu rechtfertigen. Die negative Tatsache müßte jedoch geradezu positiv erwiesen sein, bevor sie als Garantie dafür dienen kann, daß der Zügellosigkeit, die den englischen und französischen Schiffsmannschaften gerade der Expeditionen der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gestattet war, die Verbreitung dieser Krankheiten unter den polynesischen Rassen zugeschrieben werden könnte. Mr. Rollin, der als Arzt auf der Fregatte „Boussole“ La Pérouse auf seiner unglücklichen Reise begleitete, sucht beweiskräftig die Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, nach der diese Krankheiten im Stillen Ozean

bereits vor der Zeit existiert haben, in der die Entdeckungen der französischen und englischen Seefahrer in dieser Region fallen;<sup>1)</sup> und La Pérouse selbst nähert sich sehr der Wahrheit, wenn er annimmt, daß der freie Geschlechtsverkehr, der zwischen den Eingeborenen und den Mannschaften jener Expeditionen herrschte, nur die Stärke und Gefährlichkeit dieser bereits vorher existierenden Krankheiten erhöhte. Denn nicht nur Mr. Parrot in Paris hat an Schädeln südamerikanischer Eingeborener demonstriert, daß in der Neuen Welt Syphilis existiert habe, noch bevor Kolumbus seinen Fuß dahin gesetzt, sondern er versichert auch ohne Zögern, nachdem er drei Fragmente von Kinderschädeln aus einem Dolmen in Zentral-Frankreich untersucht, daß dieses Übel schon in vorhistorischen Zeiten existiert hat. (Lancet, May 10 th, 1879). Wir sind daher auch nicht überrascht, Nachrichten über Geschlechtskrankheiten in der alten Literatur von China, Indien, Arabien, Griechenland und Rom zu finden (Aitkens „Medicine“ 6 th edit. 1872, vol. I. p. 859); und wenn wir auf die ethnologische Vergangenheit des Pazifik zurückblicken, so können wir mit einiger Sicherheit annehmen, daß der Urstock, der vom asiatischen Kontinent herübergekommen sein mochte, auch diese Krankheiten bereits mitgebracht habe.“

In der Humboldtbai konstatierte Dr. Comrie unzweifelhaft Syphilis. (Globus.)

Ribbe schreibt von seinem Aufenthalt auf den Shortland-Inseln:

<sup>1)</sup> „Voyage round the world by La Pérouse,“ edit. by Millet-Mureau: London: vol III pag. 180.

„Gonorrhoe ist ein weiteres, sehr bekanntes Übel, das in Rubiana bei den Eingeborenen auftritt und häufig zu reinen Epidemien ausartet. Man beobachtet keine Zurückhaltung im geschlechtlichen Verkehr, und ein angestecktes Mädchen, das seine Mangottzeit durchmacht, steckt ein ganzes Dorf, einen ganzen Distrikt an, und bei der Nachlässigkeit und Dummheit der Eingeborenen artet dieses Übel oft fürchterlich aus. Augenlose (infolge von Gonorrhoeansteckung) kommen ebenfalls vor. In neuerer Zeit wird Kupfervitriol in Kristallen von den Händlern eingeführt, und da die Eingeborenen die gute Wirkung dieses Mittels kennen gelernt haben, kaufen sie es und verwenden es jetzt vielfach.

Vorsichtsmaßregeln gegen Krankheiten oder auch den Eintritt von Epidemien kennt man nicht. In demselben Hause, in dem ein Mann an Elephantiasis, Lues usw. gestorben ist, halten sich während der Krankheit alle Bewohner auf. Nachdem der Tote hinaus geschafft ist, wird niemand Bedenken tragen, seine Stelle auf der Matte, die mit allen Krankheitsstoffen infiziert ist, einzunehmen. Man kann als Europäer soviel als man will dagegen reden, die Eingeborenen verstehen es nicht und glauben, daß wir nur einen ihnen nachteiligen Zweck verfolgen.

Auch mit den Tabakpfeifen wird ein gefährlicher Unfug getrieben, der viele Ansteckungen veranlaßt, denn eine Pfeife wandert oft von Mund zu Mund und man kann sich leicht vorstellen, wie leicht dabei der Ansteckungsstoff von einem zum andern übertragen wird.“

Dann noch an anderer Stelle:

„Geschlechtskrankheiten und deren Folgen sind ein weiteres großes Übel, unter dem die Eingeborenen von Sinei zu leiden haben. Die Form, in der diese Krankheiten auftreten, ist eine sehr bösartige, die um so schlimmer in ihrer Wirkung ist, da der Schwarze unreinlich ist und ganz und gar nicht versteht, wie ansteckend all diese Leiden sind. Zu verwundern ist es dann auch nicht, daß die Frauen an Zahl die Männer überragen, und daß bei 15 verheirateten Paaren nur 15 Kinder vorhanden waren.“

Und anlässlich eines speziellen Falles:

„Mein Patient litt an den Folgen einer Geschlechtskrankheit, die er sich als Plantagenarbeiter in Queensland geholt hatte. Lues und Gonorrhoea kommen nämlich vor und sind sowohl von Eingeborenen, die in Australien waren als auch von Europäern eingeschleppt worden. Da nun die Leute gar keine Mittel gegen diese Krankheiten haben, auch die Ansteckungsgefahr nicht kennen, so hat sich an einigen Orten das eine oder andere Übel weiter verbreitet; überdies sorgen die zurückkehrenden Arbeiter dafür, daß beide Übel nicht verschwinden.“

Ausführlich behandelt Kubary die Gonorrhoe bei den Sonsolern. Er schreibt:

Die Sonsoler können sich hinsichtlich ihres Körperbaues nicht mit den östlicheren Karoliniern messen, die Mehrzahl der Eingeborenen, besonders die Frauen, waren erbärmlich ernährt, jedoch schien der Gesundheitszustand ein guter zu sein. Die Salubrität der Insel, die ohne jegliche Sümpfe und immer von Brisen bestrichen, ist unzweifelhaft. Muskitos sind nicht vorhanden. Elephantiasis polynesium kommt

nicht vor, dagegen haben sich zwei andere ernstliche Übel eingebürgert. Die karolinische Pytiriasis wuchert auch hier auf der Haut der meisten Eingeborenen und von Krankheiten der Geschlechtsorgane sind nur wenige Individuen frei.

In welchem Grade letzteres Übel hier haust, mag der Umstand zeigen, daß unter 50 von mir untersuchten Individuen, 36 Männer und 14 Frauen, nur zwei Männer und zwei Frauen gesund zu nennen waren, alle übrigen litten mehr oder weniger an verschiedenen Formen eines und desselben Übels, gonorrhoeischer Entzündungen. Die Eingeborenen wollen behaupten, daß sie noch vor zwei Jahren von dieser Krankheit nichts wußten; sie soll erst durch ein Schiff eingeführt worden sein. Ob dem so ist, ist schwer zu entscheiden, denn ich fand auf sämtlichen Inseln, die ich früher besuchte, Fälle von Gonorrhoeen, als Folgen der Überanstrengungen (wie die Eingeborenen sich ausdrücken: des Brechens durch die Frau) für die man jedoch überall wenig Sorge und immer Heilmittel hatte. In so schrecklichem Grade, bei gänzlicher Hilflosigkeit des befallenen Volkes, was also einigermaßen auf eine Unbekanntschaft mit dem Übel schließen läßt, wie auf Sonsol, habe ich aber dies Übel niemals und nirgends angetroffen.

Sämtliche Männer, die von der Krankheit befallen, hatten stark eiternde Tripper, in den meisten Fällen von einer Phimosis begleitet, die es nicht einmal gestattete, an die Mündung der Urethra zu gelangen. Es scheint sich hier weniger die Geschwulst der Glans penis geltend zu machen, als vielmehr die der sorgfältig bewahrten, sehr langen Vorhaut, die auch bei

relativ gesundem Penis nicht leicht von der Eichel zurückgezogen werden konnte. Bei manchen war die Öffnung der Vorhaut so schmal, daß es mir unmöglich war, ohne einige Anstrengung unter Beobachtung der nötigen Vorsicht die Spitze einer Spritze zwischen die Eichel und die Vorhaut einzuführen. Bei zwei Dritteln der Fälle gesellten sich als Folge der indolentesten Unreinlichkeit Condylome am Anus und Scrotum hinzu, die meistens in erhabene, eiternde Geschwüre übergingen. Bei einigen Frauen, die sämtlich, auch wenn gesund, an Leukorrhoe litten, reichten die Condylome bis auf die Schamhügel. Die Schamlippen (die Nymphen) waren in vier Fällen mit eiternen, tiefen Herden (bei allen älteren waren dieselben lang ausgezogen, die Sitte des künstlichen Verlängerns durch Saugen andeutend, eine Sitte, die, soviel mir bekannt, auf den sämtlichen bis heute von mir besuchten Inseln der Südsee existiert)<sup>1)</sup> behaftet und selbst der Anblick des Zustandes der jüngsten verheirateten Frauen war ein schaudererregender.

So betäubend auch dieser Zustand für den Menschenfreund sein muß, ist es doch erfreulich wahrzunehmen, daß hier nicht von einer virulenten syphilitischen Lues die Rede sein kann; die Unreinlichkeit der Befallenen und die Palmweindiät (Toddy ist bei gonorrhöischen Affektionen sehr schädlich) vereinigt mit der sorglosen Indolenz der sich ihrem Schicksal ergebenden Insulaner werden das Ausrotten des Übels verzögern; es steht indes zu erwarten, daß die einfache Lebensweise und die Hungerkur zuletzt doch die Heilung herbeiführen werden, denn bei mehreren der

<sup>1)</sup> Vgl. S. 112.

Individuen fand ich die Krankheit in ihren Endstadien, die in dem Verwachsen der Vorhaut bis auf ein ganz kleines Loch und einem chronischen Tripper (gleet) mit kaum bemerkbarem, gummiklaren Ausfluß bestanden. Hier verzögert nur der Palmwein und die eventuelle Nichtenthaltung die gänzliche Heilung.

Eine Tatsache, wie die eben erwähnte, wo die ganze männliche Bevölkerung von Phymosis befallen ist, dürfte ein Streiflicht auf die polynesishe Sitte der Beschneidung werfen, und darauf hindeuten, daß solcher Gebrauch rein lokaler Bedeutung sei.

Leicht wäre es, den armen Sonsolern zu helfen. Die höchst einfache Operation für Phymosis, Reinhalten und leichte Kauterisation würden die Hauptbeschwerden beseitigen, unglücklicherweise war ich nicht Herr meiner Zeit, und meine Sympathie für die kindlich gutmütigen Insulaner mußte sich eben auf machtloses Beileid und Ratschläge, die wahrscheinlich nicht befolgt wurden, beschränken.

Die Pelauaner, die ebenfalls sehr penibel rücksichtlich der Erhaltung der Vorhaut sind, können niemals ähnlichen Übeln unterliegen, denn obgleich sie sich sehr oft einen Tripper zuziehen, haben sie gleichzeitig ein ausgezeichnetes Heilmittel, das jedem ferneren Übel vorbeugt. Das Mittel besteht aus zerstampften und im Wasser ausgedrückten Pflanzen, und zwar:

1 Eugenia (Rbótol) Blatt, mit geschabter Rinde,  
2—3 Brotfruchtblattnospen (von irgend welcher Art),

1 alte Areca catechu Wurzel (die Luftwurzel),  
1 junge Curcuma oblonga, Staude samt Knolle.



Ohne Rücksicht auf die Diät ad libitum genossen, heilen infolge dieser Medizin die akutesten Gonorrhöen in 3—6 Tagen, und zwar läßt sich die Wirkung (Verminderung der Schmerzen) nach zwei- bis dreimaligem Trinken schon verspüren. Deshalb fassen die Pelauaner ihre derartigen Leiden sehr leicht auf; der Leidende wird meistens noch ausgelacht und die weiblichen Ärzte, die alle dergleichen Krankheiten behandeln, ernten guten Lohn.

Krämer gibt ein Wörterverzeichnis nach Pratt, in dem sich die samoanischen Bezeichnungen für Geschlechtskrankheiten finden:

Anomanava Ausfluß bei Menorrhagie.

Avenonua Phimose.

Fa'alave kastrieren.

Fa'amafiti Priapismus.

Fa'apo'a kastrieren.

Fufu Onanie.

Lopota Amenorrhoe.

Ma'iafi Geschlechtskrankheit.

Mamagi Krankheit des Gliedes.

Mamala anstecken, vom Weib.

Manemane Hautkrankheit, an Handflächen und Fußsohlen fressend (Lues?).

Patumimi Phimose durch Beschneidung.

Pipisi ansteckend.

Puga Geschlechtskrankheit.

Punatoto Menorrhagie.

Somo Scheidenausfluß, Augen verklebt.

Tagagaelo weißer Fluß.

Tapatapa weißer Fluß.

To'oala Frauenkrankheit.

Tufumea Menorrhagie.

Tulita Blasenkrankheit (Gonorrhoe).

Ebenso finden sich bei Krämer eine Anzahl samoanischer Rezepte gegen Genitalleiden:

Arznei bei Gonorrhoe (tulita): Von Zingiber zerstoße die Wurzel, wickle ein, mische mit Wasser, trinke.

Arznei bei Gonorrhoe: Schlinggewächs und Wedelia zerstoße, setze dazu etwas Kokosöl, koche, dann trinke.

Arznei bei Gonorrhoe: Roter Hibiscus, Zingiber und Sand, mische mit Wasser, trinke.

Arznei gegen Blasenkrankheit (vai tulita): Junge Blätter vom wilden Yams, Premna, mische mit Wasser. Verboten süße Sachen und Fische.

Arznei gegen Drüsen (patō): Von Ficus und Afzelia kratze die Rinde ab. Dann mische mit Salzwasser, dann trinke es.

Die Arznei für Frauen, bei denen die Regel nicht abgeht: Blätter von wilden Yams, von Gardenia, von Premna, von fuevili, zerstoße zusammen, dann mische Wasser, dann trinke.

Arznei für Frauen, bei denen stetig die Regel abgeht: Thespesia und togo.

Arznei für Frauen, bei denen stetig die Regel abgeht: Phaleria und fatifati; die Strünke kratze ab. Verboten ungekochte Fische, weiche Sachen und nichts Rohes trinken.

Arzneien für Frauen, die nahe am Abortieren sind, um zurückzuhalten: Junge Blätter vom wilden Piper und die Blätter der wilden Orange, zerstoße zusammen, dann trinke.

Arznei für gebärende Frauen: Junge Früchte vom Spondias-Baum zerstoße, mische mit Wasser, trinke.

Für Frauen, bei denen das Gebären schwierig geht:  
*Vigna lutea*, junge Blätter von *Wedelia*.

Arznei bei Scrotumanschwellung: Die jungen Blätter von *Eugenia corynocarpa*, bringe viele davon und junge Blätter von *Eugenia malacensis* und die Baumblätter von *Psychotria*, zerstoße zusammen, wickle in Rindenzeug, gieße Öl dazu, koche es und trage es heiß auf.

---

## Achtes Kapitel.

# Der Schönheitsbegriff. — Eros und Körperpflege.

Das Hochzeitskleid der Tiere. — Liebeslieder und Brunstschreie. — Natürliche und künstliche Reize. — Allgemein geltende und seltsame Schönheitsbegriffe. — Schönheit und Häßlichkeit. — Der tonganische Schönheitsbegriff. — Des Häuptlings Erklärung. — Üppigkeit und Magerkeit. — Die Schönheiten von Finschhafen. — Künstliche Hilfsmittel. — Schmerzhafte Kosmetik. — Die Männer eitler wie die Weiber. — Der Modenwahnsinn ohne Methode. — Der sittliche Kern der schmerzvollen Körperverschönerungen. — Unbewußte und bewußte Koketterie. — Hygiene und Erotik. — Das Baden in seiner Beziehung zur Erotik. — Das Tätowieren. — Die Tätowierung als Bekleidung. — Ein Tätowierungsgesang. — Schmucknarben. — Das Einschneiden und das Einbrennen der Schmucknarben. — Die Düfte in ihrer Beziehung zur Erotik. — Körpergerüche als sexuelle Anlockungsmittel. — Meine gegenteilige Anschauung. — Einige Beweise. — Natürliche und künstliche Düfte. — Die normale und die perverse Geruchsempfindung. — Alter der künstlichen Düfte. — Ihre Verbreitung bei den zivilisierten und den Naturvölkern. — Blumen und Blätter als Duftspender. — Die Parfüms der Samoaner. — Samoanische Rezepte. — Der Wohlgeruch als Liebeszauber. Haarduft und Haarparfüm. — Das Haar als Geruchsträger. — Haarpflege und Haarentfernung. — Die Epilation der Achsel- und Schamhaare. — Epilationsmethoden. — Der weibliche Busen. — Schönheitsbegriffe des weiblichen Busens. — Hilfsmittel zur Erreichung des Schönheitsideals. — Der Busen als Nahrungsspender. — Eine Zeremonie, die Brüste zum Wachsen zu bringen.

Aus der Naturgeschichte kennen wir das Hochzeitskleid verschiedener Vögel. Wir wissen, daß sich

in der Brunstzeit die Tiere bestimmter Anlockungsmittel bedienen, unsere Dichter haben das schmelzende Geschluchze der Nachtigall, den Sehnsuchtsschrei des Hirsches und das liebebeischende Gebrüll des Löwen besungen.

Auch der Mensch nimmt die Hilfe solcher Anlockungsmittel in Anspruch, wenn auch in anderer Form. Man sollte nun meinen, daß je tiefer ein Volk steht und je mehr es sich der tierischen Lebensweise nähert, es sich auch desto stärkerer Anlockungsmittel bedienen müßte. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall: Die Anlockungsmittel steigen mit dem Grade der Zivilisation.

Bevor wir aber die künstlichen Anlockungsmittel in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, wollen wir uns vorerst mit den natürlichen Anlockungsmitteln beschäftigen — das sind die von Mutter Natur verliehenen Reize.

Schön ist, was gefällt: der Begriff „Reize“ gehört zu den dehnbarsten, wie wir täglich beobachten können. Das eine Individuum schwärmt für blondes Haar, das andere für braunes, das dritte für schwarzes. Es gibt Enthusiasten für Körperfülle und solche für Magerkeit; ich kannte eine Dame, die durch Bucklige erotisch erregt wurde und einen Herrn, dessen Ideal kneifertragende Frauen bildeten. Wie oft hören wir von diesem oder jener: ach sehen Sie doch das herrliche Weib! Gott, welch ein schöner Mann! — und zu unserem Erstaunen zeigt man uns ein Gesicht, das wir höchstens leidlich hübsch finden können. Immerhin hat jede Rasse einen mehr oder weniger ausgesprochenen Schönheitstyp, der allgemein als an-

genehm empfunden wird. Ein Gleiches gilt von den Naturvölkern.

Australien, namentlich aber Ozeanien zeigt ein großes Rassengemisch. Es finden sich Hautschattierungen von hell, beinahe weiß, bis zum tiefsten Schwarz, regelmäßige, an kaukasische oder semitische Gesichtsformen erinnernde Züge und affenartige Gesichter und Gestalten. Innerhalb jeder Gruppe besteht aber ein Schönheitsideal, das natürlich dem einer anderen Gruppe oft in keiner Weise entspricht.

Vergessen wir nicht, daß Völker, die sich die Zähne schwarz färben, mit großer Verachtung von den „Hundszähnen“ der weißen Frauen sprechen, bevor wir unser Schönheitsideal als das allein richtige hinstellen.

Ein Geschmack ist es, der noch am meisten prävaliert: man liebt die üppigen Formen bei Weibern, muskulöse Schlankeheit bei Männern und je mehr nach dem Süden zu, je heißer die Sonne brennt, desto ausgeprägter ist dieser Geschmack. Thomson hatte Gelegenheit, sich z. B. über das tonganische Schönheitsideal zu informieren. Er erzählt darüber:

„Eines Morgens brachten zwei von Kubus Nichten, begleitet von einer älteren Duenna, Präsente von ihrem Onkel, der vielleicht fühlte, daß seine Doppelrolle als mein Freund und des Königs Schwiegervater über seine Kräfte ging und daher irgend ein Zeichen unserer Intimität nicht am unrichtigen Platze wäre. Darunter fanden sich einige Stempel zum Bedrucken der heimischen Kleider und als ich mich beeilte, mir dieselben anzueignen, rief die jüngere Schwester, die etwas schalkhafte Manieren hatte: „Oh, das habe ich ange-

fertigt, aber nicht für Sie, sondern für diesen Herrn!“ Webber tat nun sein bestes, um diesen embryonenhaften Flirt kräftiger werden zu lassen, aber er mußte unter Nicken und Lächeln aus Mangel an einem Dolmetsch sterben. Als die Konversation schleppend zu werden begann und die Damen keine Miene machten, daß sie sich ihrer Mission bereits entledigt hatten, schlug ich vor, sie zum Abschied zu photographieren. Sie waren nicht abgeneigt, verlangten aber ein seidenes Taschentuch geliehen, um ihren Hals zu verbergen. Da sie den gewöhnlichen englischen Hals von nicht ungraziösen Linien besaß, ihre Schwester hingegen einen Hals besaß, von dem kaum zu reden war, aber auch keinerlei Schamgefühl zeigte, wurde unsere Neugierde rege. Auf diese Weise entdeckten wir auch das tonganische Schönheitsideal. Das vollkommene Weib muß fett sein — das ist die kategorischste Forderung — und ihr Hals kurz (wie die der jüngeren Schwester) sein. Sie darf keine Taille haben und wenn die Natur sie mit einem solchen Defekt verunstaltet hat, so muß sie ihn durch Draperieen verhüllen, oder sie läuft Gefahr, in den Straßen von Nukualofa als „mißgestaltet“ herumzulaufen. Büste, Hüften und Schenkel müssen kolossal sein. Ein Weib, das alle diese Vollkommenheiten besitzt, gilt als elegant und königliche Erscheinung. Ihre Nase tut nicht viel zur Sache, aber wenn sie flach auf dem Gesicht aufliegt, gilt sie als Lilie. Es traf sich, daß ein illustriertes Journal auf dem Tische lag, und als ich ihnen die Wespen-Tailen besitzenden Damen zeigte, schüttelten sie sich ordentlich vor Lachen. Der König, den ich nachher nach einer Definition der weiblichen Schönheit fragte, bestätigte mir

das alles und fügte eine philosophische Abhandlung seines eigenen Schönheitsbegriffes dazu. Er sagte, das menschliche Auge verlange Fülle von allen Dingen, die sich ihm zeigen, und was ungenügend sei, finde es häßlich.“

Diese Auffassung hat etwas für sich — wenn nicht die üppigen Reize meist gerade die vergänglichsten wären. Und speziell in jenen Gegenden, wo so sehr das traurige Lied hinpaßt: „Ach wie bald, ach wie bald, schwindet Schönheit und Gestalt!“

Gleichen Reflexionen gab sich auch v. Kotze hin, wenn er schreibt:

„Unsere Werbeversuche in entfernteren Dörfern führten zu Meinungsverschiedenheiten, die späterhin unangenehme Folgen nach sich zogen. Auf der Miniaturinsel aber war man freundlich und faul. Man setzte unseren Besuchen keinerlei Widerstand, in Wort oder Tat, entgegen. Man ließ uns jedoch erkennen, daß Familienumgang unerwünscht sei — besonders mit Hinblick auf unsere dreißig ledigen Arbeiter. Denn (ein allerdings ganz unsüßlicher Zug) in Papua wurde das weibliche Geschlecht auf das eifersüchtigste gehütet. Was es an leichtfertigen Damen auf dem Festlande gab, waren Importen aus dem Bismarck-Archipel, oder auch Polonaisen, wie man die Töchter Polynesiens nannte. Das war umso bedauerlicher, als man in einzelnen Gegenden, so besonders in Hatzfeldthafen, ganz reizende, kaukasisch oder semitisch geschnittene Gesichter sah.

Im Finschhafener Distrikt war besonders die Kleidung, soweit man von einer solchen reden konnte, anziehend. Dort trugen die Frauen eine Art kurzer



Doppelschürze aus gefärbten Fasern, Lage auf Lage. Und wenn man auf dem schmalen Urwaldpfade einer Schar junger Mädchen begegnete, im Gänsemarsch, wie ein höheres Töchterpensionat, schlanke, biegsame Gestalten, mit lachenden Zügen, kurzem, wolligem Haar und blitzenden Zähnen, die schwarzbraune Haut glänzend von vielen Seebädern, ein Netz voller Jams oder Süßkartoffeln auf dem Karyatidenkopf, die kurzen Faserschürzen wie kokette Ballettröckchen bei jedem Schritt tanzend und zitternd, so mochte wohl beim Anblick des lieblichen, scheuen Volkes ein Gefühl des Neides der besitzlosen Klasse sich einschleichen.

Der Jugendreiz schwindet allerdings schnell. Denn die Weiber müssen hart arbeiten in den Plantagen und Gärten, die mit Steinbeilen (bis zur Ankunft der Europäer) und Feuer an den steilen Bergabhängen dem Urwald mit unendlicher Mühe abgezwungen, und nach wenigen Jahren, wenn der geringe Humus fortgespült oder ausgesogen ist, wieder aufgegeben werden müssen. Die Alten lieben auch das Wasser weniger und ziehen eine schützende Patina aus Rauch und Schmutz vor. Die bauschenden Röckchen werden dünn und schäbig; die Figur wird spindeldürr, mit einem unförmigen Unterleib; die Zähne sind von Betel schmutzigrot gefärbt. Auf dem Rücken hängt der jüngste Sprößling und schreit nach Nahrung, die ihm die Mutter kredenzt, indem sie den einst wahrhaft klassisch gemeißelten Busen mit einem ungeduldigen Ruck über die Schulter wirft.“

Übrigens denke man daran, daß ein Schönheitsideal eben ein Ideal ist. Auch bei den Naturvölkern gibt man es gewöhnlich billiger, als die Phantasie fordert.

Nächst der Üppigkeit liebt man in Australien und in der Südsee die flachen Nasen; auch in Samoa, von dessen Frauenschönheiten man so viel Rühmens hört. Die platte Nase ist nicht immer Naturprodukt, sie ist künstliches Erzeugnis und die Hebamme oder Mutter, die nicht diese Verschönerung an dem Kinde gleich nach der Geburt vornimmt, setzt sich schweren Vorwürfen aus.

Zu den natürlichen Reizen gehören aber eine sammetweiche Haut, schöne dunkle Augen, rote Lippen, Schönheiten, die sich recht häufig finden. Im übrigen ist auch ein ebenmäßiger, in natürlicher Nacktheit, und durch kein Korsett verunstalteter Körper ein Vorzug der Naturvölker — leider entstellen viele unter ihnen denselben durch Malerei und Tätowierung, durch Schmucknarben und noch häßlichere Dinge. Die Lippen werden durchbohrt, die Zähne ausgeschlagen, die Ohrfläppchen bis zu Tellergröße auseinandergezerrt und die „Verschönerungen“ erstrecken sich, wie man gesehen hat, bis auf die intimsten Körperteile. Das Schönheitsideal ist eben ein anderes und man versucht deshalb, dieses Ideal mit künstlichen Mitteln zu erreichen.

Diese künstlichen Mittel zur Erhöhung der weiblichen Schönheit sind nun ganz und gar nicht nach unserm Geschmack. Bemerkenswert ist nur an ihnen, daß sich auch bei den wildesten Völkern die Weiber allen möglichen Martern unterwerfen, um dem Manne zu gefallen — tout comme chez nous. Entsprechend der überhaupt massiveren Lebensauffassung bestehen diese Prozeduren in sehr qualvollen Operationen — man denke nur an die tiefen Einschnitte in die Brüste und den Rücken zur Herstellung der Schmucknarben. (

Das Tätowieren, dem sich übrigens, ebenso wie der Narbenverzierung, Männlein und Weiblein unterziehen, ist ebenfalls keine angenehme Sache. Besonders die samoanischen jungen Herrn müssen geradezu Höllenqualen ausstehen und dabei dauert die Operation Tage, Wochen, ja selbst Monate, je nach der Widerstandsfähigkeit und Schmerzempfindlichkeit des Patienten. Dafür ist aber die Zeichnung auch so kunstvoll, daß ältere Forschungsreisende diese von der Hüfte bis zur Knie reichende Tätowierung für ein seidenartiges Trikot von wunderbar feinem Gewebe hielten.

Am verhältnismäßig harmlosesten ist die Bemalung; sie ist nicht schmerz-, sondern bloß ekelhaft. Übrigens verfolgt sie zuweilen nicht nur Verschönerungs- sondern auch praktische Zwecke, und dient dann als Keuschheitsschutz, wie wir bei Besprechung des Ehebruches sehen werden.

Bei den Naturvölkern sind, ähnlich wie bei den Tieren, die Männchen eitler wie die Frauen und legen mehr Gewicht auf Körperschmuck, Arm- und Halsbänder, Blumen und Glasperlen. Das ist auch das natürliche — das Männchen ist sinnlicher, ist des Weibchens bedürftiger, wie diese des Männchens und muß daher erst zur List — zu der auch die Körperschmückung zu rechnen ist — und dann zur Gewalt greifen. Der Begriff Gewalt natürlich in richtigem Sinne aufgefaßt: halb zog er sie, halb sank sie hin!

Aber auch bezüglich der verschiedenen Körperverschönerungen ist anzunehmen, daß viele noch angewendet werden, ohne daß man des ursprünglichen Zweckes gedenkt, ja ohne daß er denselben mehr erreicht. Das Schönheitsideal ist nicht immer ein

gleiches, aber gewisse Gebräuche erhalten sich, namentlich bei den Weibern, mit einer konservativen Zähigkeit, die in Erstaunen setzen müßte, wenn sie nicht aus der Eigenart der Weiber so erklärlich wäre. Ist es auch Wahnsinn, so hat es doch Methode, gilt nicht für die Moden der Australnegerin, ebenso wenig, wie für die Moden unserer lieben Rassenschwestern.

Dabei haben aber die Naturweiber noch manche Entschuldigung für ihre Modetorheiten: manche Bemalung, manche Tätowierung usw. hat eine soziale oder religiöse Bedeutung. Die Schmucknarben hatten ursprünglich sicher nur den Zweck, das junge Weib zu prüfen, ob es den schweren Strapazen einer Gattin und Mutter gewachsen sei, und — der Gedanke scheint mir plausibel — ob sie auch herzlich genug sei, selbst unter schweren körperlichen Qualen weder in politischer noch in sittlicher Beziehung Verrat zu üben. Vielleicht hat es einmal eine Zeit gegeben, in der auch der Wilde dem Ehebruch gegenüber nicht jene Toleranz bezeigt hat, wie dies jetzt so häufig der Fall ist. Spuren von strengster Wahrung der Mannesehre finden sich ja noch immer in genügender Menge.

Ich habe an einer früheren Stelle bemerkt, daß die anlockende Wirkung des Körperschmuckes nicht immer bewußt ist und z. T. trifft dies auch bei den Weibern der Naturvölker zu. Diese Schmückung des Leibes aus bloßem Selbstzweck dauert jedoch in der Regel nur kurze Zeit und das Verständnis für die erotische Wirkung tritt früher oder später ein. Die Aufmerksamkeit, die das andere Geschlecht in Blicken und Worten dem Körperschmuck widmet, schafft rasch Klarheit, die unbewußte Koketterie wird zur bewußten,

der Körperschmuck wird deutlich zu dem, wozu er seiner Natur nach bestimmt ist: zum sexuellen Anziehungsmittel.

Aus diesem Grunde darf man wohl von einer Verbindung von Erotik und Körperpflege sprechen, denn letztere läuft in ihren Endzielen doch darauf hinaus, Liebe zu erwecken.

Bei Völkern, denen eine hygienische Bedeutung der Körperpflege fremd ist, tritt dieser Endzweck umso deutlicher hervor — aber gefallen, um jeden Preis dem anderen Geschlechte gefallen, und sei es selbst auf Kosten der Gesundheit, ist das Bestreben des Menschen; dazu treibt ihn sein Sexualinstinkt.

Mannigfach sind die Mittel, die zur Verschönerung des Leibes angewendet werden — die bei den Naturvölkern gebräuchlichen übertreffen noch in mancher Beziehung die Folterinstrumente Korsett, enge Stiefel, einschnürende Strumpfbänder, giftige Schminken, Atropin und ähnliche Anlockungsmittel der modernen schönen Frau. Doch haben sie den Vorteil, in der Regel nur zeitliche und nicht dauernde Gesundheitsstörungen zur Folge zu haben, wie die Erzeugnisse einer mondainen Toilettenkunst.

Aber nicht nur die Verzierung, seien sie in welcher Form immer angebracht, selbst die primitive Reinlichkeit, die Anwendung des Wassers kann in Beziehung zur Erotik gebracht werden. Das von Parfümdüften geschwängerte Bad der entsprechend reichlich abgelohten Dirne hat rein erotische Zwecke. Die erotische Wirkung des Bades ist übrigens bekannt — erst vor wenigen Monaten konnte man lesen, daß ein merkwürdiger Kirchenfürst seinem Klerus, in Nachahmung

mittelalterlicher Pseudoaskese — das Baden verboten habe . . . im Jahre 1907!!

Von den erotischen Wirkungen der Düfte wird noch die Rede sein; aber auch die Beziehung des gewöhnlichen Bades zur Erotik ist dem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen.

Gegenüber etwaigen Zweifeln an der wesentlichen Bedeutung der Verbindung zwischen Reinlichkeit und erotischer Stimmung, weist Ellis darauf hin, daß diese Verbindung keineswegs auf die christliche Welt beschränkt ist. Auch am andern Ende der Welt finden wir sie deutlich ausgesprochen. Die Lüsterheit der üppigen Bewohner von Tahiti ist den ersten europäischen Entdeckern aufgefallen. Auf Tahiti bestand der wesentlich auf Ausschweifung gegründete Bund der Areoi, eine bei Naturvölkern ganz einzige Einrichtung. Cook, der eine der ersten Beschreibungen dieses Bundes und seiner Zwecke gegeben hat, geht dann sofort zur Schilderung der außerordentlichen skrupulösen Reinlichkeit der Einwohner von Tahiti über. Sie badeten ihren Körper und wuschen ihre Kleider nicht nur täglich, sondern trieben auch in jeder anderen Weise die Reinlichkeit viel weiter als die eleganteste europäische Gesellschaft. Ein anderer Reisende bezeugt dasselbe. Die Einwohner der Gesellschaftsinseln sind von allen Stämmen der Südsee die reinlichsten und die bessere Klasse treibt die Reinlichkeit außerordentlich weit, sie baden morgens und abends in der See und dann noch in Süßwasser, um das anhaftende Seesalz zu entfernen, waschen sich vor und nach dem Essen die Hände etc. (J. R. Forster).

William Ellis, der die Bevölkerung von Tahiti

genau beschreibt, hebt ihre außerordentliche Sauberkeit hervor, so daß jedes Individuum jeden Standes ein oder zweimal täglich badet, spricht aber auch von ihrer unnennbaren sittlichen Verwilderung. „Trotz der scheinbaren Sanftheit ihres Gemüts und der heiteren Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung war vielleicht kein Teil des menschlichen Geschlechts jemals tiefer in tierische Ausschweifung und sittliche Erniedrigung versunken.“

Will man auch gerade dieses Urteil in seiner strengen Form nicht unterschreiben, so muß man doch zugestehen, daß Körperpflege und Erotik in einem engen Zusammenhange stehen. Erstere aber wegen der letzteren zu verdammen, hieße jedoch wirklich den Teufel (?) durch Beelzebub austreiben.

Bezüglich der bei den Naturvölkern hauptsächlich üblichen Körperverzierungen sind folgende Einzelheiten von Interesse:

Über das Tätowieren mögen noch die zu diesem Gegenstande gehörenden Bemerkungen von Ploss u. a. hier Platz finden:

Eine weitere Fortbildung der Bemalungen haben wir in dem Tätowieren zu erkennen, durch das die zur Bemalung bestimmten Figuren unverlöschbar der Haut eingepägt werden. Das Tätowieren ist dort, wo es überhaupt sich noch im Gebrauch gehalten hat, gewöhnlich eine beiden Geschlechtern gemeinsame Sitte, jedoch pflegt ganz allgemein die Tätowierung der Frauen von derjenigen der Männer ganz erhebliche Unterschiede darzubieten. Uns interessiert hier naturgemäß ausschließlich die erstere. Wir würden wohl

sicherlich fehlgreifen, wenn wir in ihr unter allen Umständen ein Mittel zur Verschönerung erblicken wollten. Diese ist in einer Reihe von Fällen zweifellos gar nicht beabsichtigt worden. Die Ursachen aber, warum sich diese weiblichen Wesen tätowieren lassen, sind nun sehr verschiedenartige. Bei einem Teile der Tätowierungen haben wir, wie wohl deutlich ersichtlich ist, nichts anderes zu erkennen, als das erwachende Schamgefühl, als den Ausdruck des biblischen Spruches: „Und sie wurden gewahr, daß sie nackt waren.“ Sie wollten ihre Nacktheit verhüllen und verstecken und auf diese Weise erklärt es sich, wenn die Weiber auf den Viti-Inseln, wie Lubbok erzählt, auch unter dem Liku (Schamgurt) tätowiert waren. Denn jedenfalls war doch diese Tätowierung viel früher gebräuchlich, als der Schamgurt und wahrscheinlich auch früher als die Tätowierung der übrigen Körperteile.

Auch die Eingeborenen von Tahiti tätowieren sich nach Berchons Angabe an der Vulva, ebenso nach Finsch die Damen von Ponapé in der Karolinengruppe und einige andere Beispiele werden wir später kennen lernen. Damit hängt es dann unzweifelhaft auch wohl zusammen, daß die Tätowierung bei vielen Völkern gerade zur Zeit der beginnenden Geschlechtsreife ausgeführt wird.

Joest hat in seinem schönen Werke hierfür eine Reihe von Beispielen zusammengestellt.

Nächst dem kommen wohl die Brüste heran und dann erst der Bauch, die Extremitäten etc. Doch finden sich auch viele Ausnahmen in dieser Reihenfolge. Sehr eigentümlich und außerordentlich kunstvoll ist die Tätowierung, die Thomson von den Ostinsulanerinnen



abbildet. Hier ist aber die ganze Schamgegend freigelassen, und ebenso auch die Mittelpartie der Hinterbacken. Im übrigen macht hier im Bilde die Tätowierung den Eindruck einer Bekleidung.

Daß übrigens auch die Tätowierung für die scharfen Augen der Europäer den Eindruck der Nacktheit erheblich mildert, oder gänzlich verschwinden läßt, das beweist die bezüglich Samoas erwähnte Ansicht eines Reisenden.

Behrens sagt bei Schilderung dieser Eingeborenen gelegentlich der Erzählung von Roggeweins Reise von 1772: „Sie waren von der Hüfte bis zu den Knien mit Fransen bekleidet, und einer Art von Seidenstoff von künstlerischem Gewebe.“ Eine nähere Untersuchung würde gezeigt haben, daß die „Fransen“ ein Bündel von roten ti-Blättern gewesen ist (*Dracoena terminalis*), die mit Kokosöl glitzernd gemacht wurden und daß „die Art von Seidenstoff“ die Tätowierung war. Auf den Viti-Inseln tätowieren sich nur die Weiber, während sich auf den ihnen benachbarten Tonga-Inseln nur die Männer tätowieren, und bisweilen wissen die Wilden selber nicht, was sie sich bei dem Tätowieren denken. Das erklärt sich ganz deutlich aus folgender Geschichte. Ein Tonganer war nach den Viti-Inseln geschickt worden, um zu erfahren, wie da tätowiert würde. Während der Rückreise sagte er sich immer vor: Man muß die Frauen tätowieren und nicht die Männer. Er stolperte aber über ein Hindernis, fiel hin und vergaß seinen Satz, so daß er bei seiner Ankunft den Seinen sagte: „Man muß die Männer tätowieren und nicht die Weiber“ — und seit dem wurde es auch so ausgeführt.

Polynesischer Logik genügt diese Erklärung, denn die Samoaner haben eine ganz ähnliche Legende.

Finsch gibt in Übereinstimmung mit Kubary seine Meinung dahin ab, daß bei den Ponapesen die Tätowierung jetzt lediglich Verschönerungszwecken dient und weder mit Rang, Stand oder Religion irgend etwas zu tun hat. Während die Sitten des Tätowierens auf den Gilbert- und Marshall-Inseln immer mehr abkommt, ist sie auf Ponapé noch in voller Blüte und von großer Vollkommenheit der Zeichnung und Ausführung.

Die Tätowierung der Frauen auf Sonsol fand Kubary weniger reich, und, soweit es den Oberkörper betrifft und ihm zu vergleichen möglich war, originell; wenigstens wäre die nächste Form, an die sie sich anlehnen könnte, vielleicht auf Pinelap im Osten und in noch weiterer Ferne zu suchen.

„Sie erstreckt sich in einem Kranze um Hals und Nacken, deckt die Schultern und die äußere Seite des Oberarmes, läßt den Leib bis auf einige Striche auf dem Rücken in der reg. lumb. frei, umkreist die Hüften mit Ausnahme der Vorderseite, wo der Unterleib frei ist und sich nur eine schmale Querbinde über den Mons Veneris hinzieht, und bedeckt dann die beiden Beine bis zum Knöchel mit einem gescheckten Streifenmuster, das ich mehr als eine Spielerei, denn als ein typisches Muster auffasse, da es sich nicht im gleichen Maße bei vielen Frauen vorfand. Der breite Gürtel um die Hüftgegend erinnert auffallend stark an das Muster von Ruk und Mortlock und stellt jedenfalls nur den oberen Teil der ganzen Beinbedeckung dar, was bei einem Vergleiche mit der Tätowierung ponapscher

Frauen leicht zu erkennen ist. In früheren Zeiten gab es auch in Ponapé ein eigenes Muster für den Oberarm, das jedoch in neuerer Zeit fortfiel. Gleich den Frauen von Ruk und Mortlock finden sich auch in der Tätowierung jener von Pinelap und den Marshall-Inseln Querbinden auf den Schultern.

Die Tätowierung der Eingeborenen von Merir ist mit der auf Sonsol gebräuchlichen identisch.

Die Technik des Tätowierens ist wenig entwickelt, die Zeichnung nicht scharf ausgeführt, oft nur angedeutet und verwischt; die schwarze Ausfüllung dünn.“

Die Expedition der Novara hat uns in den Besitz eines neuseeländischen Liedes gebracht, das Müller wiedergibt. Aus demselben geht mit klaren Worten hervor, daß hier die Leute mit dem Tätowieren den Begriff der Verschönerung verbinden. Müller sagt:

Bei den Frauen werden nur die Lippen und der von den Mundwinkeln gegen das Kinn gezogene Halbbogen tätowiert, manchmal auch Arme und Brust, letztere jedoch nicht mit derselben Regelmäßigkeit.

Beim Tätowieren eines Mädchens pflegen die anwesenden Gespielinnen folgendes Lied zu singen:

Leg dich hin, meine Tochter, zu zeichnen dich  
Zu tätowieren dein Kinn!

Daß nicht, wenn du kommst in ein fremdes Haus  
Sie das sagen: „Woher dieses häßliche Weib?“

Leg dich hin, meine Tochter, zu zeichnen dich,  
Zu tätowieren dein Kinn.

Daß du fein anständig werdest,

Damit nicht, wenn du kommst zum Feste,

Sie da sagen: „Woher dieses rotlippige Weib?“

Auf daß wir dich reizend machen,  
Komm und laß dich tätowieren,  
Damit nicht, wenn du kommst, wo die Sklaven sitzen,  
Sie da sagen: „Woher das Weib mit dem roten Kinn?“  
Wir zieren dich, wir tätowieren dich,  
Bei dem Geiste des Hine-te-iwa-iwa,  
Wir tätowieren dich, daß der Strandgeist  
Möge gesendet werden von Rangī  
Zu den Tiefen der See,  
Zu der schäumenden Welle!  
Deine Schönheit ist gepaart mit Liebreiz!  
Deine Schönheit ist wie der Himmel,  
Wie die Sterne Pahatiti, Ruatapu, Rongonui und Kahu-  
Du bist schöner [kura,  
Als Ūtonga und Tamerereti  
Oder der heilige Schatten Rereteros!  
Der Strandgeist wird gesendet werden von Rangī  
Zu den Tiefen der See  
Zu der schäumenden Welle.  
Laß die Schmeichler und die Kinder,  
Laß dein Lebewohl bei ihnen.  
Geh hin wie die scheidende Wolke  
Über den Raukawa-Bergen,  
Und laß sie weinen in Kummer!  
Jedoch ich —  
Ich bin Rangī und Papa,  
Mein Werk ist vollendet!

Tätowierung bei beiden Geschlechtern ist nach Guppy auf vielen Inseln in Gebrauch, aber sie unterscheidet sich von der für gewöhnlich gebräuchlichen, daß eine Färbung häufig vermieden wird, wodurch die

Zeichen oft nur sehr schwach und nur nach genauer Untersuchung erkennbar sind. Auf diese Weise haben die Eingeborenen von St. Christobal und der angrenzenden Inseln ihre Wangen durch eine Anzahl oberflächlicher Einkerbungen gezeichnet, die in einer Serie von zick-zackförmigen Linien angeordnet sind, sich aber nur wenig von der gewöhnlichen dunklen Hautfarbe abheben. An der Wurzel sind die Linien von einem schwachen Blau, und da wird eine Farbe häufiger benutzt. Der Prozeß, wie er in Santa Anna geübt wird, besteht in einem tiefen Abschaben der Haut vermittels Instrumenten, die aus einem Muschelstück, dem zugespitzten Ende des Bambus, dem Zahn einer großen, fruchteessenden Fledermaus (Pteroptidae) oder sogar der langen Fingernägel bestehen. Die älteren Burschen haben sich dieser Operation zu unterwerfen, bevor sie die Rechte der Mannheit erlangen.

Guppy wurde mitgeteilt, daß sie, während die Operation vor sich geht, in einem Hause abgesondert gehalten werden und als Nahrung das Blut eines gewissen Fisches (?) erhalten. Nachdem die Prozedur beendet ist, bekommen sie die Erlaubnis zum Heiraten und an den Jagd- und Fischereiausflügen teilzunehmen.

Die Tätowierung ist unter dem Volke der Bougainville-Straße nicht allgemein gebräuchlich. Guppy beobachtete sie in wenigen Fällen, hauptsächlich mehr unter den Weibern, wo sie dem oben geschilderten gleicht. Eine Gesellschaft von Männern aus dem Dorfe Takura an der Küste von Bougainville, der Guppy gelegentlich begegnete, hatten ihre Gesichter mit einigen Zickzacklinien von derselben Farbe wie die Haut gezeichnet, die von den Nasenflügeln

beginnend, sich über die Wangen hinzogen und bei den Augenbrauen endeten. Diese Linien waren deutlicher, als die in den Gesichtern der mehr östlichen Eingeborenen, obgleich sie wahrscheinlich in einer ähnlichen Art und Weise hergestellt werden. Ein anderes Muster der Tätowierung, das als sich verzweigende Ranken bezeichnet werden kann, findet sich in der Darstellung eines Eingeborenenkopfes von der Insel Isabel, von dem ein Abguß bei der Expedition d'Urilles im Jahre 1838 genommen worden ist.<sup>1)</sup>

An Stelle der Tätowierung, sagt der genannte Autor, schmücken die Eingeborenen der Bougainville-Straße ihre Körper mit geringelten und etwas erhabenen Narben, die eine Größe von etwa einem Vierpennystück haben und etwa ein drittel Zoll auseinanderstehen. Was nun die Männer betrifft, so sind Schultern, Oberarme und Brust auf folgende Weise gezeichnet: eine doppelte Reihe von Narben beginnt am Schulterblatt jeder Seite und, über den Oberarm und durch die Achselhöhlen durchlaufend, treffen sie am Brustbein zusammen. Die Häuptlinge und deren Söhne haben oft noch eine weitere Linie zu diesen Narben. Obgleich dies die gewöhnliche Mode ist, findet man doch Männer, bei denen sich die Schmucknarben nur auf Brust und Schultern vorfinden oder sich auch nur auf eine Seite des Körpers beschränken. Bei den Weibern sind Schultern, Oberarme und Brüste in gleicher Weise gezeichnet und zwar in Form von doppelten Zick-Zacklinien, kleinen, auf der Spitze stehenden Quadraten, Dreiecken, die mit der Spitze

---

<sup>1)</sup> Plate VI.: Atlas d'Anthropologie, „Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie.“ (Guppy.)

gegeneinanderstehen und Figuren in der Form eines aufrechten und umgekehrten „V“, außerdem haben die Frauen noch Schmucknarben auf der Innenseite der Schenkel. Eine dreifache Reihe über der linken Brust zeichnet die Hauptfrau des Häuptlings der Treasury-Insel aus. Diese Methode der Körperschmückung mit erhabenen Schmucknarben scheint ein Zeichen der Männlichkeit und Weiberreife zu sein, da sie unter den Jüngeren beiderlei Geschlechts nicht vorkommt. Was nun die Art der Erzeugung dieser Schmucknarben betrifft, so konnte Guppy bloß feststellen, daß sie dadurch hervorgebracht wurden, daß man pulverisierten Zunder auf die Haut legte, den man dann entzündete. Um jedoch eine derart dauerhafte und unverlöschliche Narbe zu erzeugen, ist es wahrscheinlich, daß Mittel angewendet werden, durch die sich die Brandwunde in ein eiterndes Geschwür verwandelt. Die helle Farbe dieser Male deutet darauf hin, daß kein Farbstoff bei dem Prozeß angewendet wird. Dieser Gebrauch, die Haut durch Narben, besonders an den Schultern, Brüsten und Schenkeln erhaben zu machen, ist unter den Papuas der Süd- und Südwestküste von Guinea sehr gebräuchlich. Mr. Mosely beschreibt dieselbe Methode des Körperschmucks, die er an den Männern der Admiralitäts-Inseln beobachtet hat.

Eine große Rolle im Sexualleben spielen die Düfte, aber — ich kann mir nicht helfen — ich muß in meiner Ansicht von der Anschauung der meisten sich mit der Psychologie und Physiologie des Sexuallebens befassenden Forscher abweichen. Es ist dies ein gewagtes Beginnen, denn ein gewaltiges Rüst-

zeug an Material steht vielen dieser Gelehrten zu Gebote, mit dem sie beweisen wollen, daß der natürliche Körpergeruch eines der hauptsächlichsten sexuellen Anziehungsmittel sei. Ich glaube dies einfach aus dem Grunde nicht, weil es mit den Tatsachen in so vielfachem Widerspruch steht.

Wäre der natürliche Körpergeruch ein Anziehungsmittel, und noch dazu ein so erfolgreiches und wirksames, warum bemüht man sich, ihn fast überall zu verdecken und zwar dort am meisten zu verdecken, wo der Erotik eine hohe Aufmerksamkeit gewidmet wird? — Man wird mir Beispiele aus dem Tierreiche bringen, aber es ist in keiner Weise nachgewiesen, daß dem Tier der Körpergeruch des anderen Tieres nicht unter allen Umständen, also auch bei mangelnder sexueller Erregung, angenehm ist. Niemand aber wird behaupten wollen, daß der Mensch den Körpergeruch eines anderen Menschen, in erotischer Beziehung also der Mann den Geruch des Weibes, angenehm empfinde, wenn er nicht gerade seinem Sexualinstinkt zu folgen geneigt ist. Und selbst da nicht immer. Es kann sich natürlich hier nur um den Normalmenschen und nicht um die Ausnahmen handeln, die überhaupt an den Gerüchen der Sekrete und Exsekrete Wohlbehagen empfinden.

Wäre nicht diese Entdeckung gemacht worden, daß der spezifische Körpergeruch nicht nur nichts angenehmes, sondern häufig auch nichts sexuell anreizendes an sich habe, ja sogar die gegenteilige Wirkung zur Folge haben könne, dann würde die Benutzung natürlicher und künstlich hergestellter Düfte nicht eine solche Verbreitung ge-



funden haben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich das Weib eines solchen Anziehungsmittels begeben hätte — die künstlichen Düfte spielen bereits in der allerältesten Kosmetik eine bedeutende Rolle — wenn die erotische Wirkung der natürlichen Körpergerüche so über allen Zweifel feststehend wäre.

Wäre das künstliche Parfüm nur eine Erfindung des Zivilisationsmenschen, so könnte man in dieser Beziehung vielleicht dem perversen Geschmack oder besser gesagt, Geruchsinn desselben die Schuld beimessen. Da wir aber das Verdecken des natürlichen Körpergeruches durch Blumen, wohlriechende Blätter, duftige Öle auch bei den Naturvölkern finden, so ist es klar, daß im allgemeinen und normalerweise die Ausdünstung des menschlichen Körpers nicht angenehm und daher auch sexuell nicht anlockend empfunden wird.

Daß inmitten der Ausübung von Sexualakten dieser Widerwille schwindet, hat meiner Ansicht nach nicht in dem erwachenden Lustgeföhle für die natürlichen Körpergerüche seine Ursache, sondern einfach darin, daß in dem ungeheuren Lustgeföhle überhaupt alles angenehm empfunden wird, selbst Schmerzen, weshalb nicht auch sonst unangenehme Gerüche?

Ausführlicher werde ich mich über diesen Gegenstand und meine Anschauungen über Sexualphänomene in meinem diese Materie besonders behandelnden Werke äußern.

In bezug auf die Verwendung von wohlriechenden Dingen zum Zwecke des Körperschmuckes und der damit verbundenen sexuellen Anziehung sind es begreiflicherweise die oft in reichster Fülle und süßestem

Duft den Naturvölkern zur Verfügung stehenden Blumen, die zum Aufputz herangezogen werden.

Die Art ihrer Verwendung läßt vielfach keinen Zweifel über die beabsichtigte Wirkung. Haben wir früher bei den Insulanern der Neu-Hebriden gesehen, wie sie ihre Genitalhüllen mit Blumen schmücken, so können wir wieder häufig hören, daß der Blumenschmuck entweder unter die Achseln gesteckt oder sonstwie an Stellen angebracht wird, wo er augenscheinlich nicht nur dazu dienen soll, zu zieren, sondern auch die Körpergerüche zu verdecken, beziehungsweise durch andere angenehme zu ersetzen.

Das Einreiben des Körpers mit Fett, Farbe usw. geschieht vielleicht neben seinen anderen Gründen, ebenfalls mit der, wenn auch unausgesprochenen Nebenabsicht, den spezifischen Körpergeruch durch einen anderen zu unterdrücken. Europäischer Nasen mag ja das Ersatzmittel ebenfalls nicht behagen, darauf kommt es aber auch gar nicht an, sondern bloß auf den Umstand, daß überhaupt der natürliche Geruch verdeckt werden soll.

Die Verwendung von wohlriechenden Blumen und Blättern, sowie von Duftstoffen ist unter den Naturvölkern fast ebenso sehr unter den Männern, wie unter den Weibern verbreitet.

Die Männer der Salomonsinseln lieben es nach Guppy außerordentlich, sich mit Blumen, besonders den Hibiscus-Blüten (*Hibiscus tiliaceus*) zu schmücken oder mit einem zierlichen Zweig oder einem Farrenwedel. Eingeborene, die Guppy begleiteten, gingen

bei seinen Exkursionen selten vor einer hübschen Blume vorüber, ohne sie zu pflücken und in ihr buschiges Haar zu stecken; und sie hatten es auch gern, seinen Helm in ähnlicher Weise zu verzieren. Zuweilen bekränzt sich der eine oder andere derartig mit Blumen und Blüten, Farrenwedeln und wohlriechenden Blättern, daß ein Botaniker eine hübsche Sammlung zusammenbrächte, wenn er solch einen Eingeborenen einfinge. Außer dem reichen Blumenschmuck, mit dem er sein braunschwarzes, wolliges Haar verziert, steckt er noch zwischen seine Halskette, seine Armbänder Blüten und Blätter zahlreicher wohlriechender Pflanzen, wie *Evodia hortensis* und *Ocymum sanctum*. Es machte ihm augenscheinliches Vergnügen, alle die Pflanzen zu bezeichnen, die zur heimischen Parfümbereitung verwendet werden. Die meisten von ihnen gehören zur Gattung der Lippenblütler, und sind in den ausgedehnten Pflanzungen recht häufig zu finden. Die Weiber schmücken sich selten in dieser Weise. Die der Bougainville-Straße machen ihre dürftigen Schürzen aus den Blättern einer zu den Scitaminaeen (Gewürzlilien) gehörigen Klasse einer Pflanze „bass“ genannt, die, wenn sie zwischen den Fingern gerieben wird, einen angenehmen Geruch ausströmt.

Diese Vorliebe, die Person mit Blüten und duftenden Blättern zu schmücken, wird stets besonders von allen Reisenden, die den westlichen Pazifik besuchten, berichtet. Mr. George Forster erzählt uns, daß das Volk von Tanna und Mallicollo in den Neu-Hebriden stecke sich in ihre Armbänder aus Muscheln Bündel wohlriechender Pflanzen *Evodia hortensis*, zusammen mit den Blättern der Krebsblume und anderer

Pflanzen.<sup>1)</sup> Wir erfahren von Mr. Macgillivray,<sup>2)</sup> und von Mr. Stone,<sup>3)</sup> daß die Eingeborenen des südöstlichen Teiles von Neu-Guinea in ähnlicher Weise es lieben, sich mit Blumen und duftigen Blättern zu schmücken, die sie im Haar und an der Innenseite ihrer Hals- und Armbänder anbringen.

In Samoa steht die Kunst des Parfümierens in hoher Blüte. Auch hier ist der Zusammenhang klar ersichtlich. Krämer schreibt darüber:

„Ehe ich aber in die Aufzählung der Schmucksachen eintrete, geziemt es sich wohl, der Körperpflege im allgemeinen, und auch der Haartracht zu gedenken. Es wurde schon im anthropologischen Teil erwähnt, daß die Samoaner täglich in Süßwasser baden, namentlich aber stets nach anstrengenden Märschen oder Bootfahrten, oder wenn sie im Salzwasser gewesen sind.<sup>4)</sup> Vor solchen Anstrengungen pflegen sie sich stets mit Kokosöl einzusalben, das die Haut vor den sengenden Strahlen der Sonne und im Busche vor den schlagenden Zweigen und dem Regen schützt. Während man hierzu gewöhnliches rohes Kokosöl, lolo genannt, verwendet, dient bei Festlichkeiten, bei Tänzen und zum Einölen der Haare das feinere und parfümierte Öl suau'u, dessen Herstellung eine besondere

---

<sup>1)</sup> „A voyage round the world“ by George Forster, London 1777 (page 276).

<sup>2)</sup> Voyage of H. S. M. Rattlesnake, by John Macgillivray, London 1852.

<sup>3)</sup> „A few Months in New Guinea“ by O. C. Stone, London 1880. (Guppy.)

<sup>4)</sup> Die nicht Badenden nennt man pua'alelo, stinkendes Schwein, mit namusefa, dem Gestanke des sefa-Krauts behaftet (Pratt) auch pepe'a, wie ein Fliegender Hund stinkend.

Kunst der alten Weiber ist. Zur Parfümierung (fa'ao-soosomanogi (Pratt), dient vor allem die Blüte von *Cananga odorata* (moso'oi), vom suni-Baum (*Phaleria* sp.), das mumuta-Gras, seasea und sea, die duftreichen laga'ali-Früchte der *Aglaia edulis* A. Gr., deren Blüten als Kopfkränze Verwendung finden, wie zahlreiche andere.<sup>1)</sup>

Viele dieser Rezepte sind Geheimnis<sup>2)</sup> dieser alten Hexen, die durch den bestrickenden Duft ihrer Öle Zauberwirkungen auf spröde Seelen auszuüben verstehen. So salben sie eine taupou, eine Dorfjungfer, wenn sie von hohen Werbern umgeben ist oder wenn sie für dieselbe eine gute Partie im Auge haben, mit allen erdenkbaren Erzeugnissen ihrer Kunst, und alten Häuptlingen, die um ein Mädchen buhlen, schmieren sie das Extrakt an das Nasenseptum, damit die Umworbene beim Nasengruß die süßen Düfte einsauge. In der Tat halten diese Öle ihren Duft sehr fest und die von mir mitgebrachten Arten, die natürlich nördlich des Wendekreises in eine weiße Masse sich verwandelten (to'a Pratt) waren nach Jahren noch wohlriechend, wenn auch nicht mehr in dem Grade, wie in frischem Zustande. Davon kann man sich in den Sammlungen an nicht zu alten Lendengürteln oder Halsketten, die von hohen Tanzenden getragen wurden, leicht überzeugen. Wenn ich solche Düfte einatme,

<sup>1)</sup> Nach v. Bülow die Blüten von pua, nuanua, Pandanus, usi, mao, manunu, laga'ali, a'aa'a, togai, die Früchte von papano und ififi, die Blätter von moegalo, a'aa'a, laumaile, usi die Rinde von tuemanogi und fuemaga, das Harz der mafoa und der Wurzelstock von mumuta.

<sup>2)</sup> Pratt nennt tu'iāisola ein parfümiertes Oel, dessen Zubereitung geheim gehalten wird. (Krämer.)

so steigt die Erinnerung an die vergangenen Tage viel lebhafter und mächtiger in mir empor, als beim bloßen Betrachten, ja, ich vermochte mich mehrfach noch an einzelne Tänze und Festlichkeiten zu erinnern, die ich fast vergessen hatte.“

Die Zubereitung des rohen Öles, des lolo, ist sehr einfach, indem man die an der Sonne getrockneten Striemen des Kokoskernes, der modernen Copra (popo), nach weiterer Zerkleinerung mit der weiter unten bei der Bereitung des Tapa-Fixativs, des 'o'a, erwähnten Presse auspreßt. So gewann man auch das Kokosöl für den Handel, ehe man den getrockneten Kokoskern, die Copra, verschiffte. Oft ließen auch die Eingeborenen die Kokoskerne über einen Einbaum tageweise in der Sonne liegen, bis das Öl abtropfte. Dies war aber nur sehr rohes Öl. Das feine Öl, das suau'u, wurde folgendermaßen hergestellt:

Fa'apala ist der Name dieses Öls.

Bringe zwei reife Kokosnüsse, kratze sie aus und nimm etwas Wohlriechendes, etwa Sandelholz oder Canangablüten, und knete es zusammen mit dem geschabten Kokoskernmehl. Dann wickle in ein Bananenblatt ein und lasse drei Tage stehen. Dann schabe wieder einige Kokosnüsse, ungefähr zehn. Dann knete wieder mit dem vorigen zusammen.

Diesen Brei nennt man sui; man läßt ihn wieder ungefähr drei Tage stehen. Wieder nimmt man einen Korb alter Nüsse, schabt sie auch, holt wieder neues wohlriechendes Zeug vom Busch und knetet es mit dem gekratzten Nußmehl zusammen. Dann nimmt man es, und knetet es mit dem Stehengelassenen zusammen. Dann erst legt man es in die Sonne. Wenn dann

das Öl heraustritt, dann nimmt man Siapofetzen, taucht sie in das Öl des Breies ein und ringt sie in eine Schüssel aus, bis das Öl alle ist. Dann erst füllt man in Flaschen.

Dieses Öl ist überaus wohlriechend.

Man sieht: die duftenden Gegenstände werden unter der Halskette unter den Achseln angebracht (auf der Innenseite der Armbänder), durchwegs Stellen, die zu einer stärkeren Schweißbildung und damit auch stärkeren Ausdünstung neigen. Die Weiber tragen wohlriechende Schamquasten und Schürzen. Die Lavalava, das Lendentuch der Südseeinsulaner, auch der Samoaner, ist parfümiert, so stark parfümiert, daß der Geruch sich noch nach Jahren deutlich empfinden läßt. Die alten Weiber auf Samoa erzeugen Düfte, die beim Nasengruß den alten Häuptlingen angenehm sein, und, da es sich um Ehestiftung handelt, sexuell erregend wirken sollen.

Dr. Comrie berichtete aus dem östlichen Neu-Guinea, deren Bewohner er als Arzt des „Basilisk“ in anthropologischer und ethnologischer Beziehung studierte, im Anthropologischen Institut von England:

„Die Eingeborenen glauben fest an Liebeszauber, der uns bei günstiger Gelegenheit höchst geheimnisvoll mitgeteilt wurde, doch nur gegen den Preis einer Axt. Er besteht darin, daß man das Gesicht mit einem wohlriechenden Harze einreibt; das andere Geschlecht kann dem so beschmierten nicht widerstehen. Der einheimische Name für diesen Zauber ist túbál.“

Der Beispiele gibt es mehr. Es wird sich mir ja noch im Laufe weiterer Bände meines Werkes Gelegenheit bieten, den Gegenstand eingehend zu be-

handeln. Bemerkenswert möchte ich nur, daß nach meiner Ansicht der „berauschende Duft des Frauenleibes“ von dem soviel gesungen und gesagt wird, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht den natürlichen Körperausdünstungen, sondern anderen den Kleidern, der Wäsche und wohl auch dem Leibe anhaftenden Gerüchen entstammt, und ähnlich wird es sich auch mit dem Duft des Haares verhalten, obwohl hier ganz wohl die Einschränkung gemacht werden darf, daß seidenweiches, wohlgepflegtes und sauberes Haar auch für den Normalmenschen nicht unangenehm riecht. Wie sehr aber gerade Haar fremden Duft annimmt, kann man am besten an Rauchern oder Personen, die sich viel in rauchigen Räumen aufhalten, beobachten. Das Haar solcher Menschen wird meist den fatalen Geruch von erkaltetem Tabakrauch besitzen, falls nicht Pomade, Haarwasser oder auch starke Schweißsekretion verdeckend wirken.

Damit haben wir uns nun einem Gebiet genähert, das bei allen Menschen, also auch den Naturvölkern in sexueller Beziehung eine große Bedeutung hat: dem der Körperbehaarung.

Nach unseren Begriffen reiches Kopfhair findet sich nur bei wenigen Naturvölkern, auch der Bartschmuck ist nur vereinzelt beliebt. Wo der Haar- und Bartwuchs kräftig ist und auch einer gewissen Pflege unterworfen wird, um als Kopfschmuck zu dienen, übt er wohl dieselbe Kraft als Anlockungsmittel aus, wie bei uns, obwohl Haarfetischisten in unserem Sinne bei den Naturvölkern nicht so verbreitet sind.

Sehr oft gilt aber Haar nicht als Zierde, sondern



wird als etwas Entstellendes betrachtet und frühzeitig, dabei möglichst radikal entfernt. Das Kopfhaar wird glatt abgeschoren, seltener rasiert, dagegen alle Haare an anderen Körperstellen sorgfältig ausgezupft. Nicht hierher gehörig ist das Abschneiden von Haaren zum Zwecke der Zauberei, aus religiösen Motiven oder aus medizinischen Gründen.

Sehr verbreitet ist das Entfernen der Haare aus den Achselhöhlen und der Schamgegend.

Kubary erzählt von den Sonsolern, von Eingeborenen der Insel Ponapé und anderen Insulanern, daß sie die Schamhaare von Beginn ihres Wachsens an ausrupfen. Ribbe berichtet von den Shortland-Insulanern: Der spärlich wachsende Bart, der als Ziegen- oder schmaler Backenbart beliebt ist, wird vor allem an der Oberlippe mit kleinen Klappmuscheln (die Muschel gehört zu der Gattung *Tapes*), die als Zange dienen, ausgerissen, dasselbe geschieht teilweise auch mit den Haaren an den Geschlechtsteilen.

Auch in Samoa entfernt man bei den Mädchen zuweilen vom *Mons veneris*, immer aber aus den Achselhöhlen die Haare. v. Bülow meint des Schweißgeruches wegen, was ein neuerlicher Beweis für meine früheren Behauptungen wäre. Die Entfernung geschieht in der Weise, daß man einen Ballen Harz in die Höhlung drückt, ihn dort erhärten läßt und dann samt den daranklebenden Haaren herausreißt. Dieses Verfahren ist auch anderswo vielfach üblich, daneben kommt die Epilation mit einer Muschel oder einem anderen scharfen Gegenstande in Anwendung.

Der Grund der Epilation ist ebenfalls unter den sexuellen Anlockungsmitteln zu suchen.

Große Bedeutung in Beziehung zur körperlichen Schönheit hat bei allen Völkern der weibliche Busen, wenn auch in dieser Beziehung das Schönheitsideal vielfach voneinander abweicht. Ist ja selbst innerhalb derselben Rasse das Ideal eines weiblichen Busens nicht immer das gleiche; auch hier findet man alle Abstufungen von kindlicher Zartheit bis zur reifsten Fülle als besonders anziehend bezeichnet.

Entsprechend der Art, die am meisten sexuelle Anziehung bewirkt, ist auch die Pflege, die den Brüsten zuteil wird. Während ein großer Teil der Völker in einer möglichst hochstehenden Brust das Schönheitsideal erblickt, und sich demgemäß die Weiber bemühen, durch Hochbinden, Hochschnüren vermittelt Gürtel, Korsetts, Mieder und anderer Behelfe diese Form vorzutäuschen, ist es wieder bei anderen Völkern, namentlich Naturvölkern, das Bestreben vieler weiblicher Individuen, den Busen möglichst rasch und dabei möglichst tief zum Senken zu bringen, ihm die charakteristische Zigeneuterform zu geben.

Die Bedeutung dieses Sexualorganes für die Ernährung der Kinder spielt übrigens bei den Naturvölkern eine ebenso wichtige, wenn nicht noch wichtigere Rolle, als das erotische Moment, und manche Prozedur, die mit den weiblichen Brüsten vorgenommen wird, hat sehr viel weniger mit der Erotik als vielmehr damit zu tun, dem Kinde möglichst bequem und ohne bei der Feldarbeit behindert zu sein, Nahrung zu spenden. Nachdem die Weiber bei ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit — wenn man die Art ihrer Feldbestellung so nennen darf — ihre Sprößlinge auf dem Rücken mit sich schleppen, und es für unbequem

halten, das nach Nahrung schreiende Kind mit Unterbrechung der Arbeit an die Brust zu nehmen, so ziehen sie es vor, die ohnehin von Natur aus viel dehnbareren Brüste durch Ziehen so zu verlängern, daß sie dem Kinde die Nahrungsspenderin entweder über die Achsel hinweg oder durch den Arm durch zu reichen vermögen.

Es ist begreiflich, daß auf die Entwicklung der weiblichen Brust großer Wert gelegt wird und deshalb werden auch allerlei medizinische und magische Künste — bei den Naturvölkern sind beide Dinge meist gleichbedeutend — angewendet, um das Gedeihen des Busens zu fördern.

Aus Zentral-Australien berichten Spencer und Gillet folgenden Brauch:

Um bei einem Mädchen das Wachsen der Brüste zu befördern, versammeln sich die Männer in der Ungunja oder dem Männerlager, wo sie sich zu gemeinsamen Gesängen vereinigen. Der Text enthält eine Anrufung an die Brüste, daß sie wachsen mögen, während andere Lieder wieder Zaubersprüche über Fett, roten Ocker und Fellarmbänder sind, Gegenstände, die von den Gammona, das sind die Brüder der Mutter des Mädchens, mitgebracht werden. Bei Tagesanbruch begibt sich nun einer dieser Männer zu dem Mädchen und ruft die Novizin zum Ungunja, wohin sie sich, von der Mutter begleitet, begibt. Hier wird ihr der ganze Körper von den Gammona mit Fett eingerieben, die ihr dann eine Reihe gerader Linien mittels roten Ockers auf dem Rücken, auf dem Bauch und in der Mitte der Brust malen. Um jede Brustwarze wird ein weiter Kreis gezeichnet und unter-

halb jedes Kreises kommt ein gerader Strich. Lange Fransen von Opossum-Fellstreifen werden ihr nun um die Schultern und um die Armgelenke gehängt, Halsringe und Kopfringe dienen als weiterer Schmuck und eine Anzahl von Schwanzendchen werden ihr in der Weise am Kopf befestigt, daß sie über Stirne und Ohren herabbaumeln. Alle Gegenstände sind jedoch vorher durch Zaubergesänge gewissermaßen magisch geweiht worden.

Nach dieser Zeremonie wird das Mädchen von der Mutter in den Busch gebracht und hat hier so lange zu verweilen, bis die *ilkinia*, die Linien, verschwunden sind, worauf das Mädchen wieder ins Lager zurückkehren darf. Die bezauberten Schmuckgegenstände hat das Mädchen solange zu tragen, bis sie gänzlich abgenutzt sind.

Diese Zeremonie bildet jedenfalls einen Teil der Mannbarkeitszeremonien, denen sich die Mädchen zu unterwerfen haben und dürfte vielleicht eine Einleitung derselben sein. Über den Erfolg dieses Aktes läßt sich natürlich nichts sagen, da derselbe eben in einer Zeit vorgenommen wird, die der natürlichen körperlichen Entwicklung und demgemäß auch dem Anschwellen der Brüste vorangeht.

## Neuntes Kapitel.

# Die Erotik in Tanz und Gesang.

Der Tanz in seiner Beziehung zur Erotik. — Die stärkere oder schwächere Betonung der Erotik beim Tanze. — Die Pflege des Tanzes bei den Australnegern. — Männertänze und Weibertänze. — Gemeinschaftliche Tänze. — Die erotische Wirkung der Tänze. — Tanz und Geschlechtsverkehr. — Ein australisches Märchen. — Der Tanz als Anlockungsmittel. — Promiscuität bei Tanzfesten. — Die Ausartungen der Corroborrees. — Aufhebung der tabu-Gesetze bei Corroborrees. — Polynesische Volksfeste. — Ein Schweinefest. — Laszive Tänze auf Tahiti. — Der „Hula-Hula“. — Erotische Clubs. — Der Tanz auf Samoa. — Der Werbetanz. — Der Schmetterlingstanz. — Tag und Nachttänze. — Der Nackttanz. — Samoanische Schilderung eines Tanzfestes. — Orgien bei den Tanzfesten. — Die Erotik im Liede. — Wenig erotische Lieder. — Begründung dieses Mangels. — Fehlende Berichte über dieses Thema. — Poesie aus der Südsee. — Obszöne Lieder. — Ein obszönes Lied der Watschadies. — Obszöne Lieder auf Samoa. — Ein obszöner Kawagesang.

„Einen nicht unwichtigen Faktor der Erweckung der Liebe zum anderen Geschlecht müssen wir bei einer großen Zahl der Naturvölker in ihren Tänzen erkennen. Selten tanzen beide Geschlechter gemeinsam, meistens aber findet der Tanz der Männer vor der Korona der Weiber statt und wenn sie geendet haben, dann beginnen die Weiber den Tanz und die Männer bilden die Zuschauerschaft. Aufmerksam folgt das prüfende Auge den Bewegungen und Formen des

anderen Geschlechts und unzweideutig drücken sehr oft die Tänze erotische Motive aus. Bei den Weibern sind Schwenkungen und Drehungen des Mittelkörpers ganz gewöhnlich. Das sind Bewegungen, die sich in der Südsee und bei afrikanischen Völkern vorfinden.“ (Ploß.)

Diese enge Verbindung von Erotik und Tanz wird von allen sich mit der Ethnologie und Anthropologie der Naturvölker beschäftigenden Forschern und Beobachtern bestätigt. Diese Verbindung ist vielleicht unter allen erotischen Anlockungsmitteln die uns verständlichste, denn der Tanz hat ja die gleiche Rolle auch bei den Zivilisationsvölkern zu spielen. Zweck und Wirkung aller Tanzveranstaltungen sind in ihren letzten Endpunkten die Erweckung und Betätigung erotischer Empfindungen. Allerdings muß eingestanden werden, daß die erotische Empfindung bei sittlich gut erzogenen und sexuell noch schwach empfindenden jungen Menschen vor der reinen Lust an Musik und harmonischen Körperbewegung so sehr in den Hintergrund treten kann, daß sie den betreffenden Individuen gar nicht zu Bewußtsein kommt. Zweifellos trifft dies auch bei Naturvölkern zu, die ja auch Tanzfeste ohne jeden erotischen Beigeschmack haben. Solche Fälle sind aber die sehr viel selteneren und müssen zu den Ausnahmen gerechnet werden. An der Tatsache von der erotischen Bestimmung des Tanzes können sie nichts ändern.

Ellis weist daher ebenfalls mit Recht auf diese Tatsache hin und bringt zur Erhärtung seiner Behauptungen eine Anzahl interessanter Beispiele aus dem Völkerleben, wobei für uns hier nur die auf Australien und Ozeanien bezüglichen Stellen Interesse haben.

Bei den Australnegern ist der Tanz sehr hoch entwickelt und steht in engster Verknüpfung mit dem Geschlechtsleben. So sagt ihr bester lebender Kenner Samuel Gason vom Tanze des Dieyerie Stammes: „An diesem Tanze nehmen nur Männer und Weiber Teil und halten vorzüglich Takt zu dem Rasseln der zusammengeschlagenen Bomerangs und dem Händeklatschen von ein paar Weibern. Auf den Tanz folgt promiscue Geschlechtsgenuß, bei dem keine Eifersüchtelei geduldet wird.“ Von einem Herbstfeste berichtet er: „Dem Tanzfeste gehen wochenlange Vorbereitungen voraus, Streitigkeiten sind verboten, während des Festes herrscht geschlechtliche Promiscuität.“ Diese Tatsachen zeigen, daß Geschlechtsverkehr ein erlaubter, wahrscheinlich ein wesentlicher Bestandteil dieser Tanzeremonien ist.

Das geht auch daraus hervor, daß bei anderen Festlichkeiten offener Geschlechtsverkehr nicht erlaubt ist. So herrscht beim Mindarie (einem Friedensfeste zwischen verschiedenen Stämmen) freudige Aufregung vor dem Feste, das gewöhnlich beim Vollmonde gehalten wird und die ganze Nacht dauert. Die Männer sind künstlerisch bemalt und mit Federn geschmückt, die Daunfedern sind mit aus einer Wunde am Penis entnommenen Blute angeklebt, Büschel von Zweigen sind an die Knöchel gebunden und rasseln beim Tanze. Geschlechtsverkehr findet nur heimlich statt und ist dann Anlaß zu Streitigkeiten.

Brough Smith, der betont, daß Geschlechtsverkehr zwischen gewissen australischen Stämmen streng verboten ist, berichtet, daß bei „Corroborrees“ die Weiber der Häuptlinge etwa zweihundert Fuß vom Tanz-

platze entfernt an kleinen Feuern sitzen und daß sie so von den jungen Männern gefunden werden und sich diesen hingeben, worauf die Männer weiter tanzen.

Bei diesen Tänzen tanzen bald beide Geschlechter zusammen, bald jedes für sich allein. Eyre gibt von einem Tanze folgende Schilderung: Weiber sind dabei meist beteiligt, ihre Körper sind mit weißen Streifen bemalt, die Haare mit Kakadu-Federn geschmückt. Sie tragen lange Stöcke und strecken dieselben in einer Reihe vor, während die Männer mit ihren Speeren hinter ihnen stehen. Dann fangen sie alle ihre Bewegungen an, aber jedes Geschlecht bleibt dabei unter sich. Manchmal reichen die Frauen über die Köpfe weg einander die Hände, schließen die Fersen und berühren einander mit den Knien. Die Oberschenkel werden dann nach außen bewegt, während Füße und Hände in der anfänglichen Stellung bleiben. Dann werden die Beine wieder schnell nach innen gebracht und geben beim Zusammenschlagen ein starkes Geräusch. Die jungen Mädchen machen das für sich oder in kleinen Gruppen nach. Manchmal bewegt sich auch eine einzelne Frau so vor einer Reihe von Männern, um sie zu erregen.

Ein hübsches australisches Märchen von zwei geflügelten Schwestern, die männerscheu waren, und von ihrer Umwerbung durch Männer zeigt, daß selbst unter den Australnegern, deren Liebesleben man sich meist sehr roh denkt, die Erkenntnis herrscht, daß der Mann durch Schönheit und Anmut und Galanterie in der Werbung obsiegt.

Unahanach, der Liebhaber in diesem Märchen, kam heimlich zu dem Flusse, wo die Mädchen badeten



und ließ sich schließlich, auf einem hohen Baume sitzend, von den Mädchen sehen. Die Mädchen waren erstaunt, hielten es aber für ungefährlich, den Eindringling anzusehen. Er war jung und beweglich, aber so stark, daß er es mit dem stärksten Emu und selbst mit dem alten Kängeru-Manne aufnehmen konnte, in der Jagd hatte er keinen seinesgleichen und das Bewußtsein der Kraft gab seinem Äußern eine Würde, daß ein Blick die Furcht der Mädchen beschwichtigte.

Seine großen, glänzenden, von weichen schwarzen Wimpern beschatteten Augen, sahen bewundernd nach ihnen und sein volles schwarzes Haar hing um ein wohlgeformtes Gesicht, das von Emu-Fett glänzte, mit dem es reichlich bedeckt war. Schließlich bewegt er sie, mit ihm zu sprechen und bringt sie allmählich dazu, ihn Ehemann zu nennen. Dann gingen sie mit ihm fort ohne einen Gedanken von Flucht in ihrem Herzen.

Bei den westlichen Stämmen der Torres-Straße findet ein Mann Gnade in den Augen der Frauen, wenn er gut tanzt, oder wie es ein Mabuigg Häuptling ausdrückte, „wenn in England ein Mann viel Geld hat, wollen ihn die Weiber heiraten, hier wollen sie ihn auch haben, wenn er gut tanzt.“

Von den Bewohnern der Wanigela-Mündung in Neu-Guinea heißt es: „Wenn ein Bursche ein Mädchen verehrt, so sieht und spricht er sie nicht an und sucht sich nicht zu nähern, dagegen legt er seine Neigung durch athletische Sprünge und eigenartige Posituren an den Tag, durch Verfolgen und Speerwerfen hinter imaginären Feinden, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Wenn das Mädchen seine Neigung erwidert, so schickt es ihm durch ein kleines Mädchen die Ugauga

gauna oder Liebeseinladung, die aus einer Arecanuß besteht, mit Einritzungen auf ihrer Rinde, die ihre Neigung zum Ugauga ausdrücken. In der Dämmerung schleicht er sich nach dem Stelldichein, setzt sich eng an sie heran und sie verzehren nun zusammen eine Betelnuß.“

Das macht die Verlobung aus, und nun kann er das Haus des Mädchens besuchen und dort schlafen. Hochzeiten finden meist bei dem größten Feste des Jahres, dem Kapa, statt, für das drei Monate lang Vorbereitungen getroffen werden, damit ein reichlicher Bananenvorrat da ist. Die unverheirateten Mädchen tanzen viel bei diesem Feste und werden dazu auf der ganzen Vorderfläche ihres Körpers, besonders auf der unteren Bauchgegend reichlich tätowiert, da ein nicht ordentlich tätowiertes Mädchen keinen Reiz für den jungen Mann hat.

Verheiratete, verwitwete und geschiedene Frauen dürfen zwar auch an dem Tanze teilnehmen, machen sich aber durch ihre Beteiligung lächerlich.

Bei vielen australischen Stämmen gibt es recht oft besondere Gelegenheiten, bei denen der Geschlechtsverkehr mit Weibern, und zwar auch solchen, die anderen Männern angehören, gestattet ist. So ist es bei zahlreichen Stämmen sehr gebräuchlich, jede Zügellosigkeit zu Zeiten zu gestatten, in denen viele Eingeborenen zusammenströmen, um gewisse Tanzfeste zu feiern. Oft von recht weither kommen da die Eingeborenen und es scheint, daß dann alle Ehegesetze während dieser Zeit fast gänzlich außer Kraft gesetzt sind. Jeden Tag werden einige Weiber geheißt — wenigstens ist dies bei vielen Stämmen der Fall —

auf dem Corroborree-Platze aufzuwarten, manchmal bloß während des Tages, manchmal bloß während der Nacht, und alle Männer, ausgenommen diejenigen, die Väter, ältere und jüngere Brüder und Söhne sind, haben mit den Weibern Geschlechtsverkehr. Wenn ein gewöhnliches Corroborree veranstaltet wird, das zumeist drei bis vier Wochen dauert, halten sich die Weiber auf dem Festplatze auf, da gewöhnlich nichts vorkommt, was als geheiligt den Weibern verborgen bleiben müßte. Im Falle jedoch geheiligte Zeremonien stattfinden, werden die Weiber erst am Abend heraufgebracht. Bei den Arunta pflegt im Verlaufe eines gewöhnlichen Corroborree ein älterer Mann zu seinem Schwiegersohn zu sagen: „Geh mit meiner unawa in den Busch und bringe undattha altherta (das gebräuchliche Corroborree-Schmuckmaterial) mit.“ Der jüngere Mann geht dann mit dem Weibe, das seine Mura ist, und mit dem er unter gewöhnlichen Umständen weder gehen noch sprechen darf, viel weniger eheliche Gemeinschaft pflegen, aus und verkehrt mit dem Weibe bei dieser Gelegenheit geschlechtlich. Mann und Weib kehren ins Lager zurück, der erstere trägt die haarigen Samenkronen, die letztere die grünen Zweige, mit denen die Männer, die den Tanz ausführen, sich schmücken. Wenn alles fertig ist, werden die Weiber, die mit den Männern den Tag verbracht haben, mit rotem Ocker gefärbt und begeben sich nach dem Weiberlager, um die anderen Weiber und die Kinder zu versammeln. Es herrscht der Glaube, daß der Geschlechtsverkehr gewissermaßen die Festvorbereitungen und das Fest selbst unterstütze, indem es die Teilnehmer zu einer besseren und exakteren Tätigkeit bringe und auch

verhindere, daß deren Schmuck abfalle. Bei manchen Stämmen ist dieser Geschlechtsverkehr viel bemerkenswerter, als bei anderen. Bei den Warramunga sind diese Vorkommnisse fast regelmäßig mit den Festen verbunden und werden Nacht für Nacht während der heiligen Zeremonien sexuelle Orgien begangen. Bei einigen Gelegenheiten ist das gegenseitige Weiber- verleihen ganz allgemeiner Natur, bei anderen wieder beschränkt es sich auf die eine oder andere Hälfte des Stammes. So kommt es denn vor, daß das eine Mal die Männer ihre Weiber den Männern der anderen Hälfte, das andere Mal, daß sie die Weiber wieder nur den Männern der eigenen Hälfte leihen. Wie es in einem solchen Falle während der Feier einer langen Reihe von heiligen Zeremonien zugeht, illustriert am besten folgende Schilderung eines typischen Abends mit Beziehung auf den Wollunqua-Totem (eine Art dicker Schlange) in dem Warramunga stamme, die Spencer und Gillet liefern: Zwei Thapungartimänner brachten ihre Weiber nach Einbruch der Dunkelheit auf den Festplatz, während alle übrigen Männer mit Singen beschäftigt waren. Die Weiber wurden dicht dabei, aber im Gebüsch versteckt, plaziert. Die zwei Thapungarti tauschten dann ihre lubras aus, und jeder der Männer vollzog mit der Frau des anderen den Coitus. Dann führte einer der beiden einen Tjapeltjeri zu seiner Frau, der mit ihr Umgang pflog. Daraufhin begaben sich die Thapungarti mitten auf den Festplatz und luden die Tjambinmänner, die da waren, ein, sich zu den lubras hinauszubegeben, indem sie die Männer beim Arm faßten, als ob sie dieselben vom Boden aufheben wollten. Die Tjambinmänner wollten aber diese

Einladung nicht annehmen und daher wurden die Weiber in ihr eigenes Lager zurückgeschickt. Bei den Warra-munga ist dieses Anbieten der Weiber an Männer, die das Angebot zurückweisen, nicht selten. In dem Augenblick waren eben die Männer, denen die Frauen offeriert wurden, Blut- oder Stammesbrüder der Weiber. Ein wenig später brachte ein alter Tjapeltjerimann, der Häuptling des Totems, eine seiner lubras herauf, und, indem er sie dicht daneben in einem Busche sich niederlassen geheißen, ging er zu einem Tjupilamann, der dem Worgaiastamme angehörte und des Weibes Stammesvater war. Nachdem er ihm ins Ohr geflüstert, führte er ihn zu dem Platze, wo das Weib versteckt war, und daraufhin hatte der Tjupila mit der Frau geschlechtlichen Verkehr. Währenddem begab sich der Tjapeltjerimann in den Kreis der Festteilnehmer und setzte sich nieder, in den Gesang der anderen Männer einstimmend. Der Tjupilamann kam zurück und umarmte ihn von hinten, während wieder der Tjapeltjeri dem anderen Arm und Beine rieb. Dann kam der Tjapeltjerimann zu einem Thungalla und nahm ihn zu der lubra, und hierauf lud er Tjupilamänner (des Weibes Stammesväter) und Thakomaramänner (des Weibes Stammesbrüder), ein, aber sie alle lehnten ab und blieben auf der Erde sitzen, obwohl der alte Tjapeltjerimann von einem zum andern ging und sie vom Boden aufzuziehen versuchte. In diesem besonderen Falle, war, ungleich den sonst bei einem gewöhnlichen Corroboree herrschenden Prinzipien, oder in Verbindung mit manchen geheiligten Zeremonien, bei denen ein Weiberaustausch stattzufinden hat, bis zu einem gewissen Grade eine bestimmte Ursache, daß man gewisse

Weiber heraufbrachte und die Einladung ebenso an gewisse Männer richtete. Die Zeremonie, mit der diese Einladungen verbunden waren, bezog sich auf eine Gruppe von Tjapeltjerimännern und ebenso Thapungartimännern. Es war nämlich von den Tjupila, Thakomara, Thungalla und Tjambinmännern ein Zeremonienwall (mound) errichtet worden und diesen Männern wurde daher der Gebrauch der Weiber angeboten. Alle, bis auf einen der Stammesväter, die Tjupila wie die Thakomaras lehnten die Einladung in diesem Falle ab, die Tjambinmänner in dem anderen. Meist aber ist, wenn ein Teil des Stammes ein solches Fest veranstaltete, der andere Teil überhaupt nicht anwesend. In allen übrigen Fällen war regelloser Verkehr nicht strafbar.

Bei den Polynesiern bildet der Tanz die Hauptbelustigung. Tänzer und Tänzerinnen treten in einen Kreis von Zuschauern, die, bis die Reihe an sie kommt, den Takt schlagen, der auch durch einen hölzernen Trommelkasten angegeben wird. Unzüchtige Hüftbewegungen, seltsame Verdrehungen der Glieder, ruckweise Bewegungen des Rumpfes bilden die Hauptmomente dieser lüsternen Mimik, wo Männer und Frauen sich kreuzen, um einander sich drehen und einander streifen, bis sie nach etlichen Minuten erschöpft hinstinken, um anderen Künstlern Platz zu machen. Hupahupa heißen diese Tänze auf den Paumotuinseln und die Markesaner veranstalten Volksfeste, Koika, auf denen gemeinschaftlich geschmaust und getanzt wird. Einem französischen Augenzeugen verdanken wir die Schilderung eines solchen Koika. Die Männer erscheinen dabei in Nationaltracht, d. h. mit dunklen

Federbüschen höher wie die Bärenmützen der Grenadiere. Ein Opfer eröffnet das Fest. Es waren etwa 1500 Personen gegenwärtig, die gleichzeitig gespeist wurden. Um die passende Stunde erschienen in Procession mindestens hundert Eingeborene, die ganze gebratene Schweine, Früchte und Piroguen voll Popoi (Brotfruchtbrei) herbeitrugen. Bei der Verteilung der Lebensmittel entstand nicht die geringste Verwirrung, sodaß man vermutete, jedermanns Platz und jedermanns Portion sei schon durch herkömmliche Anordnung im vorhinein bestimmt gewesen. Gegen 4 Uhr nachmittags, beim Aufsteigen der frischen Brise, begannen die Tänze von neuem. Sie wurden von einem halben Dutzend Frauen eröffnet, sämtlich Witwen, die zu Ehren ihrer Abgeschiedenen einen Totentanz aufführten. Sie entblößten sich dazu aller ihrer Kleider und suchten durch Pantomimen ihre innere Trauer darzustellen, auch fehlte diesen traurigen Bajadern nicht der Ausdruck allgemeinen teilnahmsvollen Bedauerns, als sie von der Schaubühne sich entfernten. Dann wurde das berühmte „Comumu Puaca“ (die Schweinshymne) aufgeführt. Wer der Dichter dieses musikalischen Ballets gewesen ist, wird uns leider verschwiegen, seine Eigentümlichkeit besteht aber darin, daß die Tänze der Frauen im Chor von einem allgemeinen Schweinsgrunzen begleitet werden. Nie hat sich wohl die schaffende Phantasie an einen schmutzigeren Gegenstand gewagt, die Nukuhiwier indes gerat bei Aufführung dieses Nationalgesanges in die höchste Verzückung. Nach Sonnenuntergang fand eine Fackelprocession zu den Tiki „Götzen“ und ein abermaliges Opfer statt. Als die Franzosen am dritten

Tage nach dem Koika zurückkehrten, war das Volksfest im Erlöschen. Der Anblick war aber kein heiterer, sondern im höchsten Grade widerlicher. Der Genuß von Kawa und von Namu hatte die meisten überwältigt. Ermattet lagen alle umher und erhoben kaum die Augen mit trüben Blicken. Die Damen, die so stolz auf ihren Haarputz zum Feste gezogen waren, kümmerten sich nicht mehr darum, daß nur noch Fetzen um sie herumhingen und die Blumen entblättert waren. Eine Schwüle schwebte über der Versammlung, überall glitt der Fuß aus auf Überresten der Mahlzeit, ein saurer Geruch peinigte die Nerven und Wolken von Moskitos labten sich in dieser verpesteten Atmosphäre. Das aber ist Zweck und Ende eines jeden Koika. Die Penryhninsulaner fröhnen mit Vorliebe dem Pehu oder der Zeremonie des Gesanges, den freiwillige Hautaufritzungen begleiten. Auf Tahiti sind die Tänze, die frühere Hauptbelustigung, von der so leicht verletzlichen französischen Polizei wegen ihrer Unzüchtigkeit verboten worden und werden nur an großen Festen geduldet. (v. Hellwald.)

Dr. Buchner hatte Gelegenheit einem Hula Hula beizuwohnen und entwirft von diesem jetzt immer seltener werdenden Tanze folgende Schilderung:

„Der Hula Hula genießt den Ruf unter den vielen lasziven polynesischen Tänzen der laszivste zu sein, und was ich davon, obgleich abgeschwächt durch die dem Fremden gegenüber stets beobachtete größere Zurückhaltung zu sehen bekam, schien mir dies wohl zu rechtfertigen.

Zuerst setzten sich die Tänzerinnen sowohl als auch die Musikanten mit gekreuzten Beinen in zwei



Reihen auf den Boden und erhoben einen gellenden Wechselgesang, indem sie bald langsam und feierlich, bald rasch und leidenschaftlich den Oberkörper und die Arme hin- und herwarfen und kleine birnenförmige Kalebassen, die mit Steinchen gefüllt waren, in den Händen schüttelten, was einen heillosen rasselnden Lärm hervorbrachte. Die Melodie, zwar ewig in zwei Sätzen wiederkehrend, war viel komplizierter, als die beim Haka der Maori und beim Meke-Meke der Viti gehörten. Die zwei Tänzerinnen trugen einen dem Hula Hula eigentümlichen Schmuck um die nackten Knöchel, bauschigste Wülste aus dunkeln Vogelfedern, zwischen denen Hundezähne befestigt waren. Sie hatten nicht den gewöhnlichen langen losen Talar an, sondern eine Art Mieder und aufgeschürzte, um die Taille gebundene Röcke. Ehemals beschränkte sich das Tanzkostüm auf Blumenkränze in den Haaren und um die Brüste, auf die Knöchelwülste und auf ein kurzes Röckchen, das nur dazu diente, emporgeschnellt zu werden. Jetzt herrscht beim Hula Hula in der Regel ein höherer Grad von Bekleidung bis zu jener höchsten Dezenz hinauf, die Pluderhosen vorschreibt. In vertrauten Kreisen soll allerdings die ursprüngliche Einfachheit noch immer sehr beliebt sein. Nach einiger Zeit sprangen die beiden Frauenzimmer auf und begannen nun stehend, ohne ihre Plätze zu verändern, unter den nämlichen wilden Gebärden, unter dem nämlichen wilden Schreien und Rasseln, höchst unzüchtige Bewegungen mit dem Becken zu verüben. Immer hastiger und erregter wurde ihr Toben, die Blumenkränze flogen zerrissen zu Boden und die braunen Zuschauer hinter unseren Stühlen gerieten in Be-

geisterung, lachten laut und klatschten entzückt in die Hände und beteiligten sich an dem Vergnügen, indem auch sie dieselben Hüftenbewegungen machten, so weit es der dicht gedrängt volle Raum gestattete. Nach mehrmaligen Pausen ging es immer in derselben Weise fort, die Variationen schienen nur im Texte zu liegen, den wir nicht verstanden. Einmal warfen sich die Musikanten, die sitzen geblieben waren, auf alle Viere nieder und führten in dieser Stellung wahrhaft bestialische Zuckungen aus.“

Die Tahitier sollen schon vor ihrer ersten Berührung mit Europäern in geschlechtlicher Beziehung sehr frei und raffiniert gewesen sein. Aber noch zur Zeit des ersten Besuches von Cook zeigten sich Spuren der ursprünglichen engen Beziehung zwischen Tanz und Werbung. Cook beobachtete einen Timorodi genannten Tanz, der immer ausgeführt wurde, wo acht oder zehn junge Mädchen zusammenkamen; er bestand aus äußerst lasziven Bewegungen und Gesten, in denen sie von früher Kindheit auf geübt werden, mit einem Texte, der womöglich solche Vorstellungen noch deutlicher ausdrückt. Aber eine Frau durfte diese den Mädchen gestattete Übung nicht mehr ausführen; so bald sie diese hoffnungserfüllten Anschauungslektionen in die Praxis übersetzen konnte, war ihr ihre Darstellung verboten.

Cook berichtet aber, daß dieses Verbot nicht für die privilegierte Klasse der Areoi galt, denn er hatte gehört, daß bei ihnen dieser Tanz manchmal als ein Vorspiel des Geschlechtsgenusses stattfindet. (Ellis.)

Eine andere hier zu erörternde Einrichtung ist der Geheimbund der „Ingiet“, dem viele Kanaker auf

der Gazellehalbinsel angehören. Etwas näheres darüber ist Schnee, der davon berichtet, trotz verschiedener Versuche nicht bekannt geworden. Auch die schon längst zum Christentum bekehrten Häuptlinge hüllen sich darüber in Schweigen. Sie nennen zwar auf Befragen einen jeden, der ein „tena ingiet“ ist, ein Mitglied des Geheimbundes, sind aber nicht zu eingehenden Mitteilungen zu bewegen. Das einzige, was nach außen hin klar in die Erscheinung tritt, ist, daß die zur Ingiet gehörigen Personen kein Schweinefleisch essen, ferner, daß in größeren Abständen Tanzfeste, „marawot“ genannt, gefeiert werden. Der Platz der zum Tanz, wie überhaupt zum Gebrauch der Gemeinschaft bestimmt ist, heißt gleichfalls marawot. Der Eintritt in den Bund der Ingiet wird durch Zahlung von Muschelgeld erkaufte. Der Eintretende erhält einen neuen Namen. Es wird erzählt, daß es bei den Versammlungen der Ingietmitglieder obszön zugehen soll.

Die Maskentänze, die Schnee auf Neu-Mecklenburg gesehen hat, stellten fast alle geschlechtliche Vorgänge dar, die Beobachtungen aus der Tierwelt entnommen zu sein schienen. Eine oft im Maskentanz aufgeführte Szene ist das Liebeswerben der männlichen Maske um die weibliche Maske — die Maskentänze werden aber ausschließlich von Männern veranstaltet — das Hinzukommen eines Nebenbuhlers in Maske, der den ersten Liebhaber vertreibt und schließlich Erhörung findet.

Ausführliche Schilderungen über die Tänze auf Samoa und ihre Beziehungen zur Erotik verdanken wir Kubary und Krämer. Ersterer schildert besonders das Liebeswerben im Tanze:

„In dem am Tage so ruhigen Samoa sammeln sich zum Abend die jungen Leute beiderlei Geschlechts auf dem Malae. Ein junger Krieger mit wohlgepflegtem Äußern steht bei einer Schar junger Mädchen. Er steht aufrecht und gestikuliert mit den erhobenen Armen derart, daß der ganze Kopf schüttelt. Er stampft mit dem Fuße, er tritt hervor und zieht sich zurück, er streckt den Arm hervor, als wäre er mit einem Speer bewaffnet, dann wieder schwingt er ihn im Kreise herum, als sei er im Begriffe, mit einer Keule den Feind zu zerschmettern. Zweifellos ist er ein Krieger, der seinen Zuhörerinnen seine Taten, seine Siege erzählt. Diese sind ganz Ohr und Auge. Man sieht es, welch mächtigen Eindruck seine Erzählungen auf die jungen Mädchen macht, die ihm begeisterte Zurufe spenden. Darauf fordert er einige Genossen zu einem gemeinsamen Gange auf. Unser Erzähler ist der Vorsänger, alle Anwesenden bilden den Chor, jedoch das Singen dauert nicht lange.

Der Krieger steht auf und stellt sich einer der schönsten Jungfrauen gegenüber. Sie zögert, ja beinahe unwillig läßt sie sich von ihren Freundinnen herzu drängen und von dem hübschen Tänzer ins Freie herausziehen. Sie steht nun im Kreise und mit niedergeschlagenen Augen mit ihren zarten Fingern das die üppigen Hüften umgebende Lavalava glättend, stellt sie das Bild einer süßen Verzagtheit dar. Der Chor, die Tänzer bereit sehend, ändert den Gesang und fängt im Takte des gewöhnlichen Tanzes ein Lied an, anfangs langsam und leise, stufenweise lebhafter und lauter. Schauen wir unseren Tänzer an.

Er erhebt seine Arme und um sein Haupt Kreise

ziehend, schlägt er den Takt mit den Fingerspitzen. Seine Füße bewegen sich ohne den Boden zu berühren, er scheint ihn von sich abstoßen zu wollen. Er erhebt sich in höhere überirdische Regionen, seiner Tänzerin, der er die Seite zukehrt, noch nicht gewahr. Sie schlägt ebenfalls leise den Takt mit den Fingern und ihre Füßchen stoßen gleich ihm den Boden ab. Beide schweben einem höhern Gebiete zu . . . und hier werden sie sich gewahr. Der Ausdruck des Gesichts des Tänzers, jede Bewegung seiner Glieder, seines ganzen Körpers drücken Erstaunen und Entzücken aus. Sie ist wie eine Göttin, blickt gleichgültig, ja, um sich des Eindringlings zu erwehren, flieht sie, den kleinen Mund spöttisch verziehend, ihm aus dem Wege. Er fürchtet sie zu verscheuchen und sucht sie durch Flehen anzulocken. Er steht unbeweglich durch jede Bewegung seines Körpers das Bitten ausdrückend. Er streckt sehnsüchtig seine Arme aus, er bewegt sie leer vor dem Antlitze, Abwesenheit andeutend, er drückt seine Brust, um sie vor dem Zerplatzen zu schützen. Er bittet und fleht. Und siehe! bewältigt durch solch Übermaß des Gefühls lächelt die schöne Tänzerin anmutig. Mit gesenktem Blicke, mit nach hinten gebeugtem Haupte streckt sie ihre Arme ihm entgegen . . . sie ergibt sich . . . Der berauschte Tänzer glaubt noch nicht seinen Augen. Rückwärts gebogen, steht er mit aufgerissenen Augen unbeweglich, einem Steine gleich. Schon rast er in einem chaotischen Netze von Sprüngen und Grimassen wie ein vom Speer getroffener Fisch. Er ist schon neben ihr . . . aber der Unvorsichtige! Anstatt das sich anbietende Glück zu ergreifen, be-

ginnt er der Willigen bittere Vorwürfe ihres Zauderns halber zu machen. Er droht ihr mit dem Finger, er schüttelt den Kopf, verdreht die Augen . . . und wie er sich ihr endlich nähern, sie ergreifen will, entweicht sie ihm wie ein vom Winde hinweggerissener Nebel und flieht höhnisch lächelnd nach der andern Seite des Kreises zum unendlichen Ergötzen der Zuschauer, die die zauberische Verführerin nicht genügend loben und über das Unglück des ungeschickten Bewerbers sich nicht genug freuen können. Der letztere natürlich ganz aus den Wolken gefallen, begreift kaum, was geschehen.

Schmerzlich enttäuscht führt der Tänzer die verzweiflungsvollsten Grimassen aus, aber er sinnt auf Rache. Er steht wieder dicht neben ihr, aber nicht als flehender Bewerber. Jede seiner Bewegungen atmet jetzt unverhüllte Bosheit, mitleidslose Verhöhnung. Mit spöttisch gezücktem Zeigefinger droht er, ihr den Rücken zu durchbohren. Er verzieht spöttisch den Mund, lacht höhnisch und prahlt hinter ihrem Rücken. Das kann das junge Mädchen nicht lange ertragen. Sie will Auge in Auge die unwürdigen Angriffe abweisen. Aber umsonst wendet sie sich um, Spott und Nörgeleien verfolgen sie wie ein Irrlicht überall, von allen Seiten. Die Arme fühlt sich besiegt, sie senkt das früher stolze Haupt, sie drückt die Hände ans Herz, als ob sie dem Schmerze den Eintritt verwehren wollte. Das entwaffnet den rachsüchtigen Verfolger wieder. Er bekundet Reue, er bittet um Vergebung und Erbarmen. Das Antlitz unserer Verführerin erhellt sich, sie ist nicht mehr unwillig, obwohl sie noch wankt und schweigt. Der

Bittende verdoppelt, verzehnfacht seine Bemühungen. Er umkreist sie mit den anmutigsten Sprüngen, er vollführt Wunder der Geschicklichkeit . . . er fleht immer, und endlich läßt sie sich von dem Wirbel ergreifen. Sie tanzen zusammen, einander gegenüber mit einer Bewegung und einem Atem. Immer rascher, immer leidenschaftlicher, rasender. Ihre Körper scheinen zu blinken. . . . Die einzelnen Glieder sind beinahe nicht zu erkennen.

Es ist ein Chaos, in dem sich die beiden verstehen, ein Chaos, das die ganze Versammlung in äußerstes Entzücken versetzt. Alle tanzen im Herzen mit, alle sind der Erde entrückt und vergessen die Sorgen des Lebens. Wilde Rufe: malie, malie lelei! lelei! (o süß! o hübsch!) mit heftigem Händeklatschen untermengt, übertönen die Chöre und der Tanz löst sich in allgemeinem Wirrwarr der Zufriedenheit und des Lobpreises auf.

Indessen ist die Zeit der Abendgebete und des Abendmahles herangerückt und die Kreise zerstreuen sich. Von allen Seiten hallen in der Luft die Abschiedsgrüße tofa, tofa, kreuz und quer und alle gehen nach ihren Häusern.

Wer jedoch in der Nähe des sich zerstreuenden Kreises der Tänzer war, der konnte zwischen den hingeworfenen Abschiedsgrüßen einige vielbedeutende Worte auffangen „Tofa inga“, „tofa soifua“ sind mehr als gleichgültige Grüße und ein rasches „toro“ als Antwort würde das Ohr des Horchers treffen.

Das geheimnisvolle Wort Toro bedeutet Zuckerrohr und hier neben dem Wege sehen wir ein damit bestelltes Feld. Aber was ist das? Ganz leise, kaum

hörbar, ertönt der Ruf der samoanischen Eule . . . von einer anderen Richtung ereilt uns wieder ein Gekreisch, wie es die kleine Gecko-Eidechse hervorbringt. . . . Nachts . . . auf dieser Stelle, das ist ungewöhnlich. Plötzlich erschrecken wir beinahe. Unfern von uns sehen wir einen Kopf zwischen den schwankenden Halmen versteckt.

Wir erkennen unseren Tänzer. Nun dann wird wohl die schöne Eidechse auch nicht weit entfernt sein. . . . Und wirklich bald gleitet an uns eine Gestalt vorbei, rasch und leicht wie ein Traum. . . . Die beiden Köpfe vereinigten sich, wankten, sanken und verschwanden und in der Ferne erschallte, dieses Mal wirklich, der Ruf einer samoanischen Eule. (*Strix dolicutula* Gld.)

Ein Zuckerrohrfeld ist des Nachts ein sicheres Versteck für zwei Liebende. Niemand wird sie hier in der Zeit der Geister und Gespenster stören. Unser Pärchen weiß es und unbesorgt um einen Lauscher kann man sie sprechen hören:

„Du weißt, Lilomajawa, daß meine Eltern dich hassen, uns bleibt nur die awenga übrig.“

Die Awenga, die Flucht wird verabredet, in der dritten Nacht soll sie stattfinden.

Am Strande des nachbarlichen Dorfes herrscht Stille, aber auf dem weißen Sande bewegen sich dunkle Gestalten. Ein Toumalia, das einheimische Reisekanoe wird ins Wasser hinuntergeschoben. Die dunklen Gestalten sind verschwunden, ein aufrechtes dreieckiges Segel entfaltet sich und dem Strande entlang gleitend entschwindet es dem Blicke. Erst aus weiter Ferne erreicht uns der gedämpfte Schall eines Tritonhornes.



dieser Schall begleitet das glückliche Liebespaar der Küste entlang, den aus dem Schlafe gestörten Bewohnern etwas Besonderes anzeigend. Er eilt ihm voraus nach Palauli, wo die Liebenden den Zorn der Eltern vorübergehen lassen wollen.“

In Samoa unterscheidet man Tagtänze und Nachtänze; bei letzteren geht es zuweilen recht obszön zu. Krämer schreibt über Tänzerinnen und Tanz von Samoa:

„Wer aber einmal die seinerzeit tanzberühmte taupou Pepe von Falefa den Tanz der Schmetterlinge (pepe), woher sie wohl ihren Namen bekam, tanzen sah, der muß zugeben, daß die Leistungen dieser Dorfjungfrauen im Tanzen an Grazie, Anmut und Erfindungsgabe denen unserer Ballerinen mindestens gleichkommen.<sup>1)</sup> Sie sieht einen Schmetterling, sie tanzt ihm nach, sie fängt und birgt ihn in den Händen. Jetzt sieht sie, die Hand ein wenig öffnend, nach, ob er wirklich drinnen ist, da entflieht er und die Jagd geht von neuem los. Immer toller geht es fort im bunten Spiel, bald fällt sie in die Knie, bald springt sie auf, davonstürmend und schwebt selbst als Schmetterling dahin, bis sie dann in den Knien sich beugend und den Leib dabei kreisförmig drehend zusammenkauert. Man hat oft die letzteren Bewegungen lasziv genannt, wenn sie dem orientalischen Bauchtanz sich nähern, aber ich bin überzeugt, daß man zu weit geht, sie immer als solche anzusehen. Sicher-

---

<sup>1)</sup> Es wurde schon oben betont, dass das Entfernen der Achselhaare bei den Samoanerinnen den ästhetischen Eindruck des Tanzes wesentlich erhöht. Unser Publikum ist in dieser Beziehung wirklich geduldig. (Krämer.)

lich kann man in jeglicher Gesellschaft sich diese Tänze ansehen, ohne befürchten zu müssen, daß die Samoaner ihren Gästen Verlegenheit bereiten. Ich habe im Gegenteil fast immer nur gegenteilige Bemerkungen in Herrengesellschaft gehört über die fast allzu große Zimperlichkeit der Tänzerinnen, wobei die Erziehung durch die Missionare freilich viel Ersprößliches geleistet haben mag. Allerdings, wenn sie unter sich sind, so ist davon wenig die Rede, namentlich bei den alten Weibern. In vorgerückter Nachtstunde werden die Tänze immer ausgelassener, und alles von sich werfend, beginnen die alten Weiber den schon genannten sa'e-Tanz<sup>1)</sup> und singen:

Tatala lau 'ie ma lafo ia fale  
'A e ta telefua le sa'e  
Le esi pula itu tasi e  
Le esi lea suamalie!

Löse dein Kleid und wirf es ins Haus,  
Aber schlägt nackt den Tanz.  
Wenn die Papayafrucht gelb auf einer Seite ist  
Dann ist sie süß.

Im allgemeinen neigen junge Mädchen natürlicherweise nicht zu einem solchen Schauspiel; höchstens daß sie einmal, von den alten Weibern angefeuert, das lavalava lösen, um es alsbald wieder zusammenzuschließen. Was darüber ist, liegt nicht in ihrer Macht und Neigung. Dagegen lieben sie es sehr, mit ihren

---

<sup>1)</sup> sa'ē-Tanz nackter Tanz beim poula (Nachtanz) im Gegensatz zum Tagtanz aoula (Pratt).

Reizen zu kokettieren. Nicht allein, daß sie stets den Oberkörper entblößt beim Tanze tragen, die Brust nur von einer Kette bedeckt, sie tragen auch den Blätter- oder Fransengürtel so licht und hoch, daß ein Teil der tätowierten Oberschenkel beim Tanze sichtbar wird. Dies gilt als durchaus zulässig und anständig, und selbst die Damen der Weißen, die solchen Tänzen anwohnten, haben darin nichts den Anstand Verletzendes finden können.

Es würde unmöglich sein, alle die lieblichen und minder lieblichen Bilder hier auch nur skizzieren zu wollen, all die zahlreichen Einfälle und Absurditäten, die so unerschöpflich sind, wie die dichterische Laune. Wie oft habe ich mich an den fröhlichen Scherzen und Spielen erfreut, wenn ich nach des Tages mühseliger Wanderung abends in irgend einem Dorfe auf Upolu oder Savai'i einfiel, und wenn nach der unvermeidlichen Kawa und den offiziellen Reden, nach erquickendem Bade und Mahle ich mich zu den Knaben und Mädchen und Kindern setzte, wo einige Handbewegungen meinerseits, einige siva-Worte, lustige Tänze hervorzauberten, nicht solche offizielle Festestänze, solch ermüdende Orgien, sondern unschuldige Blüten, die mir der Augenblick in den Schoß warf. Kaum hervorgelockt, trommelt schon irgend jemand mit den Fingern auf der Matte oder mit den Knöcheln (tuma, Pratt). Welch Gelächter, Welch eine kindliche Freude, wenn ich selbst einmal mittanzte; denn das viele Sehen und Hören hatte meinen Blick so geschärft, daß ich manche Tänze fast wie einer der ihren tanzen konnte. Und ich tat es nicht ohne Absicht; denn wenn man die Sitten fremder Menschen kennen lernen will, so muß man

auf das Naturell derselben eingehen, ohne Stolz, ohne Hochmut, dann öffnen sich die Türen der Herzen. So war es mir auch möglich, ihren Übungen beizuwohnen, ihren Vorbereitungen, die ich in Folgendem wieder-gebe.“

Die Art, wie Tanzfeste arrangiert werden, beschrieben die Samoaner (in der Übersetzung von Krämer) folgendermaßen:

Wenn der Gemeinderat eines Ortes daran denkt, einen Nachttanz zu machen, dann sprechen sie folgendermaßen: Es ist gut. Darauf geht ein Bote nach den andern Orten, sie sollen kommen, wir wollen einen Nachttanz abhalten. Darauf geht der Bote hin und sie antworten: Gut, wir werden kommen. Darauf macht sich der Ort fertig und spricht: Es soll nur die eine Familie tanzen! und noch eines: Unser Ort soll sich ganz besonders vorbereiten, es ist schlecht, wenn wir unterliegen. . . . Zieht Bindematerial ab, pflückt Cananga-Blüten, pflückt Gardenia-Blüten, holt Pandanus-Blüten, pflückt Nachtschattenbeeren, brecht Cordyline-Blätter, um Lendengürtel zu binden, richtet den Haarschmuck her und den Dreistabstirnschild des Kopfschmuckes, holt feine Matten aus dem Bündel, um die Dorfjungfer zu kleiden, und bringt viel Fackelreis.

Dann kommt der andere Ort, während der (erstere) Ort Anweisung gibt, viel Essen herzurichten für das kommende Dorf, das zu seinen Leuten spricht: Seid nur nicht lässig, damit wir ganz ausgezeichnet aus unserem Männerkampf demnächst hervorgehen. Und das Dorf antwortet: Gut, wir werden sehr gut erscheinen. Die Nacht kommt heran. Darauf spricht

der Vorsänger im Tanz: Bringt die Stöcke und gute Matten, damit wir sie herrichten. Darauf bringen sie dieselben und richten sie gut her. Dann heißt er die Matte schlagen und den Takt des Tanzes allein schlagen. Darauf schlägt man die Matten und schlägt den Schlagtanz. Darauf spricht der Vorsänger: Die Tanzgesellschaft soll sich ölen, damit wir den Tanzgesang anstimmen können. Darauf ölt sich die Tanzgesellschaft, bindet sich einen Lendenschurz vor, der Häuptlingssohn setzt den Kopfschmuck auf und hängt die Halskette um und auf die Seiten von ihm setzen sich je fünf Leute. Wenn der Tanz des Häuptlingssohnes zu Ende ist, setzt er sich hin, bindet seinen Lendenschurz ab und wirft ihn nach einer Seite des Hauses hin, damit andere auch damit tanzen können. Dieser erste Tanz wird solisiva genannt, denn keine gewöhnlichen Leute nehmen daran teil, nur Söhne von Häuptlingen.

Darauf singt man von neuem den Tanz, und es schmückt sich eine andere Tanzgesellschaft, um zum Tanz zu gehen. Wenn sie fertig ist, dann werfen auch sie Lendengürtel und Halskränze den Gästen zu. Wieder singt man einen Tanz, und es kommt wieder eine neue Tanzgesellschaft. So wird es gemacht und viele Gruppen tanzen so. Dann kommt die Gruppe, die den letzten Tanz gibt, die Gruppe der großen Häuptlinge des Ortes; kein gewöhnlicher Mensch darf sich daran beteiligen. Wenn man den Tanz singt, den die Häuptlinge tanzen, dann fallen alle Leute mit ein, klatschen hell und hohl in die Hände und man spricht: Laßt das Feuer hoch aufflammen. Wenn das Tanzen der Häuptlinge zu Ende ist, dann spricht ein Sprecher:

Bringt das Feuer in die andere Hausrundung. Da bringt man das Feuer dorthin.

Dann sagen die fremden Häuptlinge: Bitte, gebt uns euere Schlegel, damit wir jetzt unseren Tanz schlagen. Darauf sagen sie: Einige sollen herkommen. Darauf kommt der Jüngling, der die Sachen bringt und ihren Tanz schlägt. Zuerst kommt der Schlagtanz. Wenn der vorbei ist, singt man alsbald ein Tanzlied und es folgt der Tanz des Häuptlingssohnes. Darauf tanzen gruppenweise die übrigen. Wenn dann die Stunde herankommt, da der Tanz zu Ende geht, so machen sich auch die Häuptlinge fertig und man bringt Fuß- und Armbänder und Eberzahnhalzbänder und den knotengeknüpften Lendenschurz und setzt den Kopfschmuck auf. Darauf singt man das Tanzlied und alle Leute fallen mit ein, klatschen flach und hohl in die Hände und sind sehr vergnügt, daß die Häuptlinge tanzen.

Dann bringt man das Feuer wieder in den anderen Rundteil. Dann tanzen sie wieder. Wieder wird es hinübergebracht; dies nennt man „die Nacht machen“.

Ohne Ende geht es so weiter, Jünglinge, Kinder, Greise, Mädchen, alte Weiber, alles tanzt, bis der Morgen graut, immer ausgelassener, immer ungebundener, und wenn nur noch die fremden Jünglinge und die gastgebenden Mädchen des Dorfes übrig sind, so reißen die übermütigen Knaben den Mädchen das lavalava fort unter Gelächter und Aufschreien, bis beim Morgengrauen jedes sich in seine Behausung begibt.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> fa 'ausugāsega, to commit obscenity after the poula (Tratt.)

Zahlreiche Liebesbände, mehr oder weniger flüchtig, werden bei solchen Gelegenheiten geknüpft, und wenn eine solche Gastgesellschaft ein Dorf verläßt, pflegen meist auch einige Mädchen mit von dannen zu ziehen, freilich, um oft schon nach wenig Tagen oder Wochen ernüchtert wiederzukehren.

Der Gesang hat bei den Naturvölkern viel geringere Beziehung zur Erotik. Das hat auch seine Begründung. Erstens ist ihre Sprache oft recht arm, so daß die Poesie überhaupt nur sehr schwache oder gar keine Blüten treibt, zweitens lebt sich der Wilde in sexueller Beziehung in einer Weise aus, daß er für erotische Herzensergießungen in dichterischer Form kein Bedürfnis fühlt. Ich behaupte nämlich, daß jede erotische Dichtung eine ungestillte Sehnsucht zur Veranlassung hat. Das erotische Gedicht und das erotische Lied kann daher erst dort entstehen, wo durch irgendwelche sich hemmend bemerkbare Beschränkungen des Geschlechtsverkehrs günstiger Boden für solche Sehnsucht geschaffen wird.

Speziell in Australien mit seinem frühzeitig beginnenden Geschlechtsverkehr, der vielfach promiscue ist und selbst die sonst so strengen tabu-Gesetze von Zeit zu Zeit, gelegentlich festlicher Veranstaltungen, außer acht lassen darf, wie wir gesehen haben, fehlt der erwähnte günstige Boden für erotische Poesie fast gänzlich. In der mir zugänglichen Literatur konnte ich wenigstens bezüglich Australiens nur verschwindend wenig vorfinden, was zweckentsprechend verwertet werden könnte. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung, daß sich selbst in sonst sehr ausführlich gehaltenen Werken, die sich auch mit den geschlecht-

lichen Verhältnissen der beschriebenen Völker befassen, oft nicht einmal Andeutungen darüber vorfinden, ob überhaupt Ansätze zu irgend welchen Erzeugnissen der Dichtkunst aus erotischen Stimmungen heraus und solche behandelnd, existieren. Bezüglich Afrikas habe ich eine viel reichere Ausbeute gefunden, die ich in einem bezüglichen Bande werde verwerten können.

Ploß teilt ein von Parkinson übersetztes Liebeslied von den Gilbert-Inseln mit, das wirklich auf dichterische Schönheit Anspruch machen kann:

Man hat es gehört, es ist über ganz E'tnei (ein Dorf)  
verbreitet

Und macht viel Aufruhr in Arorai.  
Soll ich es verleugnen?  
Es bricht mein Herz.  
Sein Öl riecht so schön  
Und er ist so schön und gut!  
Ich hab' ihn so sehr lieb  
Und er scheint mich wieder zu lieben.  
Jetzt steht er unter jenem Baum,  
Ich will ihn rufen. Ngo, Ngo, Ngo.  
Ich muß hingehen, wo ich Ruhe finde.  
Nach Norden, über das tiefe Wasser.  
Ngo, Ngo, Ngo (Weinen).  
Jetzt sehe ich ihn am Strande stehen.  
Er nimmt sein Kanoe und segelt.  
Hinauf, zwischen Tarawa und Apalang.  
Dort wirft er Anker, er hat sie wiedergefunden.  
O, dort kommt der Vogel te Kabane,  
O Kabane, o Kabane, o Kabane!



Sehr stark erotische Lieder, die unverblümete Anspielungen auf sexuelle Organe und Akte enthalten, kommen aber hier und da vor. Ihr Inhalt wird nirgends bekannt gegeben. Nur ganz vereinzelt ist in diesem oder jenem Werke, in der Regel jedoch in Beziehung zu anderen Dingen, ein solches Lied verzeichnet. Bei Ploß findet sich nachstehender Absatz:

„So berichtet Müller folgendes über die Einwohner Australiens: „Merkwürdig und an den tierischen Zustand des Australiers erinnernd ist die Tatsache, daß die Verheiratung und Begattung meistens während der warmen Jahreszeit, wo die von der Natur dargebotene Nahrung in reicher Fülle vorhanden und der Körper zu wollüstigen Regungen disponiert ist, zu geschehen pflegt und sich in vielen Fällen darauf beschränkt. Bei einigen Stämmen wie z. B. bei den Watschandies, soll die Begattung in der warmen Jahreszeit mit einem eigenen Feste gefeiert werden, das sie Kaaro nennen. Dieses beginnt nach dem ersten Neumonde, nachdem die Yams reif geworden sind und wird mit einem Freß- und Saufgelage von seiten der Männer eröffnet. Zu diesem Zwecke reiben sich die Männer mit Wallabyfett ein und führen im Mondlichte einen höchst obszönen Tanz um eine Grube auf, die mit Gebüsch umgeben ist. Grube und Gebüsch repräsentieren den Cunnus, dem sie ähnlich gemacht werden, die von den Männern geschwungenen Speere stellen die Mentulae vor. Die Männer springen mit höchst wilden und leidenschaftlichen Gebärden, die ihre erregte Wollust verraten, umher und stoßen unter Absingung eines Liedes ihre Speere in die Grube. Dieses Lied, angemessen dem obszönen Feste, lautet:

Pulli nira, pulli nira  
pulli nira, wataka!  
(non fossa non fossa  
non fossa, sed cunnus!)“

Bezüglich Samoas schreibt Krämer:

Man muß es zur Ehre der Samoaner sagen, daß  
obszöne Lieder bei ihnen recht selten sind. Daß sie  
aber doch vorkommen, wie nicht anders zu erwarten,  
dafür sei der folgende Kawagesang ein Beweis:

E le fuia, le fuia, e tagisia lou vaelau  
E iloga le fafine fiatau  
'O sa'esa'e le vae taumatau  
Sapini i lalo 'o le 'apai  
E melomelo fa'aulatai  
Sega e, sega lave anel  
Sturnus, sturnus desiderio flagrat in tua crura varicata  
Noscit femina certare vult,  
Tollit crus dextrum,  
Intrudit membrum virile  
Rubrum sicut cancer marinus.  
Sega, sega, haeret.

## Zehntes Kapitel.

# Liebeszauber.

Die Gewalt der Liebe und die Liebesgewalt. — Lockungen und Widerstand. — Geschlechtliche Freiheit und geschlechtliche Beschränkung. — Der nachsichtige und der rachsüchtige Gatte. — Der Australneger als Hahnrey. — Liebe und Liebeszauber. — Das Mysterium der Liebe. — Ungelöste Rätsel — unbeantwortete Fragen. — Materielle Besitztümer und körperliche Anziehungskraft. — Die Weiber sind sich überall gleich. — Liebe und Aberglaube. — Die Schamquaste als Zaubermittel. — Aphrodisiaka. — Suggestionenwirkung und Okkultismus. — Verbreitung des Liebeszaubers. — Liebeszauber und Totem. — Der Zauber mit dem Mamätwinna. — Die erlaubte und die mißbilligte Bezauberung. — Der Kopfbindenzauber. — Der Muschelzauber. — Der herangezauberte Blitz. — Der Hornzauber. — Die große Wirksamkeit dieser Liebeszauber. — Die geheimnisvolle und die natürliche Erklärung. — Liebeszauber auf der Gazellehalbinsel. — Der Liebeszauber vor dem Amtsgericht. — Der Liebestrunk in Neumecklenburg. — Die magische Cigarette als Liebeszauber. — Aphrodisiaka als Liebeszauber. — Das ertoacha der Australier. — Geschlechtstrieb und Sittlichkeit. — Die Promiscuität der Kulturmenschen.

„Und gehst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ Unter dieser Devise spielt sich das Liebesleben der Naturvölker sehr oft ab, am meisten aber in Australien. Wenn auch die frühere Art der Eheschließung, nach der ein Mann einfach das geliebte und begehrte Wesen mit der Keule auf den Kopf schlug und die Bewußtlose dann an den Füßen durch

Dornen und Gestrüpp nach seinem Lager schleppte, nur noch bei sehr wenigen Stämmen in Mode ist und auch dort oft mehr „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“ zur Anwendung kommt, so zählt schmachtendes Anbeten doch mindestens, wenn nicht noch mehr, zu ebensolchen Seltenheiten. Aber auch die Australier empfinden Liebe und Begehren und es ist auch ihnen manchmal nicht egal, „ob's die Blonde oder die Braune ist“, erstens aus dem Grunde, weil sie überhaupt dort nur Schwarze zur Verfügung haben, zweitens aber aus dem ureingewurzelten polygamischen Triebe des Mannes heraus, der immer neue Abwechslung fordert.

An solcher fehlt es bei den Naturvölkern allerdings nicht und am allerwenigsten bei den Australiern mit ihrem zügellosen Geschlechtsverkehr. Aber trotzdem heißt es auch bei dem Australier: Diese und keine andere, oder wahrheitsgemäß: Die anderen, aber diese eine auch!

Nicht immer ist da Gewalt angebracht, sie würde auch von den männlichen Verwandten nicht ungerächt bleiben, und zu den Verwandten zählt bei den Australiern gewöhnlich der halbe Stamm. Dazu muß in Betracht gezogen werden, daß die schwarzen Damen jener gesegneten Landstriche weder schüchtern noch allzu spröde sind, daß also eine Zurückweisung ihrerseits eine ernstliche Begründung haben muß.

Die Gründe, die eine Australiern veranlassen, den Lockungen eines Mannes nicht zu folgen, können verschiedene sein. In erster Linie ist es die Angst vor dem Gatten, der in solchen Dingen keinen Spaß versteht. Auch der Australneger läuft nicht gerne als

Hahnrey herum, und sein Zorn ist nicht unberechtigt, wenn man bedenkt, welche Freiheit doch schließlich das Weib bei den eigenartigen ehelichen Verhältnissen genießt. Bei den Corroborreefesten, die wochenlang dauern und sich so oft wiederholen, daß der Feiertage mehr sind als der Wochentage, führt der Gatte selbst seiner besseren Hälfte zahlreiche Freunde zu. Außerdem besitzt sie mehrere sogenannte gesetzliche Gatten, die sich von Zeit zu Zeit ihr ritterlich widmen müssen. Das sind aber alles rechtmäßige Dinge, sie geschehen mit Wissen und mit Einwilligung des Hauptgatten, ja direkt auf dessen Wunsch. Alle anderen Liebeleien sind jedoch um so strenger verboten und werden schwer bestraft. Welche Grausamkeiten in solchen Fällen begangen werden können, werden wir beim Abschnitt „Ehebruch“ kennen lernen.

Außer der Angst vor dem Gatten spielt natürlich auch die Abneigung eine Rolle, die sich gegen die Person des Verehrers oder auch gegen die Sache selbst richten kann.

Führt nun die gewöhnliche Art der Huldigung nicht zum Ziele, so wird, ob es sich nun um ein Mädchen oder eine verheiratete Frau handelt, der Liebeszauber zu Hilfe genommen.

Liebeszauber gibt es, solange es Liebe gibt. Aus der ältesten Völkerkunde erhalten wir von solchen magischen Hilfsmitteln Nachricht, wir wissen, daß bei den alten Ägyptern, den alten Griechen und Römern, den alten Germanen Liebeszauber in Gebrauch waren. Die Liebe ist ja zur Beschwörung wie geschaffen und fordert sie geradezu heraus. Kein Gefühl ist unerklärlicher, wie dieses, keines bleibt auf die Fragen:

wieso? warum? so sehr die Antwort schuldig. Rätselhaft erscheint es, warum dieser Mann gerade jenes Weib, noch viel rätselhafter aber, warum jenes Weib gerade diesen Mann liebt.

Warum den, und nicht mich? fragt der Mann und je weniger er sich die Frage mit logischen Gründen zu beantworten weiß, je weniger er in philosophischen Reflexionen einen Trost zu finden vermag, desto mehr ist er geneigt, an überirdische Dinge zu glauben — in der Liebe, wie auch bei anderen Lebenserscheinungen.

Beim Naturmenschen trifft dies natürlich in noch viel höherem Maße zu. Besonders bei niedrigstehenden Völkern, die nur geringe Habe an irdischem Gut aufweisen, bei denen also „Gold und Geschmeide“ nicht als Grund geliebt zu werden, gelten können. Er besitzt nichts, mit dem er sich die Gunst der Schönen erkaufen könnte — alles was die Natur bietet, ist ihr Eigentum wie das seine. Nicht durch prunkvolle Gewänder, durch edle Rosse, durch Geld und Edelsteine vermag er ihr zu imponieren. Sein einziger Schmuck ist sein nackter Körper. Aber auch der andere hat nicht mehr, der andere ist dabei lange nicht so schön. Der andere hat keine so prominenten Schmucknarben, seine Tätowierung ist nicht so malerisch und er versteht es nicht, beim Corroborree in solcher Weise die Glieder zu verrenken, den Speer zu schütteln und wilde, brünstige Schreie auszustoßen. Dennoch aber liebt sie den andern . . . Kein Zweifel, dieser hat sie bezaubert.

Entsprechend den meist auf gänzlich sinnlosem Aberglauben beruhenden religiösen Vorstellungen — mancher gesunde Kern ist im Laufe der Zeit unter dem

Plunder kindischer Zeremonien erstickt — ist auch der Liebeszauber, dessen sich die Naturvölker bedienen, sinnlos, allerdings nicht sinnloser, als der, den man noch heute in unserem schönen Erdteile Europa — wo wir's so herrlich weit gebracht — anwendet. Manchmal sind sogar die Voraussetzungen erkennbar, von denen man bei dessen Anwendung ausgegangen ist und dieselben stehen dann mit der erhofften Wirkung in einem gewissen Zusammenhange. So ein Zusammenhang ist z. B. bei dem erwähnten Liebeszauber merklich, bei dem sich der Sehnsüchtige das Gesicht mit duftendem Harze einreibt: er will durch die Geruchsnerve auf die Geschlechtsnerve einwirken.

Verständlich ist es auch, wenn der Mann sich eines Schambüschels oder einer Schamquaste des begehrten Weibes bemächtigt, diese Gegenstände mit magischen Zaubersprüchen besingt und sie dann an seine Schürze hängt — auch hier ist wenigstens eine gewisse Ideenassoziation vorhanden. Die meisten Liebeszauber entbehren aber einer solchen gänzlich und sind vollständig unlogisch. Man kann nur annehmen, daß vielleicht ursprünglich noch weitere Zeremonien dazu gehörten, von denen ein Teil in Vergessenheit geriet, so daß jetzt das — wie gesagt sinnlose — Stückwerk übrig blieb.

Würde es sich um innerlich dargereichte Mittel handeln, so wäre die Wirkung ohne weiteres erklärlich. Aphrodisiaka sind auch bei den Naturvölkern im Gebrauch und ihre Wirkung beruht teils auf wirklich physiologischer Grundlage, teils auf Suggestion. Es kommen aber hier nur „äußerlich“ angewendete Mittel in Betracht.

Wo dieselben wirksam sind, kann natürlich nur Suggestivwirkung in Frage kommen — dieselbe ist auch in den meisten Fällen beabsichtigt und es sollen geradezu verblüffende Fernwirkungen auf diese Weise erzielt werden.

Ich stehe, für meine Person, so ziemlich allen okkulten Dingen, wenn sie noch keine befriedigende naturwissenschaftliche Erklärung gefunden haben, recht skeptisch gegenüber. Sogar den Suggestivwirkungen der australischen Liebeszauber.

Was die Verbreitung dieses Aberglaubens betrifft, so findet er sich wie erwähnt, auf der ganzen Erde. Interessant dabei ist, daß, je tiefer ein Volk steht, desto mehr der Liebeszauber von den Männern angewendet wird, während mit fortgeschrittener Zivilisation das Weib die ausführende Person ist. Vergleicht man diese Tatsache mit meinen, bezüglich der größeren Eitelkeit und Putzsucht der Männer bei den Naturvölkern gemachten Bemerkungen, so wird man eben finden, daß diese stärkere, ja man möchte sagen ausschließliche Beteiligung der Männer an den Liebesbeschwörungen durchaus logisch begründet ist. Je mehr sich die Stellung des Weibes verkehrt, desto verkehrter muß auch die Werbung des Mannes werden, bis zur vollständigen Verkehrtheit — siehe das Umsichgreifen des Masochismus und der Homosexualität . . .

So verschiedenartig auch die Arten der Liebeszauber sein mögen, so richtet sich derselbe bei den australischen Eingeborenen doch in der Regel nur auf ein Weib, das dem betreffenden Manne nicht durch irgend ein Totengesetz verwehrt wird. Fast niemals, schon um der Gefährlichkeit willen, wird ein Australier



sich ein Weib heranzaubern, dessen Besitz ihm durch die herrschende Sitte verboten ist. Ausnahmen kommen ja allerdings vor, denn auch in Australien kennt die Liebe keine Schranken, aber es sind sehr seltene Ausnahmen; schon der Glaube, daß der Zauber an einem verbotenen Weibe nicht wirksam sein würde, hindert dessen mißbräuchliche Anwendung.

Die Arten des Liebeszaubers richten sich in erster Linie danach, ob der Gegenstand des Begehrens in der Nähe oder in größerer Entfernung lebt. Wünscht nun ein Mann ein Weib für sich zu gewinnen, so nimmt er, wie Spencer und Gillet uns berichten, ein schmales, quirlähnliches Stück Holz von etwa 15 bis 20 cm Länge oder verfertigt sich ein solches Instrument, gewöhnlich Churinga genannt, und versieht es mit seinem Totemzeichen. Das zu dem bestimmten Zweck angefertigte Churinga heißt dann Namatwinna, zu Deutsch: Grasschläger, von nama, Gras und twinna, schlagen, da damit beim Gebrauch an die Erde geschlagen wird. Der Liebende ruft nun einige Freunde herbei und begibt sich, mit seinem Zauberstab bewaffnet, in den Busch. Die ganze Nacht bringen nun die Männer damit zu, erotische Lieder mit speziell auf die Angebetete gemünzten Strophen zu singen. Bei Tagesanbruch steht nun der Werbende allein auf, läßt seinen Stab kreisen, nachdem er vorher die Erde berührt hat. Die Freunde bleiben indes stumm und das Geräusch des Sausens, das durch das Schwingen des Stabes entsteht, dringt durch die Frühmorgenstille bis an das Ohr der Begehrten und besitzt die Macht, das Weib mit Liebe zu erfüllen und früher oder später zu zwingen, der Lockung zu willfahren.

Vor kurzem rief ein Mann von Alice Springs seine Freunde zusammen und vollzog die Zeremonie und bald nachher kam das Weib, das damals gerade Witwe war, von ihrem etwa fünfzig (engl.) Meilen entfernten Wohnort, herbei. Die beiden wurden ein Paar und die Heirat wurde als gesetzlich angesehen, da die beiden zu der Klasse gehörten, innerhalb der die Ehe gestattet ist.

Der Gebrauch ist allgemein bekannt und anerkannt. Wenn daher jemand mit magischer Hilfe sich ein Weib heranzaubert, das zufälligerweise bereits einen Gatten besitzt und dieser will, vielleicht sogar mit Waffengewalt, sein Vorrecht geltend machen und gegen die Hinwegzauberung seiner Frau protestieren, so zögern die Freunde des Liebeszauberers nicht einen Augenblick, diesem gegen den Gatten beizustehen. Doch geschieht dies auch immer nur in dem Falle, wenn das Weib keiner verbotenen Gruppe angehörte, Bezauberung und Vereinigung mit dem neuen Manne als rechtmäßig anzusehen sind. Ist dies jedoch nicht der Fall, dann hat der Mann, der sich die Frau herangezaubert, nicht auf den Beistand seiner Freunde zu rechnen und muß sehen, wie er selbst mit dem erzürnten Gatten fertig wird.

Das Weib geht auf alle Fälle ein Risiko ein, denn wenn sie beim Entwischen ertappt wird, so hat sie schwere Strafe zu fürchten, ja kann selbst getötet werden.

Die geschilderte Art des Weiberheranzauberns ist sehr stark unter den Zentralaustralischen Stämmen verbreitet, die sich meist des erwähnten Namatwinna bedienen.

Eine andere Form des Liebeszaubers besteht darin, daß man eines der Stirnbänder bezaubert. Der Mann färbt ein solches weiß, murmelt und singt gewisse Zaubersprüche darüber und befestigt es dann an seinem Kopfe. Wenn er damit durch das Lager schreitet, so wird durch eine immerhin merkwürdige Anziehungskraft die Aufmerksamkeit des Weibes, dem der Zauber gilt, rege und die Betreffende fühlt sich heftig zu dem Träger der magischen Stirnbinde hingezogen, oder, wie die Eingeborenen sagen, ihr Inneres wird von Begierde geschüttelt. Noch in derselben Nacht, wenn möglich, schleicht sie, sobald alles ruhig ist, zu dem Bezauberer ins Lager.

Ein weiterer Liebeszauber wird mit Hilfe eines sehr geschätzten Muschelschmuckstückes ausgeübt. Dieses Schmuckstück wird von den an der Nordküste wohnenden Stämmen hergestellt und an diejenigen im Innern des Kontinents auf dem Tauschwege verhandelt. Man trägt den Schmuck, der aus der Schale von *Melo ethiopica* oder *Maleagrina margaritifera* gemacht ist, an dem Hüftengürtel, besonders bei den Corroborrees. Hat nun ein Mann die Absicht, ein gewisses Weib zu bezaubern, so nimmt er die Lonka-Lonka, wie diese Muschelzierart genannt wird, geht damit an einen abgesonderten Ort und bespricht sie, indem er die Formel: „Ma quatcha purnto ma quillia purnto“ darüber singt, eine Anrufung an den Blitz, in das Muschelstück zu fahren und daselbst zu verweilen. Nach der Bezauberung wird die Lonka-Lonka an einen Grabstock gehängt und dieser am Corroborreegrund in die Erde gepflanzt. Zur Nachtzeit hängt sich dann der Mann den Schmuck an den Gürtel und während er tanzt

vermag das Weib seines Begehrens, aber kein anderes sonst, den Blitz in der Muschel zu sehen, wobei alle inneren Organe der Frau in heftige Erregung geraten. Noch in derselben Nacht, wenn irgend möglich, schleicht sie sich in das Lager des Zauberers, um mit diesem zu entfliehen.

Schließlich wird noch der Zauber des Hornes angewendet. Das sehr primitive Horn der Eingeborenen, Ulpirra genannt, wird über den Rauch eines eigens zu dem bestimmten Zwecke angezündeten Feuers gehalten. Der Bezauberer atmet nun den durchströmenden Rauch ein und singt dabei sein Beschwörungslied. Beim Corroboree bläst er dann auf dem Horn und nur das Weib, dem die Bezauberung gilt, unterliegt dem Einfluß der magischen Töne. Die Eingeborenen sagen, sie werde gänzlich okunjepunna oknirra, d. h. vollständig betört.

Wer nicht gerade besonders für okkulte Dinge schwärmt, der wird sich des Verdachtes nicht erwehren können, daß es bei diesen Bezauberungen mit recht natürlichen Dingen zugeht und daß wahrscheinlich ein gewisses Einverständnis zwischen den beiden Parteien vorhanden ist. Die Art, wie die weißgefärbte Stirnbinde, das Muschelstück getragen wird, vielleicht auch eine gewisse Melodie beim Hornblasen werden die betreffende Frauensperson wohl erkennen lassen, um was es sich handelt, wozu außerdem beredte Blicke oder sonstige Gesten kommen mögen. Daß vielleicht auch ein gewisser Grad von Suggestion wirkt, soll ja nicht geleugnet werden, um so weniger, da bei nicht wenigen Stämmen der Aberglaube herrscht, das Weib, das dem Zauber nicht folge, müsse sterben.

Von der Gazellehalbinsel berichtet Schnee:

Eine besonders große Rolle spielen die Liebeszauber, „a malira“, welches Wort übrigens auch für Zauber anderer Art gebraucht wird. Wenn sich ein Kanaker in ein Mädchen verliebt und es verhält sich spröde gegen ihn, so versucht er, es sich durch Malira geneigt zu machen. Es werden Blätter, oder etwas Bast oder Saft von einem Baum durch Besprechen mit Zauberformeln in einen Liebeszauber verwandelt und dann der spröden Schönen in das Essen gemischt oder sonst in eine körperliche Berührung mit ihr gebracht. In einem Fall beantragte ein Mädchen vor Gericht die Bestrafung eines jungen Mannes, der sie dadurch hatte verzaubern wollen, daß er ihr Malira in Gestalt einiger Blätter in ihr Körbchen gesteckt hatte. In diesem Falle hatte allerdings die Malira keinerlei Wirksamkeit entfaltet.

Liebeszauber stehen nach demselben Autor bei den Neumecklenburgern in ebenso großem Ansehen, wie auf der Gazellehalbinsel. Dem Weib eines Polizeisoldaten, das eine Reise nach ihrer Heimat in Neumecklenburg gemacht hatte, war unterwegs von einem anderen Eingeborenen ein Liebestrank eingeflößt worden, der zur Folge hatte, daß sie ihm willenlos untertan wurde und ihm überallhin folgen mußte. Die Sache kam dadurch zu Schnee's Kenntnis, da alsbald nach Ankunft des Weibes zwischen dem Ehemann und dem Neumecklenburger, der die Frau angeblich verzaubert hatte, eine Prügelei entstand. Der Fall liegt insofern kompliziert, als die Frau zwar ihrem Mann zugetan war und gern zu ihm zurückgekehrt wäre, aber ebenso wie letzterer und sämtliche sonstige Eingeborene fest daran glaubte, daß sie sterben müsse, wenn sie dem

Kanaker, der sie verzaubert hatte, nicht folgte. Letzterer bestritt übrigens, ihr irgend einen Zaubertrank eingegeben zu haben. Später ist dann das Weib doch noch entzaubert worden, auf welche Weise ist Schnee allerdings nicht bekannt geworden, und lebte einträchtig mit ihrem Ehemann zusammen.

Dieser Fall scheint mir auf hysterischer Grundlage zu beruhen.

Bei einem von Hagen mitgeteilten, von Ploss zitierten Brauche ist es nicht ganz klar, ob es sich um einen direkten Liebeszauber handelt. Sehr wahrscheinlich aber dürfte dies sein:

Will bei den Papuas der Astrolabe-Bay in Neu-Guinea ein junger Mann um ein Mädchen werben, so dreht er eine Zigarette, in die er eines seiner Kopfhare, seiner Achselhaare und seiner Schamhaare einwickelt. Die Zigarette raucht er zur Hälfte auf und gibt sie dann seiner Mutter mit der Bitte, dieselbe seiner Auserwählten zu bringen. Raucht diese darauf die Zigarette zu Ende, so ist der Bewerber angenommen.

Bei solchen „innerlich“ genommenen Mitteln wird wohl schon auf eine aphrodisische Wirkung spekuliert.

Mittel, die Libido anzuregen, sind, wie schon erwähnt, auch bei den Naturvölkern bekannt, also keineswegs eine Erfindung des durch „Übersättigung raffinierten Europäers“. Diese große Lüge! Diese große Lüge! Sie ist nicht zum Schweigen zu bringen!

Ich aber sage Euch: nicht übersättigt, sondern hungrig ist der Zivilisationsmensch!

Im nördlichen und westlichen Arunta und beim Ipirrastamme, wird zu dem Zwecke, ein zartes Weib zu

kräftigen, ein Teil aus den inneren Genitalien, ertoacha genannt, von einem männlichen Opossum, Känguruh oder einem Tier ähnlicher Gattung genommen. Das Weib liegt auf dem Rücken und der Gatte plaziert das ertoacha auf den mons veneris der Frau, und nachdem er noch einige Beschwörungen gesungen, schluckt die Frau das Ding herunter.

In manchen Fällen muß dieser Teil des Tieres, wenn er als Aphrodisiakum wirken soll, aber besonders zubereitet werden. Der Mann nimmt den genannten Organteil, kocht ihn halb, bedeckt ihn dann mit Fett und bietet ihn seinem Weibe an, nachdem er natürlich diese Speise wieder mit magisch wirksamen Formeln besungen hat. Die Frau muß nun das Zeug hinunterschlucken, darf aber keine Ahnung haben, aus was es besteht. Es gilt dies als ein vorzüglich wirkendes Stimulans und soll die Libido der Frau mächtig anregen. Gleichen Zweck soll man erreichen, wenn man die in dem ertoacha enthaltene Feuchtigkeit in die vulva der Frau hineinpreßt. (Spencer.)

So zeigt sich denn, wohin man sieht, dasselbe Bild: Der Geschlechtstrieb treibt die tollsten Blüten, verfolgt die Menschen am Tage und in der Nacht, beeinflusst ihr politisches, ihr soziales und ihr animalisches Leben, läßt ihnen keine Ruhe und verführt sie zu Handlungen, bei denen sie ihre Gesundheit, ihr Leben auf das Spiel setzen, bei denen aber fast immer ihre Sittlichkeit gänzlich in Verfall gerät.

Man sieht, die Naturvölker besitzen wenig von dem, was wir Sittlichkeit nennen; — aber der Kulturmensch — ich spreche jetzt von diesem, nicht vom Zivilisationsmenschen, den ich bisher zu Vergleichen

herangezogen habe — besitzt eine Sittlichkeit, er vermag sie aber nicht zu betätigen, soll es nicht auf Kosten seiner natürlichen Triebe geschehen, denn die gesellschaftlichen Einrichtungen der Zivilisation gestatten dies nicht. Und darum geschlechtliche Promis- zuität, die den Kulturträger tief unter den wildesten Australneger, der wenigstens sein Totemzeichen achtet, herabwürdigt . . .

---



## Elftes Kapitel.

# Die Jungfräulichkeit und ihre Wertschätzung.

Geringschätzung der Jungfräulichkeit. — Naturvölker und Civilisation. — Die Umwertung des Jungfräulichkeitsbegriffes. — Unausbleibliche Folgen solcher Lehren. — Adelliger Stand und adelige Gesinnung. — Die Wertschätzung der Jungfräulichkeit in Samoa. — Beweis der Jungfräulichkeit verlangt und gegeben. — Die öffentliche Deflorierung. — Wissenschaftliche Prüderie. — Der geänderte moderne Standpunkt. — Stuebel, Müller und Krämer. — Die Herausgabe der samoanischen Texte. Stuebels Uebersetzungen. — Die Dorfjungfrau. — Das Ansehen der Taupou. — Die äußere Würde der Taupou. — Reinecke über die taupou. — Wieder der schlechte Einfluß der europäischen Moral. — Der Weiße als männliche Konkubine. — Die faamaseiau-Ceremonie. — Der Ernst dieser Handlung. — Strenge Bestrafung der verlorenen Jungfräulichkeit. — Die Jungfräulichkeitsprüfung bei gewöhnlichen Heiraten. — Die Freude der Verwandten und Dorfgenossen über die jungfräuliche Reinheit. — Die Verspottung der nicht für rein befundenen Mädchen. — Scham und Kummer der Familie über eine Gefallene. — Samoa als Vorbild. — Die Stufenleiter der Sittlichkeit. — Eine Warnung.

Aus den bis jetzt geschilderten geschlechtlichen Verhältnissen geht mit zweifelloser Klarheit hervor, daß von einer Wertschätzung der Jungfrauschaft bei den australischen Eingeborenen keine Rede sein kann. Bei dem frühzeitig beginnenden Geschlechtsverkehre ist das Merkmal geschlechtlicher Keuschheit längst zerstört, wenn das Mädchen in den Stand der Ehe

tritt, und dieser Mangel wird bei den meisten Naturvölkern nicht nur nicht unangenehm empfunden, sondern sogar gewünscht.

Seit einiger Zeit macht sich auch bei den zivilisierten Nationen eine gewisse Mißachtung der Jungfrauschaft bemerkbar. Zu meinem großen Erstaunen — ich gestehe meinen scharf gegenteiligen Standpunkt offen ein — fand ich im Feuilleton einer sehr verbreiteten Tageszeitung Berlins, die hauptsächlich in kleinbürgerlichen und Arbeiterkreisen gelesen wird, eine Bemerkung über die „Umwertung des Jungfräulichkeitsbegriffes“, die mich höchlich, gerade an dieser Stelle, überraschte. Wenn solche Anschauungen bereits in Kreise getragen werden, bei denen die geschlechtliche Moral noch am ehesten Zuflucht findet, dann ist es kein Wunder, wenn dieselbe bald überhaupt nicht mehr existiert.

Die Mißachtung der Jungferschaft macht sich in der Literatur immer mehr bemerkbar, sie wird, wenn dem Treiben nicht in irgend einer Form Einhalt geboten wird, dazu führen, daß wir auch noch in dieser Hinsicht unter die australischen Buschneger hinabsinken.

Die Mißachtung der Jungfrauenschaft geht immer Hand in Hand mit einer allgemeinen sittlichen Depravation und vor allem aber mit absolut mangelnder Selbstachtung. Deshalb steigt die Wertschätzung der Jungfrauenschaft auch bei den Naturvölkern, die eine ausgeprägte soziale Gliederung aufweisen und je höher die eine Gesellschaftsschicht steht, desto größere Wertschätzung genießt auch die jungfräuliche Würde.

Ein eklatantes Beispiel dafür, wie diese Würde

geradezu mit der vornehmeren Kaste, — in diesen Fällen wirklich die vornehmere — verbunden ist, bietet Samoa. Dieses Inselreich hat eine Institution, die außerordentlich bemerkenswert und deren ausführliche Schilderung an dieser Stelle daher gewiß am Platze ist.

Es handelt sich um den Stand der Dorfjungfrau, taupou genannt, von deren Stellung uns Krämer im folgenden ein anschauliches Bild liefert:

Jedes Dorf, das sich der Beachtung erfreuen will, muß einen Häuptling haben, von dessen Ansehen in Beziehung auf die Stellung seiner Familie der Grad dieser Beachtung abhängig ist. Je nach der Größe des Dorfes, bzw. der Dorfschaft können aber mehrere Häuptlinge innerhalb derselben wohnen, nur dann gewöhnlich nicht an einem Platze, sondern verteilt auf die verschiedenen Teile oder Sprengel der Dorfschaft, von denen jeder seinen besonderen Namen hat. Jeder dieser Häuptlinge strebt nun danach, innerhalb seiner engeren Familie am Orte, vornehmlich unter seinen Söhnen einen geeigneten Nachfolger zu finden, auf den nach seinem Tode der Familienname übergehen soll. Während der Lebzeiten des Vaters hat dieser Lieblingssohn, manaia genannt, keinen besonderen Namen, und wenn man auch zuweilen z. B. sagen hört: sein Manaia-Name war Aloafi, ein Name, der sich auf Malietoa Laupepa bezieht, so meint man doch nur damit, daß dieser Großhäuptling als Manaia unter diesen Namen besonders bekannt war, denn jeder Manaia bekommt eine Masse Namen, die je nach Gelegenheit in Scherz oder Ernst gegeben werden.

Anders bei der Lieblingstochter des Häuptlings. Meist schon in jungen Jahren wird sie zur Dorfjungfer

bestimmt und sucht sogar schon in dieser Zeit ihren Pflichten als solche nachzukommen. Anmut und Bescheidenheit sind hier die Züge die für die Wahl maßgebend sind. Ihre Erziehung ist eine sehr sorgfältige und ähnlich, wie man es neuerdings bei der jugendlichen holländischen Königin sehen konnte, ist sie der ausgesprochene Liebling namentlich im Herrscherbereiche ihres Vaters. Wie der Häuptling, so erhält die taupou von den besten Speisen.

Sie nimmt zwar an den allgemeinen Arbeiten der Frauen (Mattenflechten, Rindenstoffbereitung usw.) teil, doch braucht sie sich der gröberen Arbeiten, des Herbeischaffens von Bananenblättern zum Kochen und Zuckerrohrblättern zum Hausbedecken, des Suchens von Muscheln und Seegurken, Nacktschnecken und all dem anderen eßbaren figota in der Strandlagune usw. im allgemeinen nicht zu unterziehen. Deshalb pflegt ihr Teint heller zu sein, als der der übrigen Mädchen, wovon ja auch der Name Sina (weiß) für solche hohe Mädchen stammt, deshalb auch die schlanken wohlgepflegten Hände und die geschmeidige sammetweiche Haut, die durch die feinen, besonders für sie bereiteten parfümierten Öle stets in Reinheit und Duft erhalten wird. Wohin sie aber auch wandert, zum Bade, zum Suchen von Blüten und wohlriechendem Laub im Walde, zum Besuch von Freunden und Verwandten, stets ist sie begleitet von einigen älteren Frauen (soafafine) die für sie sorgen und für die Erhaltung ihrer Jungfräulichkeit verantwortlich sind. Ließ sie sich als junges Mädchen die Haupthaare lang wachsen, so werden dieselben bei Eintritt der Reife kurz geschnitten und an den übrigen Körperstellen,

( Achselhöhle und Scham, rasiert. Jetzt tritt sie auch an die Spitze der jungen Mädchen ihres Dorfes oder Dorfteils und nimmt als Führerin dieser Mädchen-gemeinschaft den Titel der Dorfjungfer, der taupou,<sup>1)</sup> an, der meist der Name einer berühmten Frau der Familie des Häuptlings ist. Deshalb spricht man gewöhnlich von den sa'ouaaluma-Namen der und jener Familie und sogar dieses und jenes großen Titelhäuptlings.

In gewisser Beziehung gehört die taupou, wenn sie ihren Titel bekommen hat, als solche nicht mehr absolut ihrer Familie an, sondern sie tritt in den Dienst der Gemeinde, die wiederum ihr zu dienen bestrebt ist. Ihr Hauptaufenthalt ist fürderhin das große Haus des Dorfhäuptlings, wo sie auch in der Nacht mit den Mädchen des Dorfes zu schlafen pflegt und das wenn die Abendfeuer erloschen sind, von keinem jungen Mann des Dorfes mehr betreten werden darf. Auch während der übrigen Zeit ist der Verkehr mit diesen ziemlich eingeschränkt, und nur die Söhne einiger tula-fale, die zur speziellen Bedienung bestimmt sind, müssen stets in ihrer Nähe sein. Dieses Abtrennen gebietet schon das nahe verwandtschaftliche Verhältnis von Bruder und Schwester, die sich stets mit einer gewissen Scheu miteinander unterhalten, indem

<sup>1)</sup> Über die Entstehung des Wortes Taupou konnte ich nichts Sicheres erfahren. Es hängt wohl mit pou, Pfosten und tau. Eigentümer zusammen, indem der taupou ein Pfosten wie einem Häuptling zukommt. In selbem Sinne heißt taufanua Landeigentümer. Wenn Miß Fraser stets von einem Taupo oder gar tapo erzählt, so sollte sie doch vorsichtiger sein, denn dies heißt bei einem Mädchen „in der Nacht Liebeshändel treiben“, was gerade für eine taupou sehr unpassend ist. (Krämer.)

jedes indezente Wort, jede unanständige Gebärde beim Zusammensein solch naher Verwandter streng verboten ist, während, wenn die Männer oder Frauen unter sich sind, dieselben sich, auch wenn sie nahe verwandt sind, hierin keine Schranken auferlegen brauchen. Und wer die alten samoanischen Weiber kennt, der weiß, daß sie das auch gewiß nicht tun. Deshalb ist das Zusammensein der jungen Männer und Mädchen innerhalb der Dorfschaft oft ein recht gezwungenes und die jungen Männer gehen lieber auswärts, wenn sie sich unterhalten wollen. Anders aber, wenn Gäste von außerhalb ins Dorf kommen. Dann beginnt für die Mädchen eine fröhliche Zeit. Die taupou steht in dem Vordergrund der Feste als Wirtin, deshalb war es das eifrigste Bestreben der Alten, die junge Auserwählte schon möglichst früh im Tanz auszubilden, sie anzulernen, den natürlichen Schmuck von Blüten in Gestalt von Brustketten, Halsbändern und Lendenschürzen herzustellen, deshalb wurde sie jahraus, jahrein in Kawabereiten unterwiesen, damit sie nun die Gäste empfangen und unterhalte, allerdings nur, wenn unter der Reisegesellschaft selbst keine solche taupou sich befindet. In diesem Falle tritt die Dorftaupou bescheiden zurück. Sind es aber Häuptlinge mit ihrem Gefolge, dann nehmen die Lustbarkeiten kein Ende und Lärm und Freude herrscht Tag und Nacht in dem sonst so stillen Dorfe.

Wie bei diesen Festen, so pflegt auch bei allen anderen Festlichkeiten, die das gesamte Dorf betreffen, insbesondere bei den Essenshuldigungen, die den Titelhäuptlingen dargebracht werden, die taupou eine hervorragende Rolle zu spielen, indem sie mit dem großen

Kopfputz (tuiga), dem Stirnband aus Nautiluschalen gefertigt, dem Halsband aus kleingeschliffenen Pottwalzähnen und mit feinen Matten angetan, blumengeschmückt und wohlgesalbt im Verein mit den anderen taupou der Dorfschaft und den ebenso gekleideten manaia, Keulen schwingend, springend und tanzend dem geschlossenen Haufen der Gemeinde, der das Essen trägt, voranzieht, bis dieser unter Geschrei seine Gaben für den Großhäuptling niedergelegt hat. Auch bei großen Tänzen pflegen taupou und manaia diese kostbarsten samoanischen Schmuckstücke zu tragen. Mit dem Anwachsen des Ruhmes einer vornehmen und schönen taupou pflegen sich auch alsbald zahlreiche Brautwerber (soa) einzustellen, wie es in den Savai'i-Geschichten von Tigilau besonders hübsch dargestellt ist.

Schon um diese Zeit oder lange bevor muß der Häuptling an einen Ersatz für seine Tochter denken, für den Fall, daß diese durch eigenen Willen oder den der Dorfschaft aus ihrer Stellung als taupou scheidet.

Sind keine jüngeren Schwestern mehr da, so wird er bei den näheren oder weiteren Verwandten seiner Familie nach einem solchen Ersatze suchen, der dann an die Stelle der früheren taupou tritt.

Auch Reinecke schreibt ähnliches über die Dorfjungfrau und macht dazu noch nachstehende Bemerkungen:

„Fast noch mehr als in den männlichen Vertretern edler Sippen vererbt und verkörpert sich die Würde des Standes, des Ahnenstolzes in der weiblichen Descendenz, in den Dorfjungfrauen, Taupous, deren vor-

nehm zurückhaltendes Wesen und peinliches Zeremoniell, verbunden mit großer Anmut und Grazie, dem Fremden Bewunderung, den Eingeborenen unbedingte Achtung einflößt. Sie spielen eine ganz eigenartige, sozialpolitische Rolle. Jede größere Ortschaft und jeder politische Bezirk besitzt eine Taupou, selbst der höchste Häuptling im Range eines Königs hat eine solche Jungfrau als Vertreterin besonderer Rechte und Pflichten neben sich. Sie gehört stets der höchsten Sippe an und steht unter strenger Aufsicht; ihr Ruf ist tadellos und muß es sein, solange sie in „Amt und Würden“ steht, denn beides ist in verhältnismäßig hohem Maße durch die Stellung bedingt. Diese Einrichtung gehört zu den zahlreichen, hochinteressanten und außerordentlich charakteristischen Eigentümlichkeiten des samoanischen Volkslebens.“

Den europäischen „Moraleinflüssen“ konnte eine solche Institution aber nicht standhalten. Dies gibt auch Reinecke zu:

„In neuerer Zeit haben jedoch die fremden Einflüsse auch hier schon demoralisierend gewirkt, und es ist sogar möglich, daß ein Ausländer gegen entsprechende Entschädigung an die Sippe eine Taupou oder ein hierfür ausersehenes Mädchen erwirbt. Meist jedoch fordern die Angehörigen die Abschließung einer rechtskräftigen Ehe. Das betreffende Mädchen wird in dem Falle, daß es mit Zustimmung oder durch Vermittlung der Angehörigen einem Weißen folgt, gewissermaßen zur Disposition gestellt, d. h. es scheidet ohne Verlust seiner samoanischen Rechte aus seinem Kreise aus und kann unter Umständen, unbeschadet seinem Rufe und Ansehen wieder zu den Seinigen



zurückkehren, selbst wenn es bereits Kinder geboren hat, was jedoch oft rechtzeitig verhindert wird, wenn man an der Ausdauer der Ehe bezw. des Ehemannes zweifelt.“

Daß in dieser Toleranz eigentlich eine tiefe Verachtung für den Weißen verborgen liegt, der hier augenscheinlich als männliche Konkubine angesehen wird, scheint er nicht zu begreifen.

Es wurde bereits gelegentlich der Besprechung von Sittlichkeitsverbrechen bei den Australiern und Ozeanern von Samoa berichtet, daß Notzucht an einer Jungfrau ein Kapitalverbrechen war und mit dem Tode bestraft wurde. Dieses hohe Ansehen der Jungfräulichkeit führte zu einem sonderbaren Gebrauche, der, als so indezent er auch von den Beobachtern hingestellt wird, einen hohen sittlichen Kern, und, was noch viel wichtiger ist, eine hohe sittliche Wirkung besitzt. Dieser Gebrauch war die öffentliche Deflorierung.

Im Orient ist der Beweis der Jungfräulichkeit vielfach Pflicht und wird unweigerlich verlangt und angetreten. In der Form und mit der Feierlichkeit, mit der die öffentliche Deflorierung auf Samoa stattfindet, steht diese Zeremonie jedoch ohne Parallele da.

Der Ausspruch Turners, mit dem er seine Scheu, diese Zeremonie zu schildern, motiviert, wurde bereits wiedergegeben<sup>1)</sup>; Krämer teilt außerdem noch solche Bedenken mit von Monfat („Sie (die Hochzeit) ist von Taten begleitet, die die Feder sich weigert zu schreiben) und von Stair („Darauf wurde die Hochzeit vollzogen, o le avagaga, deren entwürdigende

---

<sup>1)</sup> Vgl. S. 2.

Details schlechterdings unpassend für die Veröffentlichung sind“.)

Diese entwürdigenden Details sind eben das Sittliche daran. Selbst Turner, der Missionar, kann nicht umhin, zuzugestehen, daß „dieselbe obszöne Sitte von Einfluß war, die Keuschheit der Mädchen, besonders der von Rang, zu erhalten“.

Die moderne Wissenschaft denkt glücklicherweise anders über solche Schilderungen. Stuebel hat sich nicht gescheut, die Darstellung dieses für die Volkskunde höchst interessanten Vorganges nach den eigenen Erzählungen der Samoaner und auch aus eigener Anschauung niederzuschreiben und Müller hat diese Aufzeichnungen im Auftrage des kgl. Museums für Völkerkunde herausgegeben, zugleich mit einer deutschen Übersetzung der samoanischen Texte. Auch Krämer nimmt keinen Anstand, diese Zeremonie zu schildern und daher darf auch ich mir wohl erlauben, den Stuebelschen Text hier wiederzugeben.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen“, dieser Satz kann auch bezüglich der Sitten und Gebräuche anderer Völker angewendet werden. Zu mindest aber muß man versuchen, sich den Gedankengang und die Empfindungen eines Volkes klar zu machen, ehe man deren Gebräuche „unsittlich“ nennt oder sonst in einer Weise ein abfälliges Urteil abgibt. Unsere Sitten vertragen ein solches oft auch dann nicht, wenn der Fremdling sich in unsere Anschauungen hineinzufinden suchte. Dann vielleicht erst recht . . .

„Steht die Verbindung der Dame (taupou) mit dem Freier (Manaia) fest,“ heißt es bei Stuebel, „so be-

geben sich beide in das Dorf des Manaia. Die Frauen werden von etwa fünf oder sechs ihrer Auluma begleitet, die die Soafafine<sup>1)</sup> der Dame heißen. Die Dame ist mit einer feinen Matte bekleidet, darüber mit einer anderen feinen Matte, die mit vielen Siapo (Rindenstoff) zusammen arrangiert ist. Man nennt diese Bekleidung das Laufau. Auf dem Wege wird gesungen. Die Gesänge heißen die Tini der Dame und des Manaia, da ihre Namen darin genannt werden. Man singt, bis man in das Dorf des Manaia kommt. Dort angekommen, werden viele Speisen zubereitet. Trotzdem schlafen die Dame und der Manaia noch nicht zusammen. Es vergeht eine Nacht und ein Tag. Darauf folgt der Tag, der für die öffentliche Entjungferung<sup>2)</sup> der Dame bestimmt ist. Das ganze Dorf versammelt sich nun auf dem Dorfplatze und setzt sich auf die eine Seite desselben. Die Soafafine und die Dame sitzen auf der anderen Seite. Der Manaia und zwei Tulafale oder Häuptlinge sitzen vor dem ganzen Dorfe (d. h. in der Front vor ihren Dorfgenossen). Der eine sitzt auf der einen, der andere auf der anderen Seite des Manaia. Der Manaia sitzt in der Mitte. Vor ihnen ist eine weiße Matte<sup>3)</sup> ausgebreitet. Sie sitzen mit untergeschlagenen Beinen. Hierauf kommt die Dame (auf sie zu) die feine Matte, mit der sie bekleidet ist, ist dicht unter den Achsel-

---

<sup>1)</sup> soa = Brautwerber, (fafine = Frau).

<sup>2)</sup> Das Wort hierfür ist faamaseiau. Für jedes nicht öffentliche Perforieren, wie für die Handlung selbst wird tui-stechen gebraucht.

<sup>3)</sup> ie sina = die gewöhnliche, langhaarige, weiße Matte, oder ie tutupupau = die weiße Matte mit nur kurzen Flocken.

höhlen festgehalten. Ist sie nahe herangekommen, so befiehlt der eine der beiden, die zur Seite des Manaia sitzen, der Dame zurückzugehen. Sie kehrt nach dem Ort zurück, wo ihre Soafafine sind. Diese sprechen ihr Mut ein, sie solle mutig wieder vorgehen. Hierauf begibt sich die Dame wieder an den Platz, wo der Manaia sitzt. Es ist in dem Belieben der Tula-fale, die bei dem Manaia sind, wie oft die Dame hin und her zu gehen hat. Halten sie es für an der Zeit, daß die Dame entjungfert wird, so rufen sie ihr zu, die Dame solle herankommen. Die Dame kommt, legt ihre Hände auf die Schultern des Manaia und tut so, als ob sie niederknien wolle. Hierauf sticht dieser mit dem Zeigefinger nach oben in den Geschlechtsteil der Dame. Das Blut fließt hierauf auf die vor dem Manaia ausgebreitete Matte. Fühlt der Manaia, daß ihr Geschlechtsteil von dem Zeigefinger des Manaia durchstoßen ist, so wirft sie die feine Matte, die unter ihren Achselhöhlen befestigt war, von sich und begibt sich nackt nach der Seite des Dorfplatzes, wo ihre Soafafine sind. Alle Menschen auf dem Dorfplatze sehen, wie das Blut an ihren Beinen herabläuft. Der Manaia hebt seine Hand in die Höhe und zeigt das Blut, das an seinem Zeigefinger ist und ruft aus: „Die Dame ist unversehrt befunden.“ Der Lärm im Dorfe ist groß, ebenso die Freude der Soafafine der Dame. Sie tanzen, lösen ihre Lavalava, umarmen und küssen die Dame und schluchzen vor Liebe.

Die Dame begibt sich in das große Haus im Dorfe, wo das ganze Dorf und der Manaia versammelt sind. Dann wird ein Moskitovorhang aufgemacht. Die Dame und der Manaia begeben sich in denselben hinein, auch

zwei Frauen, um dem Manaia zu helfen, wenn er mit der Dame den Beischlaf ausübt. Das ist das erste-mal, daß sie den Beischlaf ausüben. Nach ausgeübtem Beischlaf kommen sie heraus und essen. Hierauf baden sie auch zum ersten Male zusammen und die Dame heißt die Ehefrau (faletua) des Manaia.“

Diese Zeremonie findet jedoch nur bei Häuptlings-töchtern statt. Sich ihr zu unterwerfen galt als hohe Ehre. Keiner der Teilnehmer an diesem Feste fand etwas Anstößiges oder gar Unzüchtiges daran und der Ernst der Handlung, die Aufregung der Verwandten und auch des jungen Paares, ob die Prüfung auch be-standen wird, ließ sicher keinen unzüchtigen Gedanken aufkommen. Es ereignete sich, wenn auch höchst selten, daß die Braut nicht intakt befunden wurde. In früheren Zeiten wurde sie in der Regel in einem solchen Falle von dem erbitterten Vater mit der Keule totgeschlagen. Die mildeste Strafe war allgemeine Verachtung. Das Mädchen galt als Prostituierte.

Bei gewöhnlichen Heiraten (Meisake) ging die Defloration im Hause des Bräutigams vor sich. Ihr Verlauf war dann nach samoanischer Überlieferung fol-gender:

In früherer Zeit waren die unverheirateten Männer und Frauen und Mädchen in zwei Teile geschieden. In einem Hause versammelten sich alle unverheirate-ten Frauenzimmer des Dorfes. Das Haus heißt „das Haus der Aualuma“. In einem anderen Hause ver-sammelten sich die unverheirateten Männer. Das Haus heißt „das Fale moe“ (Schlafhaus). Mit diesen Häu-sern hatte es folgende Bewandtnis. Morgens gegen 7 Uhr (wohl früher) begibt sich jedermann zu seiner

Familie, um dort zu arbeiten, wie die Familie es haben will, am Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr versammeln sich die Frauenzimmer in ihrem Hause und ebenso die Männer in ihrem Hause. Jedes Frauenzimmer und jeder Mann hat seine Portion Nahrungsmittel zugeteilt erhalten, die mit in die Häuser genommen und dort am Abend verzehrt wird.

Gibt es in dem Falemoe der Männer einige junge Leute, die unter den Mädchen der Aualuma keine Verwandte haben, so werden sie sich (am Abend) in dem Falemoe verabschieden und sprechen: „Genossen, sitzt ihr auf und eßt zu Abend in unserem Hause, wir aber wollen gehen, um uns zu der Aualuma zu setzen. Nach einiger Zeit werden wir zurückkommen, worauf wir alle zusammen schlafen werden.“ Die jungen Leute gehen nach dem Hause der Aualuma und werden daran denken, um ein Mädchen der Aualuma für einen jungen Mann ihres Falemoe zu werben, damit er sich mit ihr verheirate. Schlimm wäre es, wenn eine Reisegesellschaft aus einer anderen Dorfschaft käme und das Mädchen dann verheiratet würde. Dasselbe tun sie hierauf an vielen Abenden. Darauf wird das Mädchen sagen, man solle ihn holen, damit sie mit ihm reden könne. Hierauf werden sie dem jungen Manne Bescheid sagen: „Wir haben für dich um jenes junge Mädchen soundso geworben.“ Der junge Mann fragt: „Was hat sie euch geantwortet?“ Sie erzählen, das Mädchen habe gesagt, er solle heute abend kommen, damit sie miteinander reden könnten. Der junge Mann antwortet: „Es ist gut, sagt ihr, unter jene Palme vor dem Hause zu kommen; ich werde dort auf sie warten.“ Einer geht und berichtet dem Mäd-

chen: „Er hat gesagt, wir beide sollen strandabwärts nach jener Palme gehen und dort warten, da er nicht in dieses Haus kommen könne, indem dieses Mädchen hier in der Aualuma zu seiner Familie gehöre<sup>1)</sup>. Das Mädchen antwortet: „Gehe voran und wartet beide auf mich. Sobald die Schlafmatten der Aualuma ausgebreitet sind, werde ich zu euch eilen, damit die Aualuma mich nicht fragt, wohin ich gehe.“ Sind dann die Schlafmatten der Aualuma ausgebreitet und sieht sie, daß die Aualuma sich zum Schlafen niedergelegt hat, so erhebt sie sich leise, um hinauszugehen. Die ältere Frau fragt: „Mädchen, wo gehst du hin?“ Das Mädchen antwortet: „Ich gehe hinaus, um am Strand meine Notdurft zu verrichten.“ Die ältere Frau antwortet: „Gehe, aber komme rasch zurück und treibe dich nicht draußen herum.“ Das Mädchen geht, aber nicht nach dem Strande, sondern nach dem Ort, wo der junge Mann auf sie wartet. Hier bespricht sie sich mit dem jungen Mann. Sind sie beide entschlossen, miteinander zu fliehen, so begeben sie sich zu der Familie des jungen Mannes oder der Familie eines Tulafale und schlafen des Nachts miteinander.

Weiß der junge Mann, daß das Mädchen noch mit keinem jungen Mann Umgang gehabt hatte, so bleiben sie des Nachts nicht zusammen, sondern warten bis

---

<sup>1)</sup> Wie schon aus dem ersten Satz dieses Alinea hervorgeht, wird das Fale o le aualuma von Niemandem besucht, der Verwandte, zu seiner Familie rechnende Frauen oder Mädchen, in der Aualuma hat. Es gilt dies vor allem aus deswillen für schicklich und nötig, weil der in der Aualuma in dem Verkehr zwischen den besuchenden Männern und den Weibern herrschende Ton ein äußerst freier ist. Obscönitäten in Wort und Gebärde sind nichts seltenes. (Stuebel.)

zum nächsten Tage. Am Morgen sagt der junge Mann zu dem Matai (Oberhaupt) der Familie: „Diese Dame hier ist eine Jungfrau, sie hat noch mit keinem Manne Umgang gehabt.“ Dann geht die Familie daran, einen Ofen zurecht zu machen und ein großes Schwein zu braten und es der Familie des jungen Mädchens zu bringen. Dieses Schwein wird das Umu tausamaaga (Hochzeitsofen) genannt. Wenn es Nacht geworden ist, begeben sich beide hinter den Moskitovorhang. Dort wird ein Stück Kattun oder ein Siapo ausgebreitet, worauf sich das Mädchen legt. Hierauf ergreift der junge Mann das Mädchen und perforiert (tui) mit seinem Finger (das Jungfernhäutchen). Es wird dies „fai aiga“ genannt. Das Blut läuft auf die ausgebreitete Decke. Hierauf schlafen die beiden zusammen. Am Morgen zwischen 5 und 6 Uhr bringt man die Decke mit dem Blute nach dem Hause der Eltern des Mädchens. Wird die Decke nicht in das Innere des Hauses der Eltern des Mädchens gebracht, so hängt man sie an einen Baum vor dem Hause der Eltern des Mädchens auf. Am Morgen beim hellen Sonnenschein sehen die Eltern des Mädchens die Decke vor dem Hause hängen mit Blut bedeckt, dies gibt den Eltern einen großen Herzenstrost in ihrer Liebe zu dem Mädchen, und sie freuen sich sehr, daß das Mädchen unversehrt zu dem Manne (in die Ehe) gelangt ist. Der Häuptling oder Tulafale der Familie des Mädchens sagt hierauf: „Es ist gut, das Mädchen ist brav, wir wollen fernerhin beten (zu dem Aitu der Familie) daß sie Kinder von dem Manne, mit dem sie lebt (den sie geheiratet) bekommt.“ Auch bringt er einen Siapo dem Mädchen und dem Manne.



Der Vater des Mädchens bringt alsdann nach seinem Gutdünken feine Matten, Siapo, Matten und Moskitovorhänge (aus Siapo) der Familie des Mannes seiner Tochter. Verheiratet sich aber die Tochter eines Häuptlings oder Tulafale und wartet die Familie, daß von seiten des Mannes die Decke (mit dem Blute) gebracht wird, es wird aber keine Decke gebracht, dann wissen die Eltern des Mädchens, daß das Mädchen nicht brav war, daß es keine Decke hat. Das Mädchen wird dann von dem Dorfe Pupu o'a<sup>1)</sup> genannt. Das Wort deutet darauf hin, daß das Mädchen „keine Decke“ hat und trocken ist, wie die Pupu o'a, wenn die Farbe ausgegossen ist, die darin war. Der Kummer der Eltern und der Familie ist groß und groß ihre Scham vor dem Dorfe und der ganzen Dorfschaft, da ihre Tochter mit dem Schimpfnamen Pupu o'a benannt wird.

So ist's in Samoa Brauch. Man kann genau die Stufenleiter der Jungfräulichkeits-Hochschätzung bei den „nichtzivilisierten“ Völkern verfolgen: bei den edlen Volksgenossen unerläßliche Bedingung, bei den niederen in großer Achtung. Je tieferstehend das Volk ist, desto geringer der Respekt vor der Jungfräulichkeit, der dort gänzlich aufhört, wo das Geschlechtsleben tierisch, oder noch schlimmer wird.

Das mögen sich die gesagt sein lassen, die eine „Umwertung des Jungfräulichkeitsbegriffes“ propagieren.

---

<sup>1)</sup> pupu = Kokosnußschale, o'a = die blaune Farbe, mit der man Siapo färbt.

## Zwölftes Kapitel.

# Die Ehe. — Eheformen und Hochzeitszeremonien.

Verbreitung und Alter der Ehe. — Promiscuität, Raubehe und Kaufehe. — Die Promiscuitätslehre. — Westermarcks Gegnerschaft der Promiscuitätslehre. — Promiscuität und Prostitution. — Meine Definition. — Promiscuität und Ehe. — Die Schwächeperioden des Weibes und dessen Schutzbedürftigkeit. — Das Weib die Gründerin der Ehe. — Vaterliebe und Ehe. — Die materielle Eifersucht und der Liebeneid. — Die umgekehrte Kaufehe und die Eifersucht. — Monogamie — eine Fiktion. — Monogamie und Polygamie. — Gruppenehen. — Verwickelte Verwandtschaftsverhältnisse. — Brutale Form der Werbung. — Die „niedergeschlagene“ Braut. — Promiscuität bei den Gruppenehen zur Zeit der Festversammlungen. — Aufhebung aller Tabu-Gesetze. — Der Wert des Weibes. — Arbeitswert und Liebhaberwert. — Gold und Liebe. — Vom reichen und vom armen Jüngling. — Die Höhe des Kaufpreises. — Der Werber und sein Vermittler. — Ein merkwürdiger Verlobungsgebrauch. — Die gezüchtete Sehnsucht. — Prahlerei und Protzenthum in der Südsee. — Das Weib und dessen Eigentum. — Die Verbreitung der Polygamie im Bismarck-Archipel. — Die Ehe auf den Shortlandinseln. — Favoritin und Keksweiber. — Die Angst vor der Schwiegermutter. — Eine vornehme Hochzeit. — Der Bräutigam auf dem Baume. — Der „verschossene“ Bräutigam. — Ein Werbebesuch bei den Motuans. — Die Sonderstellung Samoas. — Europäische Moral und samoanische Unsittlichkeit. — Bigamie und Maitressenwirtschaft. — Die Konkubinen auf Samoa. — Die vernachlässigte und die schlaue Frau. — Koketterie und Eitelkeit beider Geschlechter. — Der sexuelle Kampf. — Gewalt und List. — Der ritterliche Sieger. — Eine samoanische Entführung. — Das äusserste Mittel.

Schidlof, Sexualleben der Australier.

Unter den Institutionen, die für das Leben der Menschen in physischer und nicht minder in psychischer Hinsicht von großer Wichtigkeit und Bedeutung sind, nimmt zweifellos die Ehe den hervorragendsten Platz ein. In welcher Form und bei welchem Volke immer sie uns begegnet — und es gibt tatsächlich kein Volk, bei dem sie nicht existierte —, überall leitet sie bei dem durch sie verbundenen Paare einen neuen Daseinsabschnitt ein. Die hohe Wichtigkeit dieser an sich ganz natürlichen Verbindung zweier verschiedengeschlechtlicher Wesen wird — soweit diese Verbindung nicht bloß eine vorübergehende ist — als ein besonders beachtenswerter und denkwürdiger Akt von den meisten, sowohl hochzivilisierten als auch auf niedriger Kulturstufe stehenden Völkern mit allerlei Zeremonien und Feierlichkeiten begangen, bei denen vielfach auch der religiöse Beistand, der Priester, nicht fehlt, der den Schutz und den Segen der Götter auf das neuvermählte Paar herabruft. Ganz oder nahezu gänzlich im Naturzustande verbliebene Völker vereinfachen allerdings die Ehezeremonien oft bis zum gänzlichen Verzicht auf irgendwelche Feierlichkeit.

Viele solcher Zeremonien und Sitten spiegeln, zum Teil recht lebhaft und deutlich erkennbar, die entweder noch gegenwärtig herrschende oder in früheren Zeiten angewendete Form der Werbung wieder und man kann aus den verschiedenen Gebräuchen ersehen, ob die Raubehe oder die Kaufehe, wohl die beiden am häufigsten im Gebrauch gewesenen Arten, sich ehelich zu vereinigen, bei dem betreffenden Volke noch in Kraft bestehen, oder durch eine andere Form

ersetzt wurden. Dies letztere ist speziell bei der Raubehe zumeist der Fall; diese ist nahezu überall durch die Kaufehe abgelöst worden.

Da die Ehe über die ganze bewohnte Erde verbreitet ist und bei den einzelnen Völkern, in ihrer ursprünglichen Form zumindest, ohne fremde Beeinflussung ganz selbständig entstanden ist und sich entwickelt hat, so liegt die Frage nahe, welches Volk es wohl gewesen sein mag, das zuerst an eine mehr oder weniger dauernde Verbindung zweier Wesen zum Zwecke der Befriedigung des Geschlechtstriebes sowohl, als auch — und das ist das wichtigere Moment — zur Fortpflanzung und Erhaltung der Gattung gedacht hat. Die Beantwortung dieser Frage ist keine einfache und sie darf vor allem nicht auf apodiktische Richtigkeit Anspruch erheben.

Sehr viele Forscher, darunter vor allen John Lubbock, J. F. Mc. Lennan, J. J. Bachofen u. a. glauben, daß ursprünglich ein vollständig regelloser Verkehr zwischen den Männern und Weibern bestanden habe und sich erst ganz allmählich aus diesem Urzustande des Geschlechtsverkehrs, nach Lewis H. Morgan in fünfzehn regelrechten Entwicklungsstufen, die Ehe als solche gewissermaßen herauskristallisiert habe.

Die Hypothese von dem ursprünglich regellosen Geschlechtsverkehr — die Promiscuitätslehre — wie sie von den genannten Forschern und noch vielen Gesellschaftswissenschaftlern verfochten wird, gewinnt durch sehr viele Gebräuche, namentlich auch durch gewisse Formen der Prostitution in ältesten Zeiten manche Wahrscheinlichkeit und auch verschiedene

Sitten einzelner wilder Stämme scheinen auf eine ursprünglich in der Tat vorhandene Promiscuität hinzuweisen.

Zu wesentlich anderen Resultaten gelangt Ed. Westermarck, der die Promiscuität als Vorläuferin der Ehe entschieden bestreitet und seinen Standpunkt, daß die Ehe so alt sei, wie die Menschheit selber, eingehend sowohl soziologisch als auch naturwissenschaftlich zu begründen sucht.

Ich selbst kann mich jedoch nur der Ansicht seiner Gegner anschließen, allerdings mit der Einschränkung, daß nicht überall und unter allen Umständen die Promiscuität das ursprüngliche war — wozu sowohl das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter als auch die dünne Bevölkerung beigetragen haben wird —, daß aber die Promiscuität neben der Ehe zweifellos bestanden hat und aus ihr die Prostitution hervorgegangen ist.

Ich definiere Prostitution einfach als geschlechtliche Promiscuität auf einseitig interessierter materieller Grundlage.

Was aber hatte die promiscue lebenden Urvölker überhaupt bewogen, an Stelle der Promiscuität die Ehe zu setzen?

Ich glaube auch dafür eine Erklärung gefunden zu haben. Mir erscheint es nämlich sehr plausibel, daß die Weiber, die während der Mutterschaftsperiode — der Zeit der Gravidität, des Puerperiums und der Lactation — sich doch in einem Zustande verminderter Arbeitsfähigkeit befanden, in ihrer Unterstützungsbedürftigkeit sich an diejenigen um Hilfe wandten, der sie in den Zustand zeitweiliger Schwäche versetzt

hatte. Sie lohnten die ihnen gewährte Hilfe an Schutz und Nahrung wohl durch kleine Dienstleistungen, die es dem Manne wünschenswert erscheinen ließen, dieses vorübergehende Verhältnis zu einem dauernden zu machen. Das Vatergefühl, das im Gegensatz zu manchen Tieren, ursprünglich beim Menschen sicher nicht vorhanden war, begann sich bei längerem Zusammensein mit dem Kinde zu regen und, besonders nach Entdeckung von Ähnlichkeiten im Äußern und im Charakter, zu entwickeln und es wurde zu einem weiteren Antriebsmittel, das Familienband zu knüpfen und zu befestigen. Meiner Anschauung nach hat also in erster Linie das Weib und erst in zweiter Linie der Mann die Ehe begründet. Von seiten des Mannes war es aber sicher sehr bald der Wunsch, das Weib für sich allein zu besitzen — hauptsächlich als Dienerin, dann erst als Geschlechtswesen — der ihn so rasch auf die Intentionen desselben eingehen ließ.

Diese größere Eifersucht auf die Dienstleistungen des Weibes, als auf das sexuelle Monopol auf dasselbe ist bei vielen Naturvölkern noch deutlich erkennbar. Nicht die Untreue durch Gewährung der Liebesgunst — ich will diese Empfindung Liebeneid benennen — an einen andern ist das aufregende Moment, sondern die zumeist mit der Untreue verbundene Gefahr, das Weib könne weglaufen, zu dem Nebenbuhler ziehen und diesem dann die geschätzte Arbeitskraft widmen, läßt den Ehebruch als so schweres Verbrechen erscheinen.

So wie sich die Kaufehe bei den zivilisierten Völkern in das Umgekehrte verwandeln konnte — statt der Männer sind die Weiber die Kaufenden — so muß-

ten sich auch andere mit der Ehe in Verbindung stehende Erscheinungen ins Gegenteil verkehren, und so sehen wir denn: die Eifersucht des zivilisierten Weibes ist ebenfalls viel weniger oder oft gar nicht auf das sexuelle Monopol, das es auf den Mann zu haben glaubt, gerichtet, sondern sehr viel mehr auf dessen Arbeitskraft und Dienstleistungen, — in der Umwertung in Form von Geld, — die das Weib durch die Nebenbuhlerin zu verlieren fürchtet.

Was nun die einzelnen Eheformen betrifft, so gibt es wohl keine, die sich nicht auf dem australischen Festlande und den Südsee-Inseln vertreten fände: die Monogamie, d. h. das offizielle Zusammenleben mit nur einem Weibe — eine wirkliche Monogamie gibt es nicht, ihr Vorkommen ist allzu sporadisch, um als Eheform Bedeutungswert zu haben — hat ebenso ihre Anhänger, wie die bis zur Grenze der Promiscuität gehende Gruppenehe, bei der ein ganzer Stamm sich mit einem anderen verheiratet und Männer und Weiber gemeinsamer Besitz sind. Zwischen diesen beiden Extremen finden sich alle Arten der Polygamie mit ihrem Gefolge von Konkubinen und Keksweibern, Beischläferinnen und Sklavinnen.

Das Leben des Australiers, sagt v. Hellwald, bewegt sich ausschließlich innerhalb der Familie, aber die Familienverhältnisse selbst sind so primitiv, wie der ganze Entwicklungszustand der Rasse überhaupt. Daß das ethische Prinzip der Monogamie nicht vorhanden ist, bedarf kaum der Erwähnung bei Menschen, die dem ehelosen Urzustande der Vorzeit so nahe stehen. Letzteren charakterisierte, wie namhafte Forscher sehr wahrscheinlich gemacht, auch in diesem

Punkte ausgedehntester Kommunismus, der keinen Unterschied von den Gewohnheiten der Tierwelt erkennen läßt. Von der Gemeinschaftsehe (Hetärismus) der urzeitlichen Geschlechtsgenossenschaften zu der an gewisse Satzungen geknüpften Polygamie, wie bei den Australiern, ist nun schon ein unleugbarer Fortschritt. Nach den übereinstimmenden Versicherungen aller Beobachter ist Vielweiberei in Australien allgemein üblich, aber nur in wenigen Teilen stark im Gebrauch, sonst nur bis zu drei Weibern, je nach dem Vorrat an Opossum und Känguruh, ja Lortsch bemerkt, daß, obschon auch die Frauen für den Unterhalt sorgen müssen, die Fälle nur selten sind, daß ein Mann mehr als eine Frau und höchstens drei Frauen habe und auch letzteres komme fast nur bei den Häuptlingen vor. Der Hauptgrund liegt wohl, wie Lortsch meint, in der ziemlich genauen Übereinstimmung der Zahl beider Geschlechter und in der Seltenheit des Cölibats. Dagegen ist, anderen Beobachtern zufolge, das weibliche Geschlecht äußerst ungleich verteilt, was wegen der Sitte der Mädchentötung sehr glaubhaft erscheint. Einige Männer haben mehrere Weiber. Morill kannte einen Eingeborenen, der sogar deren neun hatte. Auch Pratt lernte einen Häuptling mit einem ganzen Harem kennen. Wenn Oldfield behauptet, daß es in jedem Stamme viele frauenlose Männer gibt, so kann es sich nur um vereinzelt Beobachtungen handeln. Die Weise, wie die Australier zu ihren Frauen kommen, ist verschieden, teils Kauf, teils Raub, immer aber halten sie strenge an dem Verbote, daß kein Mann eine Frau heiraten darf, die mit ihm auch nur den gleichen Familiennamen führt.



Bestimmte Familiennamen kehren nämlich, wie bei uns die Schulze und Müller, am ganzen Kontinent wieder und ihre Träger gelten als Stammesgenossen, unter denen die Ehe verpönt ist, obgleich die betreffenden Personen nach unsern Begriffen gar nicht mehr als verwandt gelten können. Es scheint, daß die Familien der Australier in zwei bestimmte Gruppen zerfallen. Jede Gruppe umfaßt wieder zwei Abteilungen, deren jede aus einem Manne und einem Weibe mit besonderen Namen besteht. Die Übersicht derselben ist im Südosten folgende:

	Mann	Weib
I. Gruppe:	Ippai . . . . .	Ippata
	Kumbo . . . . .	Buta
II. Gruppe:	Murri . . . . .	Mata
	Kubbi . . . . .	Kubbota

Nach den Ehegesetzen darf ein bestimmter Mann nur eine bestimmte Frau heiraten und zwar nur aus einer bestimmten Gruppe. Die aus dieser Ehe entsprungenen Kinder werden in eine ebenso bestimmte Gruppe versetzt. Dadurch werden die einzelnen Familien in ihren verschiedenen Gliedern gleichmäßig Angehörige der Gruppe. Die Übersicht über diese Vorgänge ist folgende:

Ippai heiratet die Kubbota.

Die Kinder werden Murri und Mata.

Murri heiratet Buta.

Die Kinder werden Ippai und Ippata.

Kubbi heiratet Ippata.

Die Kinder werden Kumbo und Buta.

Kumbo heiratet Mata

Die Kinder werden Kubbi und Kubbota.

Man sieht hieraus, das die Kinder inbetroff des Ranges der Mutter folgen, aber in eine andere Familie versetzt werden als jene, in die die Mutter gehört. (Müller.)

Mitunter werden die Mädchen schon als Kinder verlobt und oft an Männer, die älter sind als ihre Väter. Sonst erkaufte der Mann seine Gattin durch Geschenke von deren nächsten Verwandten, bei diesen Werbungen entscheiden das persönliche Ansehen und der Reichtum, welche wieder von der physischen Kraft und den vollbrachten Taten abhängen. Daher geschieht es nicht selten, daß ältere Männer die jugendlicheren schöneren Mädchen heimführen, während mancher Jüngling mit einem älteren Weibe sich begnügen muß.

Zeremonien finden bei den Werbungen gar nicht statt. Wenn die beiden Teile miteinander einverstanden sind, so führt der Bräutigam seine Braut ohne weiteres heim und sie sind Mann und Frau. Nicht immer aber läuft die Sache so glatt ab, oft wird das Mädchen mit nieder gehaltenem Kopfe heulend und schreiend, ihrem künftigen Gatten vom Vater mit Gewalt übergeben. Zeigt sie Widerstreben, so versetzt ihr der Vater einen Schlag, schreit das Mädchen, so hört man auch die Mutter heulen. Ein zweiter Schlag folgt, worauf das Mädchen vom Gatten nach seiner Gunjah geschleppt wird. Kehrt sie zu den Eltern zurück, so schleift sie der Vater gewaltsam zum Gatten und sticht sie mit dem Speer ins Bein, um sie am Weggehen zu verhindern. Bei den meisten Stämmen indes gewinnt man die Braut durch Raub, der stets an dem Individuum eines fremden Stammes verübt wird. Den Vorgang dabei schildert Oldfield wie folgt: Fällt

auf solchem Raubzuge den Australiern ein ungeschütztes Frauenzimmer in die Hände, so geht er gerade nicht allzu zart mit ihr um. Man betäubt sie durch einen Schlag mit dem Tomahawk oft so heftig, daß das Blut stromweise hervorquillt, schleift sie an den Haaren in das nächste Gebüsch und wartet, bis ihr die Besinnung wiederkehrt. Erwacht sie aus ihrer Ohnmacht, so muß sie ihrem Räuber folgen, der die Beute bei seiner Horde in Sicherheit bringt. Ist dies geschehen, so erfolgt eine Szene so haarsträubend, daß sie sich der Schilderung entzieht. Die Verwandten des Mädchens rächen einen solchen Eingriff in ihre Rechte nicht, sie entschädigen sich nur bei nächster Gelegenheit durch eine ähnliche Tat. Dies Verfahren ist so alltäglich, daß nach Collins Angabe die Kinder es sogar im Spiel und zur Übung nachahmen. An vielen Orten Australiens ist der Frauenraub bloß noch Zeremonie, immerhin würden unter dieser Voraussetzung selbst die australischen Hochzeitsgebräuche europäischen Damen nicht angenehm sein. Der Bräutigam überfällt bei Nacht die Gunjah, in der die Geliebte schläft, wackt sie und ihre Eltern mit Knüttelschlägen herzhaft durch und schleppt die ohnmächtige Braut weg. Sobald sie sich wieder erholt hat, ist sie des Mannes Frau und ihm sehr ergeben und zugetan. Der Mann hat seinerseits manchen Strauß zu bestehen, denn er muß sein Eigentumsrecht an die Frau gegen alle weiberlosen jungen Wilden der Horde mit den Waffen verteidigen und dabei geht es nicht selten wild und hart genug her. (Globus.)

Auch dort, wo, wie z. B. weiter nördlich zum Golf von Carpentaria, sich mehr die individuelle

Ehe vorfindet, ergeben sich durch die Gebräuche doch viele Gelegenheiten, wodurch die Ehe von viel weiterer Natur ist. Genau genommen mag man da, nach Spencer, drei Arten von ehelichen Verhältnissen unterscheiden: Im ersten Falle ist es jenes normale Verhältnis, in dem ein Weib der Besitz eines Mannes ist, der jedoch seine Frau anderen Männern leihen kann und es auch tut, vorausgesetzt jedoch, daß diese zu der Gruppe der gesetzlichen Gatten gehören, unter denen er dem einen oder anderen unter gewissen Umständen sein Weib leihen würde. Im zweiten Falle haben wir schon weitergehende eheliche Verhältnisse, bei denen das Weib bei gewissen Gelegenheiten selbst mit solchen Männern geschlechtlichen Verkehr haben kann, für die es unter gewöhnlichen Verhältnissen unbedingt tabu ist. Diese Männer sind nicht bei jedem Stamme die gleichen, aber in jedem Falle haben außer den Repräsentanten der mehr oder weniger verbotenen Gruppen die Männer jener Gruppe, der der eigene Gatte angehört, Verkehr mit dem Weibe. In der besonderen Zeit, in der das Weib einem bestimmten Manne zu eigen gegeben wird, treten die Gruppenrechte klar zutage und auch entsprechende noch weiter gehende Rechte machen sich kenntlich. An dritter Stelle stehen bereits jene Verhältnisse, die sich bei der Veranstaltung gewisser Zeremonien und bei der Aussendung von Boten ergeben. In einigen besonderen Fällen ist das Verleihen der Weiber in seinen Motiven ganz klar: es ist eine Erkenntlichkeit für gewisse geleistete Dienste oder Gefälligkeiten; aber in den meisten Fällen fehlt eine genügende Erklärung. In der einen oder anderen Zeit hat jeder Mann sein Weib

zum Gebrauche für andere Männer der verschiedensten Klassen, wenn sie ein Fest veranstalten, zu senden, falls deren Weiber wieder als Gegenleistung bei gleicher oder ähnlicher Gelegenheit ihm zur Verfügung gestellt werden. Während der Dauer solcher Veranstaltungen herrscht, wie wir wiederholt erfahren haben, die größte Zügellosigkeit und ein Mann kann sogar mit seiner *murra*, die unter gewöhnlichen Verhältnissen für ihn auf das strengste tabu ist, geschlechtlich verkehren, und auch in dem Falle, wenn deren Gatte ihm nicht im Geringsten verpflichtet ist. Jedermann ist zu gewissen Zeiten gehalten, auf das alleinige Recht auf sein Weib oder seine Weiber, die ihm angetraut, zu verzichten.

Wie immer sich aber auch die geschlechtlichen Verhältnisse bei den Naturvölkern gestalten mögen, so ist die Raubehe doch nahezu überall durch die Kaufehe ersetzt worden.

Dieses System, ein Weib durch Bezahlung eines Kaufpreises, sei es in Geld oder Naturalien, zu erwerben, findet vielfach eine ganz verkehrte Beurteilung. Es ist mit Rücksicht auf die ökonomischen Verhältnisse der in Frage kommenden Völker einfach das normale, vorausgesetzt, daß es sich wirklich um Bezahlung einer Kaufsumme und nicht um ein wohl in der Form ähnliches und aus gleichen Motiven herstammendes, aber dem Wesen nach nicht mehr dasselbe bedeutendes Brautgeschenk des Mannes handelt.

Dort, wo der Kauf als solcher, ohne jede Beschönigung stattfindet, ist er vollauf berechtigt und eine sehr ehrliche Art und Weise der Brautwerbung und Erwerbung. Das Weib re-

präsentiert für die Eltern bei den Naturvölkern ein Arbeitskapital, dessen Erträgnis durch die Verheiratung nicht nur den Eltern verloren geht, sondern dem künftigen Gatten zu Gute kommt. Dieses Arbeitskapital erfordert eine entsprechende Ablösung, die sich auch, das muß besonders in Betracht gezogen werden, nicht nach den materiell wertlosen Reizen, sondern nach den ökonomisch wertvollen Arbeitsfähigkeiten berechnet. Daß nebenbei auch „Liebhaberwerte“ bezahlt werden, hat mit dem eigentlichen Kern der Sache nichts zu tun und tangiert dieselbe in keiner Weise. Daraus ergibt sich auch, daß sich das Weib bei den Naturvölkern sehr wohl seines ökonomischen Wertes bewußt ist und etwa vorhandene, oder vielleicht auch eingebildete, Reize auf das Stammkapital zuschlägt.

Die Verhandlungen werden sehr oft in Gegenwart des Mädchens geführt, das in zweifacher Hinsicht interessiert an ihnen teilnimmt und sich gegen eine Unterbietung von seiten des Werbers gar nicht selten viel energischer sträubt, als der vielleicht mit noch mehr Töchtern gesegnete Vater, der wegen allzu großem Vorrat das Mädchen unter dem Preis hinwegzugeben sich geneigt zeigt. Nur wo wirkliche Liebe im Spiel ist, tritt die Preisfrage bei dem Mädchen in den Hintergrund; es muß sich in diesem Falle aber schon um eine große Leidenschaft handeln, wenn der arme Jüngling über den reichen den Sieg davon tragen soll.

Der Kauf geschieht entweder direkt durch den Bewerber oder eine Mittelsperson, in der Regel durch einen Verwandten des Freiers.

Auf den vom Grafen Pfeil besuchten Südsee-Inseln darf der Heiratskandidat seine Braut nicht selbst

wählen, dies tut vielmehr der Bruder der Mutter, der eigene ältere Bruder oder der Häuptling, niemals der Vater. Dieses Gesetz darf indes lediglich als eins in der Theorie bestehendes aufgefaßt werden, weil es gänzlich der Natur des Kanaken widerspricht, seinen Willen durchzusetzen, wo ihm eventl. ein energischer Widerstand geboten werden dürfte. Widersetzte sich also der Heiratskandidat der für ihn getroffenen Wahl, so wäre weder Onkel, Bruder oder Häuptling in der Lage, ihn zu deren Anerkennung zu zwingen. In der Praxis gestaltet sich daher die Sache meist so, daß der gewählt habende Jüngling seine Wahl dem zuständigen Wähler mitteilt und dieser dann das Gefecht eröffnet. Das Weib wird natürlich gekauft und es hängt ihr Preis sowohl von der Stellung ihrer Familie als von der des Käufers, erst in letzter Linie von ihren persönlichen Vorzügen ab. Ein einflußreicher Mann verkauft seine Tochter nicht billig, noch erhält er ein Mädchen für den Preis, den ein nur minderbegüterter zu geben brauchte. Der Kaufpreis schwankt indessen ungemein, für 15 Faden Dewarra ist schon ein Weib geringerer Qualität zu haben, für Primaware, im Sinne des Kanaken, werden unter Umständen 200 Fäden Dewarra und darüber bezahlt.

Den Preis empfängt der Bruder von der Mutter des Mädchens, die Mutter nur einen Teil. Ist kein Onkel vorhanden, so tritt der Bruder, oder der nächste männliche Verwandte an die Stelle. Man sieht also, daß, wenn auch der Vater kaum ein Anrecht an die Kinder hat, und wenn auch der Mutter die Sorge für sie obliegt, es doch die männlichen Verwandten sind, die den durch Verkauf der Töchter erzielten Vorteil

einstecken, ein Recht, das sich indessen durch die Mutter vererbt.

Wenn alle Präliminarien bezüglich der einzugehenden Ehe erledigt sind, so begibt sich der glückliche Bräutigam drei Monate lang in den Busch, wo er von den Früchten des Waldes, resp. von denen der See und ohne ordentliches Obdach lebt. Erstens kann er hier kein anderes Weib finden, die seine Gedanken von seiner Erwählten ablenkt, ferner soll er hierdurch an sich selbst die Erfahrung machen, wie un bequem das Leben für den Mann ist, wenn er es ohne den Beistand und die Fürsorge einer Frau verbringen muß und es soll in ihm das Verlangen nach der durch die in Aussicht stehende Heirat zu erwartenden Bequemlichkeit geweckt werden. Während dieser Probezeit darf er von keinem Mitgliede der Familie oder des Dorfes erblickt werden, wer ihn sieht, ist gezwungen, ihm ein kleines Geschenk an Dewarra zu machen. Natürlich sucht der Einsiedler auf einsamen Wegen seinen Bekannten und Verwandten in den Weg zu treten, da die auf diese Weise leicht erworbenen Kapitalien eine nicht zu verachtende Mitgift in die Ehe sind. Wird er dagegen in der Nähe des Dorfes ertappt, muß er nicht allein Strafe zahlen, sondern erhält auch eine ordentliche Tracht Prügel, wenn er gerade mehreren jungen Leuten in den Weg läuft. Nach Ablauf der Probezeit kann die Hochzeit vor sich gehen. Das Mädchen wird durch ihre Mutter zum Hause des Mannes geführt. Dieser gibt ein großes Kai-Kai, d. i. ein Essen, zu dem alle Verwandten und Bekannten die feinsten Delikatessen beisteuern. Zur Vollziehung der Hochzeit gehört auch, daß der junge Gatte nunmehr



seinen Namen wechselt und einen neuen annimmt, mit dem alten angedredet zu werden, gilt als Zeichen der Geringschätzung. Den Verwandten seiner Frau muß er jetzt Geschenke machen, doch empfängt er andere dafür wieder, das größte Geschenk macht indes der Häuptling des Dorfes, der übrigens ganz genau weiß, daß er bei dem „Kai-Kai“ doch wieder auf seine Kosten kommen wird, und vom jungen Ehemann ein Geschenk von Dewarra zu fordern hat.

Dem Mädchen sind inzwischen von Verwandten und Bekannten allerlei Kleinigkeiten wie Kokosshalen, Matten, auch wohl einige Stücke Dewarra geschenkt worden. Dieses Trousseau wird nun ebenfalls in das Haus des Mannes übergeführt. Die Verwandten und Freundinnen sind mit dieser Aufgabe betraut und wissen in deren Erledigung den Anschein zu erwecken, als sei die Braut die Besitzerin unendlicher Habe. Zu dem Zweck wird jeder einzelne Artikel der Ausstattung von einer Person getragen, ja größere Gegenstände oft in ihre Bestandteile zerlegt, um durch das Tragen dieser die Anzahl der Botengänge möglichst zu vermehren. So sieht man bei einer Hochzeit einen ganzen Zug von Weibern und Mädchen zwischen den Häusern hin und herrennen, alle mit dem Transport der Ausstattung beschäftigt, die wahrscheinlich noch nicht eine Traglast für einen Mann ausmachen würde. *Auri sacra fames!* Auch unter den Kanaken ist Armut Sünde, gibt Besitz Ansehen, und um sich den Anschein von Wohlstand zugeben verfällt man auf Kunstgriffe, mittels deren man den Zuschauern Sand in die Augen zu streuen versucht. Gelingen kann es ja doch nicht, denn unter den Kanaken weiß man so gut, wie bei uns

„wies gemacht wird“. Große Zärtlichkeit kann man unter Kanakeneheleuten nicht wahrnehmen, sie wissen von vornherein ganz genau, wie sich ihr Leben und ihre Stellung zu einander gestalten wird, die Frau ist die Dienerin des Mannes und hat ihm Kinder zu erzeugen und für seine äußeren Lebensbedürfnisse Sorge zu tragen. Er läuft im Walde und am Strande umher und sieht möglichst wenig von der Frau, daher ist das Gegenstück zur mangelnden Zärtlichkeit wenigstens eine ruhige Verträglichkeit und lärmende und scheltende Ehen sind eine große Ausnahme.

Will jemand heiraten, ohne doch im Besitz des erforderlichen Kaufpreises zu sein, so macht ihm sein Oberhaupt den erforderlichen Vorschuß, der junge Ehemann ist indessen gezwungen, bis zu dessen Rückzahlung für seinen Gläubiger gewisse Arbeiten zu verrichten, ja er tritt zu diesem in ein gewisses Hörigkeitsverhältnis. Auf diese Weise erhält der Häuptling nicht allein hohe Zinsen für sein vorgestrecktes Kapital, sondern auch einen Einfluß über die ihm Verschuldeten und durch sie unter den Dorfangehörigen im allgemeinen.

Man sollte fast meinen, daß ein solches unbedingtes Eigentumsrecht des Mannes an dem Weibe zu Herabsetzung der letzteren auf die Stufe eines besseren Haustieres führen sollte, dem ist jedoch nicht so, dem in vorstehend geschilderten Verhältnissen innewohnenden unwürdigen Moment steht ein ihm ziemlich die Wage haltender Umstand gegenüber. Die Frau ist nämlich Alleinbesitzerin alles des von ihr in die Ehe gebrachten Heiratsgutes, und alles dessen, was sie sich während der Ehe zu erwerben vermag. Nur

die Gartenfrüchte gehören beiden Teilen gemeinsam, doch so, daß, wenn Verkäufe stattfinden, der Erlös geteilt oder ganz genau festgestellt wird, wessen Eigentum die verkauften Früchte waren. Dieses Recht der Frau auf selbständiges Eigentum ist so sehr zum Wohnheitsrecht geworden, daß nur in den allerseltensten Fällen eine Übertretung seitens der Männer vorkommen soll. Dies liegt auch schon darin begründet, daß das Weib in der Ehe der fleißigere, mithin wohlhabendere Teil ist. Eine gewaltsame Entziehung ihres Eigentumes würde ihren Erwerbssinn lähmen, nur freiwillig wird sie von dem Erworbenen ihren Mann unterstützen, tut dies indessen in weitem Umfange.

Durch ihre materielle Unabhängigkeit vom Manne und die Macht des größeren Besitzes ist das Entwürdigende ihrer Stellung wieder ausgeglichen und sie steht somit dem anderen Geschlecht eigentlich ziemlich unabhängig gegenüber. (Pfeil.)

Dieses Verhältnis zwischen Mann und Weib ist das primitive. Es wieder herzustellen ist das Ziel der Feministen. Sie vergessen aber, daß sich in dem Augenblick auch alle anderen, und für das Weib nicht gerade angenehme Konsequenzen entwickeln würden...

Bezüglich der Stellung des Weibes in der Ehe teilt Schnee uns mit, wie die Kehrseite der Medaille aussieht:

Bei den Eingeborenen gilt Mutterrecht, d. h. das Verhältnis zwischen den Verwandten mütterlicherseits (Niuruna) ist für Familien- und Erbrecht entscheidend, wogegen das Verhältnis zwischen Vater und Sohn nur eine untergeordnete Rolle spielt. Wenn ein Eingeborener

borener stirbt, so beerbt ihn im allgemeinen der Sohn seiner Schwester, eventuell sein Bruder von derselben Mutter, doch nicht sein Sohn. Gewalthaber über die Frau ist ihr „Matuana“, ihr Onkel mütterlicherseits, eventuell ihr Bruder, nicht aber ihr Vater.

Die natürliche Grundlage des Mutterrechtes dürfte sein, daß die Verwandtschaft zwischen Mutter und Kind und damit überhaupt zwischen den Verwandten von der Mutterseite augenscheinlich und zweifellos ist, während bezüglich der Vaterschaft Zweifel entstehen können. Bei den Kanakern kommt hinzu, daß die Ehe sehr häufig getrennt wird, sei es, daß die Frau einen anderen heiratet, oder von ihrem Manne wegläuft, sei es, daß der Mann die Frau zu ihren Verwandten zurückschickt. In diesen Fällen wird jede Verbindung zwischen dem Vater und seinen Kindern gelöst. Die Mutter nimmt stets die Kinder mit, so daß allein die mütterliche Verwandtschaft Wirkungen entwickelt. Daß das Mutterrecht mit einer herrschenden Stellung der Frau in früherer Zeit zusammenhängen sollte, halte ich für äußerst unwahrscheinlich, da die Weiber überall im Bismarck-Archipel eine untergeordnete Stellung einnehmen und als Arbeitstiere für den faulen Gatten funktionieren müssen.

Es herrscht Vielweiberei bei den Eingeborenen. Die große Mehrzahl der Männer haben jedoch naturgemäß nur eine (offizielle!!) Frau. Nur reiche Leute können sich den Besitz mehrere Frauen leisten, die durch ihre Arbeit dem Eheherrn ein faules, bequemes Leben sichern. Der an den Oheim der Frau zu entrichtende Kaufpreis beträgt etwa 20—100 Faden Tabu. Die höchste Zahl von Frauen, die Schnee angetroffen

hat, nämlich zehn, besaß der alte, angesehene Häuptling Towiringe in Kabaira. Eine von dem genannten Forscher in der Neulauenburggruppe veranstaltete Zählung der Eingeborenen ergab, daß dort von 663 verheirateten Kanakern 600 je eine Frau hatten, 57 je zwei Frauen, 5 je drei Frauen, und nur ein Eingeborener vier Frauen. Ähnlich dürfte das Verhältnis auf der Gazellehalbinsel sein, wo die zerstreute Besiedelung des Landes bisher einer genauen Zählung unüberwindliche Hindernisse bereitet.

Auf den Shortlandsinseln ist nach Ribbe die Ehe ein recht lockeres Band, das Mann und Weib miteinander verbindet. Alle Rechte sind auf seiten des ersteren. Das Weib ist mehr Sklavin und Lasttier, als Genossin und Gefährtin. Die Frau wird gekauft und zwar schon recht zeitig; der Kaufpreis richtet sich nach dem Ansehen der Familie, aus der das Mädchen stammt. Vielweiberei ist gestattet und kommt häufig vor, doch haben nur die aus gleichgestellten Familien stammenden Frauen Gattinnenrechte, die übrigen sind nur Keksweiber.

Eine Häuptlingsfrau, deren jeder Häuptling, nebst einer unbeschränkten Zahl von Sklavinnen, mehrere haben kann, ist tabu. Sie darf für gewöhnlich bei Lebzeiten ihres Ehegemahls von keinem fremden Manne gesehen werden. Die Männer müssen, wenn eine Häuptlingsfrau naht, davonlaufen; tun sie es nicht, so verfallen sie in Strafe. Die hochgestellten Frauen verdecken sich ihren Kopf meistens mit den jetzt überall auf den Shortlands-Inseln eingeführten Laba-Laba. Wie es scheint, wird in den letzten Jahren diese Sitte, die an mohammedanische Vorschriften erinnert,

nicht mehr sehr streng ausgeführt und beinahe nur noch angewendet, wenn die Häuptlingsweiber jung sind.

Eine der Häuptlingsfrauen, fast immer die Favoritin, muß dem Gemahl die Speisen zubereiten. Sie und alle diejenigen, die irgendwie mit der Speise in Berührung kommen, müssen in Gegenwart des Häuptlings davon essen, damit bewiesen wird, daß keine Vergiftungsversuche vorliegen.

Eine Häuptlingsfrau darf, solange ihr Mann lebt, sich außerhalb ihrer Hütte nicht auf ihren Füßen gehend sehen lassen.

Der Schwiegersohn soll seine Schwiegermutter nach der Hochzeit nicht sehen und nicht mit ihr verkehren. Wenn er ihr begegnet, soll er sie nicht erkennen, sondern schleunigst davonlaufen und sich verstecken.

Auffallende Sitten herrschen bei der Verheiratung einer hochgestellten Frau. Sie wird natürlich, wie allgemein üblich, gekauft und zwar für einen höheren Preis als eine niedrig gestellte Frau. Die gesamten Bewohner des Dorfes, in das die Frau hineinheiratet, machen ein großes Festessen fertig. Tage- ja wochenlang dauern oft die Vorbereitungen; ist alles fertig, besteigen die Männer und eine Anzahl Frauen die Kanus. Die ganze Speise wird mit in die Kanus geladen und dann so schnell als möglich nach dem Dorfe der Braut gerudert, denn die Speisen müssen noch warm sein, wenn sie den Verwandten und Bekannten der Braut überreicht werden. Dann findet ein gemeinsames Essen statt, hierauf folgt ein Tanz. Zuerst wird von den Männern, dann von den Frauen getanzt. Es

ist nicht erlaubt, daß die Männer bei dem Frauentanze zugegen sind, selbst dem Bräutigam nicht. Dem letzteren ist es jedoch gestattet, auf einen abseits stehenden Baum zu klimmen und von dort durch die Zweige und Blätter die tanzenden Weiber zu beobachten. Hierauf müssen, nachdem der Bräutigam mit seinen Leuten nach seinem Dorfe zurückgekehrt ist, die Bewohner der Nachbardörfer demselben Essen bringen und tanzen. Nachdem diese Festlichkeiten wochenlang gedauert haben, d. h. nachdem man so ziemlich alle Vorräte aufgegessen hat, nachdem das letzte Schwein geschlachtet worden ist, wird endlich die Braut von dem Vater, Bruder oder Onkel, wer gerade der höchste in der Familie ist, nach dem Orte des Bräutigams gebracht.

Alle Männer und beinahe sämtliche Weiber geben ihr das Geleit. Die Braut sitzt in dem größten Kanu und ist mit Matten bedeckt. Nähern sich die Kanus der Heimat des Bräutigams, so haben alle Männer davonzulaufen, bis die Braut und die anderen hohen Frauen an das Land gegangen sind, bis der Weibertanz, der von beiden Parteien, d. h. von den weiblichen Verwandten der Braut und auch von denen des Bräutigams aufgeführt wird, zu Ende ist. Dieser Weibertanz ist nun recht wenig graziös und schön, er besteht in Körper- und hauptsächlich in Gesäßverdrehungen, ist wohl auch häufig mit obscönen Bewegungen verbunden. Die Männertänze finden statt, wenn alles Volk wieder am Strande versammelt ist. Wenn diese Tänze — der Männertanz unterscheidet sich von dem bei anderen Festlichkeiten üblichen — vorüber sind, wird die Braut dem Bräutigam übergeben, und eine oft

mehrere Tage dauernde Festlichkeit, die nur aus Mangel an Stoff beendet wird, beschließt die Hochzeit.

Höchst interessant sind bei den Bewohnern der Torresstraße-Inseln die verschiedenen Heiratsbräuche, bei denen der Eheantrag von seiten der Mädchen ausgeht oder vielmehr ausging, da die Missionare ohne sichtbaren, vernünftigen Grund dieses verboten haben. Die Verlobungen, sozusagen, fanden gewöhnlich während des „Kaptanzes“ statt, und ein guter Tänzer war dann sicher, einen Antrag zu erhalten. War ein Mädchen verliebt in einen Jüngling, dann flocht sie ein Tiapuru, ein Armband, gab dieses der Schwester des Auserwählten und sagte: „Gib dieses Tiapuru deinem Bruder, sage ihm, daß ich ihn liebe, und daß er heute nacht zu mir kommen möge und bei mir schlafen!“ Nun aber kommen die Verwandten, Vater, Mutter und Brüder des Mädchens und mischen sich ein, ein großes Schimpfen beginnt, ja sogar zum Schein, ohne Absicht zu töten, schießt man mit Pfeilen nach dem Bräutigam, verwundet ihn an einer ungefährlichen Stelle, z. B. am Schenkel, und wenn dann ein Tropfen Blut fließt, dann ist die Sache in Ordnung, und der Bursche bekommt das Mädchen.

Der Einfluß der Missionare hat da allerdings viel geändert und heute finden die Trauungen nach christlicher Art in der Kirche statt. Ja, so weit hat sich die alte Sitte schon verschoben, daß die Mädchen den Burschen ihre Liebesanträge schriftlich machen. Haddon hat derartige Liebesbriefe auf Schiefertafeln gefunden, die zum Schreibunterricht gedient haben. Da ist auch von treuer Liebe und Worthalten die Rede, wie die mitgeteilten Proben in der Ursprache und



Übersetzung beweisen. Bei Reichen herrschte die Polygamie, doch war die erste Frau die Hauptfrau, die über die übrigen gebot. Ein fester Preis für eine Braut bestand nicht, doch galt ein Mädchen im Durchschnitt soviel, wie ein Kanu, eine Dugongharpune, ein Halsband aus Hundezähnen u. dgl., je nach Güte. Ehehindernisse gab es verschiedene, das wichtigste ist schon in Verbindung mit dem Totemismus angeführt worden; und kein Mann konnte ein Mädchen mit dem gleichen Augud (Totem) heiraten. Andere Ehehindernisse waren durch Verwandtschaftsehen bedingt. Lewiratsehen sind häufig, Scheidung kommt selten vor. Es werden Fälle erwähnt, wo Untreue der Frau oder deren Infruchtbarkeit zur Scheidung führten. Da die Insulaner über ihr Alter selbst im Unklaren sind, so konnte auch das durchschnittliche Heiratsalter nicht genau festgestellt werden, doch scheint bei den Jünglingen das Alter von 20—25 Jahren maßgebend zu sein; die Mädchen heiraten etwas jünger. (Globus.)

Von den Motuans, einem Kannibalenstamm in Neu-Guinea, berichtet uns Pratt:

Die Männer heiraten nach ihrem achtzehnten Lebensjahre die Mädchen viel jünger, denn sie sind für diese Doppelsegnung bereits mit vierzehn als reif erachtet. Was die Männer betrifft, gibt es auch Ausnahmen von der Regel, denn Pratt begegnete einem erfahrenen jungen Gentleman von vierzehn Jahren, Kaukwai, der ihm mit einer Miene tiefer Weisheit anvertraute, daß er bereits zwei Weiber gehabt und alle beide entlassen habe.

In den Dörfern findet sich keine klare Form irgend-

einer Regierung. Es fand sich überall der unvermeidliche Häuptling, aber seine Autorität war nicht groß. Die Dorfsassen sind aber geradezu außerordentlich konservativ in ihren Gewohnheiten und Heiraten zwischen zwei entfernten Dörfern sind ungewöhnlich. Ein Mann, der es wagt, ein Weib von irgendeiner Entfernung sich zu holen, erlangt den Ruf einer unternehmenden Person. In Amana fand Pratt zum Beispiel einen Dolmetsch, der ein Foulaweib geheiratet hatte, und dieser Mann war als energisch bekannt. Er hatte entweder den Foula-Dialekt erst von seinem Weibe gelernt, oder ihn sich angeeignet, als er sich in Foula aufhielt, um sich um sie zu bewerben.

Die Methode des Werbens ist auch bei den Motuans mehr geschäftlich als romantisch. Der angehende Freier kommt gewöhnlich zu diesem Entschlusse während eines Tanzfestes, das durch Aufruf von Hügel zu Hügel zustande gekommen ist. Wenn das Mädchen zustimmt, findet es der Werber nicht immer für nötig nach der Einwilligung des Vaters zu fragen, aber wenn Gegenleistung gefordert wird, dann ist er weder lässig noch schamhaft. Er steckt den Preis in einen Sack und nähert sich dem Hause des Herrn, indem er kühn eintritt und sich unaufgefordert niedersetzt. Nicht selten kommt auch das Mädchen dazu, läßt sich in einer Hängematte nieder und lauscht den Verhandlungen, die über ihr Schicksal bestimmend sind. Der Freier nennt sofort seinen Preis; denkt der alte Herr, daß ein gutes Geschäft dabei herauschaut, dann ist er sofort geneigt, über die Sache mit sich reden zu lassen. Ist Tabak vorhanden, dann greift der Freier zu des Hausherrn Pfeife, dem

„Bau-bau“, tut einige kräftige Züge, gibt sie dem Vater, kratzt sich mit beiden Händen heftig den Kopf und beginnt dann tüchtig zu handeln. Hält der Vater die Heirat für eine gute Sache, dann weigert er sich selten lange, seine Einwilligung zu geben, wenn er aber der Ansicht ist, daß der junge Mann unterbiete, dann bleibt er hartnäckig, bis der Jüngling den Preis genügend erhöht hat. Sobald der Vater eingewilligt hat, wird die Braut sofort und ohne weitere Umstände mitgenommen. Es gibt weder Zeremonie noch Hochzeitsfest.

Samoa nimmt, wie man bereits bemerken konnte, unter den Inseln der Südsee eine ganz exzeptionelle Stellung ein. Seine Bevölkerung ist außerordentlich interessant und vor allem sehr sympathisch; es ist nur mehr als bedauerlich, daß die sympathischen Eigenschaften der Samoaner durch die europäische Moralgefexerei immer mehr unterdrückt werden. Admiral v. Werner schrieb: „Es wäre wünschenswert, daß die Südseeinsulaner von uns Europäern geschont und in ihrer Eigenart erhalten werden, daß man ihnen nur das nimmt, was die christliche Religion den dortigen Verhältnissen angepaßt, unbedingt fordern muß“. Leider bewegen sich aber diese Forderungen auf einem sehr verkehrten Gebiete!

Reinecke, der den Satz v. Werners zitiert, fügt demselben zu: „Eine gewaltsame Unterdrückung des Nationalgefühls eines Volkes wirkt leicht demoralisierend. — Man könnte sogar in rein wissenschaftlichem Sinne noch weitergehen, als v. Werner und wünschen, daß alles getan würde, um dieses interessante und glückliche Völkchen nicht nur in seiner Eigenart mög-

lichst zu erhalten, sondern es in seine alten und echten Sitten und Lebensanschauungen zurückzusetzen und so gewissermaßen Samoa zu einem „ethnologischen Garten“ oder „Museum“ zu machen und der Nachwelt zu bewahren. Das ist aber leider unmöglich.“

Den Erfolg der europäischen „Erziehung zur Sittlichkeit“ konnten wir bereits an der Unterdrückung der öffentlichen Deflorationszeremonie konstatieren. Der Erfolg ist glänzend: Die weißen Damen auf Samoa und die öffentliche Meinung brauchen sich nicht mehr sittlich zu entrüsten; dafür wird der Manaia an Stelle der auf ihre jungfräuliche Würde stolzen Häuptlingstochter, der vorbildlichen und wahrhaft vornehmen taupou, eine Dame zur Gattin kriegen, die ihm mit unverschämten Lächeln das Geld vorweisen wird, das sie sich durch längere oder kürzere Prostitution bei den „sittlichen“ Weißen erworben hat. Der edle Häuptlingssohn, der letzte Sprosse einer Reihe tapferer und ausgezeichneten Fürsten, wird mit dem widerlichen Grinsen des Zuhälters die Braut und die Mitgift in Empfang nehmen — die barbarischen, wilden Sitten des Brautkaufes, des Jungfräulichkeitsbeweises und anderer „obszöner“ Gebräuche sind dank der so geläuterten europäischen Moral ausgerottet . . .

Kehren wir aber noch einmal zu diesen Sitten zurück.

Eine eigentliche Kaufehe besteht in Samoa nicht, denn die Brautgeschenke werden in der Regel durch gleichwertige Gaben erwidert. Diese Gaben werden Toga und Oloa genannt.

Obwohl die Polygamie Sitte ist, so beträgt die Zahl der rechtmäßigen Frauen in der Regel doch nicht

mehr wie zwei. Daß an dieser Zahl bei den meisten polygamischen Völkern festgehalten wird, könnte wohl als Beweis angesehen werden, daß dieselbe die richtige und normale ist. Aus der Nichtachtung dieser Tatsache allein ist das Maitressenwesen entsprungen, das dazu führt, daß so viele Männer, die sich's leisten können — wenn auch zuweilen auf Kosten fremder Taschen — sich die mangelnde zweite Frau außerhalb des Hauses erhalten. Schlimmer steht es mit denen, die nicht in der Lage sind, für die Kosten zweier Haushaltungen, wobei die illegitime meist kostspieliger ist, als die legitime, aufzukommen. Solche Männer, denen die Einehe keine Genüge leistet — die Gründe hierfür werde ich in meinem bereits erwähnten Werke ausführen — fallen der Prostitution zum Opfer und führen durch Angebot und Nachfrage derselben wieder neue Opfer zu. Auf diese Weise wird der schöne circulus vitiosus geschaffen, dessen Quadratur zu finden sich alle Gesetzgeber, Soziologen und nicht zuletzt die Feministen, die bei solchen Fragen am meisten das große Wort führen, vergeblich anstrengen.

Die hygienischen Abstinenzvorschriften — sie werden noch ausführlicher Erwähnung finden — machen auf Samoa die Polygamie, zumindest aber die Bigamie unerlässlich.

An diese Abstinenzvorschriften wird schon während der Hochzeit gedacht.

Wenn ein jung verheiratetes Weib seinen Einzug in das Heim des Ehemannes machte, wurde sie von einer Bruderstochter begleitet, die in Wirklichkeit eine Konkubine war. Ihr Bruder würde es als einen Mangel von Pflicht und Achtung gegenüber seiner

Schwester angesehen haben, wenn er seine Tochter nicht zu diesem Zwecke hergegeben hätte, und auf diese Weise auch den Unwillen des Hausgottes auf sich herabbeschworen haben. Mangels eines Bruders versorgte sie die Verwandtschaft der Mutter mit einer Ehrenjungfer. Von da ab hatte der Häuptling eine, zwei oder drei Konkubinen. (Turner.)

Bezüglich der Polygamie der Häuptlinge heißt es bei Stuebel:

Die Samoaner hatten früher die Sitte, daß ein Mann eine größere Anzahl von Frauen hatte. Diese Frauen wurden das Taunonofo genannt. Einzelne Häuptlinge und Manaia hatten je sieben, zehn und mehr.<sup>1)</sup> Gleichwohl wohnten die Frauen nicht zusammen in einer Familie oder in einem Hause, sondern jede Frau hatte ihre besondere Familie, wo sie wohnte und die für sie sorgte.<sup>2)</sup> Eines Tages wird der Manaia oder Häuptling daran denken, seine Zeit (Nächte) unter sein Taunonofo zu verteilen. Er wird es für richtig halten, jeder Frau zwei Nächte und zwei Tage zu widmen. Dies geschieht dann, indem jeder Frau ihre Nächte besonders zugeteilt werden, in denen der Manaia sie in der Familie, wo sie wohnt, aufsucht.<sup>3)</sup> Eines Tages wird die eine Frau sehen, daß ihre Nächte

---

<sup>1)</sup> ma ona tupu = und mehr.

<sup>2)</sup> Dies waren die verschiedenen Familien von Tulafale, die in diesem Fall an den Heiratsmatten besonders beteiligt waren.

<sup>3)</sup> Ein Häuptlingssohn, der in dem Hause seines Vaters wohnt, wird so alle seine Frauen auswärts wohnen haben. Ein selbständiger Häuptling hat in der Regel nur eine seiner Frauen in seinem eigenen Hause wohnen, der Rest wohnt in den verschiedenen Familien seiner Tulafale.

ihr genommen sind, indem ihr Ehemann in dieser Zeit mit einer anderen Frau zusammen ist. Sie macht sich dann auf und geht zu ihrer Familie zurück, denn sie weiß, daß ihre Nächte ihr von einer anderen Frau weggenommen sind, weil der Manaia oder der Häuptling sie verabscheut. Sieht eine andere Frau, daß jener Frau ihre Nächte weggenommen sind und daß sie zu ihrer Familie zurückgekehrt ist, so wird sie sich einer List bedienen, um damit den Manaia oder Häuptling zu prüfen, ob er sie haben will oder nicht, denn sie würde sich sehr schämen, wenn es hieße, daß ihr ihre Nächte weggenommen worden seien. . . . Sie wird flüchten (in ihre Familie zurück), um zu erfahren, ob der Manaia oder Häuptling einige von seinen Leuten schicken wird, sie zurückzubringen. Werden einige Leute geschickt und wird sie getrieben, daß sie zurückkehrt, so wird sie große Freude empfinden und sie wird sich sagen, daß sie es ist, auf die sich besonders die Wünsche des Häuptlings oder des Manaia richten. Kommen keine Leute sie zurückzutreiben, so wird sie die Lüge aussprengen: „Der Manaia oder der Häuptling habe sie wohl haben wollen, sie aber habe nicht gewollt, daher bin ich hierher geflüchtet, weil ich nicht will.“

Bei den samoanischen Damen sind alle weiblichen Eigenschaften genau so zu finden, wie überall, die guten und die schlimmen. Doch hat bei ihnen die Eifersucht doch das edlere Motiv des Liebeneides, das man sonst so selten findet und das auf einem glücklichen Eilande, auf dem Mutter Natur in verschwenderischer Fülle für alle materiellen Bedürfnisse sorgt, auch besser gedeihen kann.

Infolge dieser günstigen ökonomischen Lage ist die Koketterie auf beide Geschlechter ziemlich gleich verteilt. Die sexuellen Anlockungsmittel kommen von beiden Geschlechtern in Anwendung, Jünglinge und Mädchen, beide gleich eitel auf ihre Schönheit und beide bestrebt, sie durch reichen, duftenden Blumenschmuck, durch Salben und wohlriechende Öle noch zu erhöhen und reizender zu machen, kämpfen hier einen scharfen Kampf um die gegenseitige Eroberung. Einer der beiden Teile muß schließlich unterliegen, entweder indem er besiegt wird oder den Kampf aufgibt. Alle Hilfsmittel des Krieges werden angewendet, List und Gewalt, und dem besiegten Teile, der, wenn es das Weib ist, zugleich der eroberte ist, bleibt schließlich nichts anderes übrig, als sich auf Gnade und Ungnade dem Gegner zu überliefern. In den meisten Fällen, besonders wenn das Mädchen unschuldig ist, nützt der Sieger seine Übermacht keineswegs in brutaler Weise aus; ritterlich respektiert er die Keuschheit des Mädchens, bis er als anerkannter Gatte das Recht hat, von der Geliebten Besitz zu ergreifen. Diese Rücksicht fällt weg, wenn das Mädchen entweder bereits vorher geschlechtlichen Verkehr gepflogen oder den Mann, den es durch Liebesbeteuerungen und Liebesversprechungen an sich gefesselt, in schnöder Weise verrät und der — sehr empfindlichen — Rache ihrer Verwandten überliefert.

Früher war folgendes Brauch, heißt es in den samoanischen Texten: Ein junges Mädchen wird von einem jungen Manne einer anderen Familie besucht. Sie reden zusammen und er sagt ihr, daß er sie zur Frau nehmen wolle. Das Mädchen antwortet ihm, sie



wolle es sich überlegen. Wenn der junge Mann das Mädchen das nächste Mal trifft, sagt er zu ihr: „Mädchen, was wird aus meiner Angelegenheit, von der ich mit dir gesprochen habe?“ Das Mädchen antwortet: „Ich habe dir gesagt, ich wolle es mir überlegen.“ Der junge Mann sagt zu ihr: „Gib mir Bescheid.“ Das Mädchen antwortet: „Gut, unser beider Angelegenheit wird geordnet werden, aber wir wollen unser beider Spazierengehen hinausschieben. . .“ Der junge Mann sagt: „Das ist schlimm, denn außer mir gibt es viele junge Männer in unserem Dorfe; kommt ein anderer, wirst du diesen dir wünschen und mich verwerfen. Ich aber denke, daß wenn du willst, daß unsere Sache zustande kommt, es auch rasch geschehe.“ Das Mädchen antwortet: „Sei nicht furchtsam, ich werde keinen andern Mann heiraten, denn ich habe dich sehr lieb, aber, worauf es ankommt, ich möchte noch nicht heiraten, nur weil ich noch länger spazieren gehen möchte.“ Der junge Mann antwortet: „Ich bin voller Furcht, denn ich bin nicht allein ein Mann, ich möchte, es geschehe rasch.“ Das Mädchen antwortet: „Gut, aber wir wollen nicht gleich gehen, sondern, wenn du morgen nachts kommst, wollen wir gehen.“ In der Nacht, die das Mädchen bestimmt hat, kommt der junge Mann und trifft das junge Mädchen nicht, das geflohen ist und sich verbirgt. Der junge Mann wartet und leidet unter dem Tau und den Moskitos. Hierauf geht er in großem Zorn nach Hause. Wenn er das Mädchen das nächste Mal trifft, wird er ihm sagen: „Mädchen, wie schlecht ist dein Lügen; während ich auf dich wartete, bin ich von Moskitos und Tau gepeinigt worden.“ Das Mädchen sagt:

„Freund, sei mir nicht böse und habe keine Furcht, ich bin nicht wo anders hingegangen. Ich blieb zu Hause, um den Rücken meines Vaters zu massieren, der am Fieber leidet.“ Der junge Mann sagt: „Mädchen, ich weiß wohl, daß du lügst. Wo hast du dich verborgen? Unsere Sache muß aber gleich jetzt abgemacht werden.“ Hierauf antwortet das Mädchen: „Freund, habe keine Furcht, wenn mein Vater wohl ist, wollen wir nächste Woche, am Mittwoch Abend gehen.“ Hierauf sagt der junge Mann: „Mädchen, du machst mir Sorge, denn ich sehe, daß du eine Kokette bist. Ich meine aber, daß wenn du mich liebst, wir alsbald gehen.“ Das Mädchen antwortet: „Wenn du in Sorge bist, so erlaube mir, daß ich gehe und meinem Vater Wasser bringe, denn ich bin schon lange hier und er wird sehr durstig sein; aber komme übermorgen nacht und dann wollen wir gehen.“ In jener Nacht kommt der junge Mann, aber das Mädchen ist wieder falsch. Er wartet und wartet, aber es kommt kein Mädchen. Er leidet von den Moskitos und dem kalten Tau, denn der Morgen ist nahe. Trotz alledem geht das Mädchen ihm weiter aus dem Wege. Es gelingt dem jungen Mann nicht mehr, sie zu sprechen wie früher. Nun wird der junge Mann unwillig und heißt seinen Freunden dem Mädchen aufzulauern. Wenn sie angetroffen wird, so soll sie vergewaltigt<sup>1)</sup> werden als Vergeltung für die Peinigung, der er durch die schlechte Behandlung und das schlimme Lügen des Mädchens ausgesetzt war. Hierauf begibt sich ein junger Mann von seinen Freunden zu der Familie des

<sup>1)</sup> Vergewaltigt hat hier die Bedeutung von „gewaltsamer Entführung“.

Mädchens, um mit ihm näher bekannt zu werden. Das junge Mädchen weiß aber nicht, daß dieser junge Mann der Freund des anderen jungen Mannes ist, den sie betrogen hat. Sie wird mit dem jungen Mann bekannt und dieser erfährt, wo das Mädchen ihre Arbeit zu tun und wo sie spazieren zu gehen pflegt. Hierauf erzählt der junge Mann dem anderen jungen Mann und seinen Freunden, wo das junge Mädchen sich aufzuhalten pflegt und um welche Zeit es dorthin geht. Nun verbergen sich der junge Mann und seine Freunde an dem Ort, wo das junge Mädchen hinzukommen pflegt. Wenn sie das Mädchen kommen sehen, so geht einer der jungen Leute zu ihr und spricht mit ihr über verschiedene Dinge und sucht nach einem einsamen Ort, wo das Mädchen in die Falle gelockt werden kann. Das Mädchen fragt: „Freund, wo kommst du her?“ Der junge Mann antwortet: „Ich hatte gefischt und ging mit meinem Fang nach Hause, jetzt komme ich, um reife Bananen dort aus jener Pflanzung zu holen.“ Das Mädchen fragt: „Bist du allein?“ Der junge Mann antwortet: „Ich bin allein.“ Das Mädchen sagt: „Ich möchte reife Bananen essen.“ Der junge Mann sagt: „Komm, wir wollen hingehen, denn ich komme hier nicht wieder vorbei, ich werde jenen kürzeren Weg hinaufgehen, da meine Bürde schwer ist.“ Dann gehen die beiden an den einsamen Ort und wenn der junge Mann sieht, daß niemand da ist, der zusieht, greift er das Mädchen an der Hand und sagt zu ihr: „Mädchen, komm, ich habe etwas sehr Gemeinsames mit dir im Sinne, ich werde dich vergewaltigen, denn der junge Mann ist deines Lügens müde.“ Jetzt kommt der von dem Mädchen belogene junge Mann rasch her-

bei, greift das Mädchen an der Hand und wirft es zur Erde, während es laut jammert. Dann wird es von dem jungen Mann und seinen Freunden in die Höhe gehoben. Man schließt ihr den Mund mit einem Stück Siapo und trägt sie durch den Busch zu der Familie des jungen Mannes. Dort angekommen, jammert sie nicht mehr, denn sie weiß, daß es unnütz ist und daß sie ruhig bleiben muß und sehen, ob sie wieder entwischen kann, solange sie noch nicht entehrt ist. Der junge Mann und seine Freunde sorgen gut für das Mädchen und bewachen es. Andere junge Leute machen einen Ofen zurecht und bereiten Taro zu, auch ein Schwein. Dieser Ofen heißt: umu tausamaaga. Man erzählt den Eltern des jungen Mannes, die zu dem Mädchen kommen, von dem Mädchen. Dann sagen die Eltern des jungen Mannes, man solle gut für das Mädchen sorgen und es nicht körperlich festhalten, sondern abwarten, ob ihre Familie sie suchen werde. Kommt die Familie auf der Verfolgung an, so werden in dem Hause der Eltern des jungen Mannes Reden gehalten. Die Familie verlangt, daß man rasch das Mädchen zu ihr bringe und daß man erkläre, warum das Mädchen vergewaltigt worden sei. Nun holt man den jungen Mann mit seinen Freunden und das Mädchen, damit sie darüber Aufschluß geben, warum das junge Mädchen vergewaltigt worden ist. Der junge Mann erzählt: „Vergebung, nicht aus Bosheit oder Übermut ist sie vergewaltigt worden, sie ist vielmehr nur deshalb vergewaltigt worden, weil sie lange Zeit mich belogen hat und ich durch ihr Lügen gepeinigt worden bin. Deshalb habe ich sie ergriffen und sie festgehalten.“ Ist die Familie des Mädchens einver-

standen, so ist es möglich, daß das Mädchen dem jungen Manne als seine Frau übergeben wird. Ist die Familie nicht einverstanden, so wird sie als List süße Worte anwenden, um damit das Mädchen zurückzuhalten. Will das Mädchen jedoch bei dem jungen Manne bleiben, so ist es möglich, daß sie zu ihrer Familie sagt: „Geht ihr, ich werde bei dem Manne bleiben (d. h. die Frau des Mannes werden), der mich vergewaltigt hat.“ Hierauf bleibt sie. Wird aber das Mädchen von dem jungen Mann vergewaltigt und die Familie erfährt dies rasch, so wird diese sich sofort auf die Verfolgung machen und den Weg suchen, auf dem man das Mädchen vergewaltigte (wegschleppte). Werden die, die das Mädchen vergewaltigten (in flagranti) ergriffen, so schlägt man sie, und die Familie nimmt das Mädchen wieder mit sich fort. Geschieht dies, so haben die, die geschlagen worden sind, keine Ruhe. Wenn sie nach langer Zeit wieder gesund sind, werden sie wieder dem Mädchen auflauern, und wenn sie wieder seiner habhaft werden, werden sie es in den Busch schleppen, es an Armen und Beinen festhalten, worauf es perforiert wird und der junge Mann rasch mit ihm den Beischlaf ausübt. Dann gehen die beiden in die Familie des jungen Mannes, und wenn die Familie des Mädchens wieder kömmt und die Auslieferung des Mädchens verlangt, so wird das Mädchen antworten: „Kehrt zurück, es ist unnütz, daß ich weggehe, denn der Häuptling, der mich vergewaltigt hat, hat mich entehrt.“ Dann bleibt sie als Ehefrau bei dem Manne, der sie perforiert hat.

---

## Dreizehntes Kapitel.

# Die Aberrationen in der Ehe. — Die Weiberleihe.

Die Gesetzlichkeit der Ehe. — Der Koran und das eheliche Recht. — Das Raffinement der Naturvölker. — Die Formen und Arten des Koitus. — Das Mu-yang in Westaustralien. — Schamlosigkeit der Eingeborenen. — Koitusvorstellungen. — Cunnilingus. — Die Kinder von Sonsol. — Der Einfluß der Nahrungsmenge auf die Sinnlichkeit. — Der Koitus interruptus. Analer Koitus und Päderastie. — Der Koitus inter mammas. — Die mutuelle Manustupration. — Künstliche Koitusbehelfe. — Waldgeister und Bestialität. — Aberrationen und geschlechtliche Abstinenz. — Abstinenzvorschriften. — Die Weiberleihe eine Aberration. — Weiberleihe und gastliche Prostitution. — Nochmals der Unterschied. — Die Weiberleihe in Zentral-Australien. — Die Weiberleihe als Botengeschenk. — Weiberleihe und Gruppenehe. — Wahlbrüderschaft und Homosexualität. — Wahlbrüderschaft und Weiberleihe. — Weiberleihe und Ehebruch.

Mag die Zeremonie an sich noch so primitiv sein, und — wie wir gesehen haben, — einfach nur in der Übergabe des Kaufpreises bestehen oder sogar auf diese Form verzichten, immerhin wird ein Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Verhältnissen gemacht, der oft allein darin besteht, ob das Paar zusammenhaust und zusammen wirtschaftet oder nicht. Ist ersteres der Fall, dann wird die Ehe als rechtsgültig von den Volksgenossen angesehen und den Vermählten stehen alle Rechte und Pflichten von Ehegatten zu.

Im Koran, Sure II: „Die Kuh“, V. 223 heißt es: „Euere Weiber sind euch ein Acker. Gehet zu euerem Acker, von wannen ihr wollt; aber schicket etwas zuvor für euere Seelen und fürchtet Allah und wisset, daß ihr ihm begegnen werdet. Und verkünde Freude den Gläubigen.“

Von dieser Erlaubnis, sich bei Befriedigung des Geschlechtstriebes verschiedener Arten zu bedienen, machen nicht nur die Muhammedaner Gebrauch; auch die australischen Eingeborenen, die sicherlich den Koran nicht kennen, haben im großen Buche der Natur, das einzige das sie zu lesen, wenn auch nicht immer richtig zu verstehen vermögen, genügende Anleitung zu solchen Dingen gefunden, die man für gewöhnlich als ein Monopol der Zivilisation hinstellt.

Es gibt wohl keine Praktik, die im ehelichen Leben der Naturvölker nicht geübt würde; ja sie zeigen in diesen Dingen, die sie ja, wie wir erfahren haben, seit ihrer frühesten Kindheit nicht nur vor Augen haben, sondern selbst ausüben, ein Raffinement, um das sie mancher genußhungrige Lebegreis beneiden könnte.

Die Art und Weise, wie die Naturvölker den Koitus vollziehen, ist sowohl vom anthropologischen, als auch vom ethnologischen Standpunkte interessant.

Ploß hat über dieses Thema einige Mitteilungen gesammelt, von denen ich im Folgenden einige wiedergebe, ergänzt durch Stellen, die ich in der mir zugänglichen Literatur finden konnte. Aus Gründen, die ich bereits auseinandergesetzt habe, findet sich dieses Thema nur selten berührt; erst die neuere Forschungsmethode widmet diesem so wichtigen Gegenstande eine größere Aufmerksamkeit und wird ihm

wahrscheinlich auch in künftigen ethnologischen Schriften mehr Raum zur Verfügung stellen.

Der Beischlaf wird nach dem Bericht des Missionars Kempe bei den zentralaustralischen Schwarzen am Finke-Creek liegend vollzogen; diese Beobachtung bezieht sich auf die Umgebung der Missionsstation Hermansburg nahe der Mac Donnellkette.

Bei den Australierinnen am Vincent-Golf (bei Adelaide) sollen nach Köhler die Schamteile etwas mehr als bei anderen Völkern zurückstehen, daher die Männer, „was übrigens bei den meisten Australiern Sitte ist“ die Begattung von hinten vollziehen. Dagegen sind in einigen Gegenden Australiens unter den Stämmen besondere Stellungen beliebt. Eine Koitusstellung, die sich gänzlich von der anderer Völker unterscheidet, ist in Westaustralien gebräuchlich; Fletscher Moore berichtet, daß sie dort mit dem Worte Mu-yang bezeichnet wird. Die Weise ihrer Begattung ist sitzend, Gesicht gegen Gesicht. Auch versicherte Oberländer, der sich in Australien längere Zeit aufhielt, daß sich dort die Paare im Sitzen auf der Erde hockend Brust an Brust, bei eigentümlicher Verschränkung der Beine umfassen. v. Miklucho-Maclay hat hierüber genauere Erkundigungen eingezogen. Die Eingeborenen entblöden sich nicht, die Begattung vor Zuschauern am hellen Tage vorzunehmen, wenn man ihnen ein Glas Gin verspricht. Dabei nehmen sie die hockende Stellung ein in einer von Miklucho-Maclay bildlich dargestellten Weise. Die Frau befindet sich zunächst in Rückenlage, der Mann hockt zwischen ihren Schenkeln nieder und zieht



die noch immer liegende Frau an sich, bis die Geschlechtsteile aneinandertreffen. Zuweilen wird der Koitus in dieser Stellung, der Mann hockend, die Frau liegend zum Abschluß gebracht; in den meisten Fällen ist dieselbe aber nur die Präliminarstellung für ein weiteres Verfahren, indem der im Niederhocken verharrende Mann, den Oberkörper der Frau vom Boden erhebend und an den seinigen heranziehend, Brust an Brust, in engster Umschlingung den Begattungsakt vollzieht.

Ein zuverlässiger junger Mann, Morton, berichtet als Augenzeuge weiteres:

Eines Abends, als er sich in der Nähe eines Camps von Eingeborenen befand, fiel es ihm ein, einen Eingeborenen, der um ein Gläschen Gin bettelte, aufzufordern, vor ihm den Koitus auszuführen. Der Eingeborene entfernte sich willig, um ein Weib zu rufen, das auch bald darauf erschien. Ohne irgendwelche Zeichen von Verlegenheit zu äußern, machte sich der Mann an das Weib, wobei das Weib die vorstehend erwähnte Positur annahm. Die Operation ging nach der Meinung des Mannes nicht rasch genug von statten, weshalb er mit der Bemerkung: „So dauert es zu lange, werde es auf die englische Manier (english fashion) versuchen,“ das Weib auf den Rücken zu legen nötigte, und selber, auch liegend, den Koitus zu Ende brachte. Infolge von Erzählungen anderer erfahrener Weißen war die Aufmerksamkeit Mortons nach dem Koitus auf das Weib gerichtet. Er bemerkte daher folgendes: Nachdem der Mann aufgestanden war und nach dem Gläschen Gin langte, richtete sich auch die Frau auf, stellte die Beine auseinander und mit

einer schlängelnden Bewegung des Mittelkörpers warf sie mit einem kräftigen Ruck ein Konvolut von weißlichem Schleim (Sperma?) auf den Boden, worauf sie sich entfernte. Diese Art, sich des Spermas zu entledigen, die sogar eine bestimmte Benennung im Dialekt der Eingeborenen aufweisen soll, wird, nach den Aussagen der weißen Ansiedler Nord-Australiens, von den eingeborenen Weibern nach dem Koitus gewöhnlich ausgeübt, mit der Absicht, keine weiteren Folgen des Zusammenseins mit einem weißen Manne durchzumachen. Wenn die Weißen solche Schaustellungen fordern, werden diese schon korrumpierten Eingeborenen allerdings in ihrer Sittlichkeit nicht gerade gefördert werden. (Ploß.)

Cunnilingus ist bei allen Naturvölkern stark im Schwange und aus Kubarys Berichten über die Sonsoner war zu ersehen, daß sogar die Kinder bereits auf diese Aberration vorbereitet werden. Ein Gleiches wird jedenfalls mit dem Coitus in os der Fall sein. Coitus inter mammas ist bei einer ganzen Anzahl von australischen Völkern, namentlich bei den Zentralaustraliern nachgewiesen. Vereinzelte sonderbare Gelüste von Männern und Weibern können nicht in Betracht kommen, da es sich hier nur um die Feststellung der Norm handeln kann. Zweifellos treibt die geschlechtliche Phantasie auch bei den Naturvölkern seltene Blüten und veranlaßt sie zu hypererotischen Versuchen. Man darf übrigens nicht vergessen, daß die dunkelfarbigen Völker, speziell die mit negroidem Typus, einen sehr starken Geschlechtstrieb haben, der ja bekanntlich die Neger in Amerika den weißen Frauen so gefährlich macht und nicht selten zu grau-

samen Repressalien in der Form von schrecklichen Lynchgerichten führt. Ferner muß in Betracht gezogen werden, daß der Wilde, sofern er in einer halbwegs an Lebensmitteln reichen Gegend wohnt und von den lieben Weißen nicht zu Tode gehetzt wird, keine anderen Gedanken hat als die Befriedigung seiner Triebe. In dem Maße, in den er auch die Not des Lebens kennen lernt, unter Hunger und anderen Entbehrungen zu leiden hat und der Kampf ums Leben ihm Mühsal, Sorge und Arbeit beschert, wird er auch in geschlechtlichen Dingen zurückhaltender sein.

Viele Aberrationen mögen auch dadurch entstehen, daß wohl der ungenierte Geschlechtsverkehr von seiten der jungen Leute, nicht aber eine Schwängerung überall toleriert wird. Zumindest bringt sie allerlei Unbequemlichkeiten mit sich und wird gern vermieden. Die sich aus solchen Präventivmaßregeln entwickelnden verschiedenen Praktiken werden dann gewöhnlich mit in die Ehe genommen und von Zeit zu Zeit fortgesetzt.

Ob analer Coitus geübt wird, ist mir nicht bekannt geworden, ausgeschlossen ist dies um so weniger, als die Päderastie unter den jungen Leuten eine schreckliche Verbreitung haben muß. Das Gleiche kann von der mutuellen Manustupration angenommen werden.

Die bei anderen Völkern stark verbreiteten künstlichen Behelfe werden bei den Australiern nirgends erwähnt; bei den Südsee-Insulanern werden zweifellos solche im Gebrauch sein.

Da sich die Australierinnen nicht scheuen, junge Schweinchen zum Säugen an die Brust zu nehmen, so ist der Verdacht auf Bestialität wohl gerechtfertigt.

Über eine Art Faun oder Satyr, der den Weibern gefährlich wird, berichtet Kühn aus Neu-Guinea:

„Von einem dritten Götzen, der in Arfanas stand, erzählte man mir, daß er für junge Mädchen und Frauen sehr gefährlich sei. Wenn dieselben nämlich sich in seiner Nähe unvorsichtigerweise schlafen legten, könnten sie sicher sein, daß sie nach neun Monaten eines kleinen Papuas genäsen. Die Männer von Sekar hätten es gerne gesehen, wenn ich diesen Burschen mit mir genommen hätte. Sie hatten einige aus ihrer Mitte dorthin gesandt, um ihn für mich holen zu lassen, diese waren aber bis zu meiner Abreise nicht wieder zurück.“

Fabelhafte dämonische Tiere als Stammväter ganzer Clanschaften findet man vielfach bei den Polyneisiern. (Ploß.)

Zu mancherlei Aberrationen mag auch die sexuelle Abstinenz Anlaß geben, die zu gewissen Zeiten strenge innegehalten werden soll. Wo diese Abstinenz durch Polygamie korrigiert wird, und das ist ja allerdings meist der Fall, hat dies nichts zu bedeuten. Es kann aber bei einzelnen Stämmen Weibermangel eintreten und dann wird zweifellos nach einem Korrigens gesucht, das den Abstinenzgeboten nicht absolut zuwiderläuft, ihnen begreiflicherweise aber ebensowenig ganz entsprechen kann.

Solche Abstinenzvorschriften bestehen z. B. auf den Fidschi-Inseln. Dort hatte sich der junge Mann, nachdem er zuerst eine dreitägige Wartezeit mitgemacht, nach dem ersten Koitus neuerdings seiner Frau zu enthalten und diese Abstinenz währte je nach Belieben der älteren Aufsichtsfrauen mehrere Wochen.

Ein Übertreten dieses Gebotes wurde unter Umständen selbst mit dem Tode bestraft.

Eine Brautnachtsabstinenz, die irgendwelchen Zusammenhang mit vorzeitigen primae noctis-Rechten haben dürfte, findet sich sehr stark verbreitet.

Die Sitte, der Frau während der Schwangerschaft und während der Zeit des Stillens nicht zu nahen, läßt sich in ganz Australien und in der Südsee nachweisen. Auch hier ist die Frist nicht überall die gleiche. Auf den Shortlandinseln fand Ribbe den Brauch, daß sich der Ehemann eine Zeit vor der Geburt eines Kindes und eine Zeit nachher von der Ehefrau zurückzog und es gilt dort als anständig, daß der Mann während dieser Zeit in einem anderen Hause, mindest aber in einem anderen Raume schlafe.

Wo Vielweiberei Ersatz bietet, wird die Abstinenz bis über die ganze Säugezeit, die zuweilen drei bis vier Jahre dauert, ausgedehnt. Es gilt bei einzelnen Stämmen direkt für unanständig, wenn die Frau, während sie säugt, neuerdings schwanger wird.

Der gleiche Gebrauch, wenn auch weniger streng, herrscht in Samoa.

Nach samoanischer Sitte wird ein Mann mit seiner Frau fünf oder sechs Monate nach ihrer Niederkunft nicht zusammenleben. Denn die sprichwörtliche Redewendung lautet: „Schreite nicht über die stillende Wöchnerin.“<sup>1)</sup> Die Samoaner hielten es für unrecht mit der Wöchnerin zu schlafen, da hierdurch

---

<sup>1)</sup> Ein Brauch, wonach die Frauen während ihrer Menstruation in besondere Häuser gingen, besteht in Samoa nicht. Auch verbietet die Sitte den Geschlechtsverkehr mit einer schwangeren Frau nicht. (Stuebel.)

die Milch derselben schlecht und das Kind elend und schwach wird und nur langsam wächst.

Wenn auch nicht gerade als eine Aberration im sexualpathologischen Sinne, so doch immer als eine Verirrung sexualpsychischen Normalempfindens ist der auf dem australischen Festlande und auf einigen Südsee-Inseln sehr verbreitete Gebrauch anzusehen, der gewöhnlich fälschlich als „gastliche Prostitution“ bezeichnet wird. Mit der Prostitution hat diese Sitte in solange nichts gemein, solange für das Verleihen der Weiber keine materielle Entschädigung verlangt oder genommen wird. Bei der unter den Eingeborenen üblichen, an gewisse Bedingungen geknüpften und vielfach auf Gegenseitigkeit beruhenden Weiberanbietung ist dies auch nicht der Fall. Ich bezeichne daher diesen Gebrauch als Weiberleihe. Erst durch das Dazukommen der Weißen ist das Prostitutionsmerkmal dazu getreten.

Im Gegensatz hierzu sagt Ploß: „Eine vorübergehende Preisgebung der Weiber, für die auch kein Entgelt geleistet wird, kann man mit dem Namen der gastlichen Prostitution bezeichnen.“

Wenn bei dem gleichen Autor gleich nachher folgende Bemerkung Adalbert v. Chamisso's — „Die Keuschheit ist nur nach unseren Satzungen eine Tugend. In einem der Natur näheren Zustande wird das Weib in dieser Hinsicht erst durch den Willen des Mannes gebunden, dessen Besitztum es geworden ist. Der Mensch lebt von der Jagd. Das Weib sorgt für seine Waffen und den Fang: das Weib dient und duldet. Er hat gegen den Fremden keine Pflicht; wo er ihm begegnet, mag er ihn töten und sein Besitztum sich

aneignen. Schenkt er aber dem Fremdling das Leben, so schuldet er ihm fürder, was zum Leben gehört. Das Mahl ist für alle bereitet und der Mann bedarf eines Weibes. Auf einer höheren Stufe wird die Gastfreundschaft zu einer Tugend, und der Hausvater erwartet am Wege den Fremdling und zieht ihn unter sein Zelt oder sein Dach, daß er in seine Wohnung den Segen des Höchsten bringe. Da macht es sich leicht zur Pflicht, ihm sein Weib anzubieten, das dann zu verschmähen eine Beleidigung sein würde. Das sind reine unverderbte Sitten“ — als Belegstelle angeführt wird, so geht die Unrichtigkeit der beanstandeten Bezeichnung noch klarer hervor; denn „Prostitution“ und „reine, unverderbte Sitten“ sind zwei einander vollständig ausschließende Begriffe.

Über die Art und Verbreitung der Weiberleihe wird berichtet:

Bei dem Stamme der Warramunga (Zentral-Australien) herrscht außerdem die Sitte lubras (Gattinnen) denjenigen Männern zu leihen, die ausgesandt werden, die Gebeine einer verstorbenen Person zu der dem Begräbnis vorangehenden Leichenzeremonie einzuholen. Bei dieser Gelegenheit ist es der Vater der gestorbenen Person oder in dessen Abwesenheit irgend ein Stammesvater, der die Weiber verleiht. So lieb bei einer solchen Gelegenheit ein Tjapeltjerimann sein Weib, eine Thakomara, zwei Thapungarti-Männern und einem Tjambin. Sehr oft werden auch die Gebeine eines verstorbenen Mannes durch geheiligte Boten ausgesandt, um andere Gruppen zu Veranstaltungen verschiedener Art zusammenzurufen, und bei dieser Gelegenheit werden nicht nur Weiber an die

Boten verliehen, sondern ein allgemeiner Geschlechtsverkehr findet statt. Bei manchen Stämmen wieder führen die Boten Weiber mit sich und lassen, nachdem sie sich ihrer Botschaft entledigt, die Weiber im Busch, wo diese den Besuch der Männer der Lokalgruppe empfangen. Die Weiber haben dann vollkommen uneingeschränkten Verkehr mit den sie begehrenden Männern, ohne Rücksicht auf die Klasse der sie selbst oder die Männer angehören, allerdings vorausgesetzt, daß diese die Einladung annehmen und auch dem Wunsche der Boten zustimmen. Es kommt auch recht häufig vor, daß Männer, die auszogen, irgend einen zu töten, mit einem Male von der fremden Gruppe, aus der sie einen umbringen wollten, ein Angebot von lubras erhielten. Wurde das Angebot angenommen, so konnte das als sicheres Zeichen gelten, daß der Streit vorüber war, und daß die Rachgierigen nicht mehr auf ihr Vorhaben weiter bestehen. Im Falle der Ablehnung indes war es wieder gewiß, daß sie auch ihre Rache zur Ausführung bringen wollten.

Jedoch nur in Verbindung mit der Zeremonie der Botenaussendung ist solch ein regelloser Geschlechtsverkehr gestattet; unter gewöhnlichen Umständen würde die Tatsache des geschlechtlichen Verkehrs mit einem Weibe, das nicht zu seinen gesetzmäßigen Weibern gehört, für den betreffenden Mann ein schweres Verbrechen sein, das unter gewissen Bedingungen sogar mit dem Tode bestraft wird. Wenn Fremde eine entfernte Gruppe besuchen, so werden ihnen lubras zum Gebrauche offeriert, aber diese müssen zu der Gruppe gehören, die äquivalent derjenigen ist, aus der wieder die lubra der betreffenden Männer ent-



stammt. Dies trifft nicht nur auf nahe bei einander, sondern auch auf entfernt wohnende Stämme zu. Bei allen Stämmen ist eine klare Scheidungslinie gezogen zwischen der Gestattung des Geschlechtsverkehrs von Männern und Weibern einer Gruppe, die sich miteinander verheiraten dürfen, und denen, die es nicht dürfen. (Spencer.)

Bei vielen polynesischen Völkern besteht der Gebrauch der Blutsbrüderschaft, die zwei Männer für Lebenszeit miteinander enge verbindet und auch Gütergemeinschaft mit sich zum Gefolge hat, eine Gütergemeinschaft, die sich auch auf die Ehefrauen erstreckt. Solche Blutsfreundschaften haben nicht selten auch einen erotischen Charakter und sind von homosexuellen Praktiken begleitet. Sagt doch schon F. Müller, daß es bei den Polynesiern „unnatürliche Laster in Hülle und Fülle“ gäbe.

Solche Wahlbrüderschaften wurden auch mit Weißen geschlossen — auch in diesen Fällen teils mit, teils ohne erotische Grundlage. Verschmähte der Weiße aus irgend welchen Gründen das Weib des Wahlbruders, so fühlte sich der Mann gekränkt und beleidigt. Bei den Markesas war es unumgänglich, daß der Gastfreund die Hausfrau angeboten erhielt. Diese Sitte findet sich, wie wir in den folgenden Bänden dieses Werkes sehen werden, auch bei vielen Naturvölkern anderer Zonen und ist auch in Europa zu finden.

Auf Neu-Guinea konnte bereits Kapitän Cook und seine Mannschaft diesen Brauch kennen lernen, bei den Fidschi-Insulanern fand ihn Williams, auf den Admiralitätsinseln Birgham.

Aus allen Berichten geht deutlich hervor, daß es sich um eine Ehrung des Gastes, also im Sinne Chamisso's, und nicht um Prostitution handelt, trotzdem diese Bezeichnung sich fast allgemein eingebürgert zu haben scheint.

Der Unterschied tritt am schärfsten hervor, wenn man bedenkt, daß die Weiberleihe bei vielen Völkern besteht, bei denen der Ehebruch unbedingt mit dem Tode bestraft wurde. Im folgenden Kapitel werden wir eine ganze Anzahl von Völkern wiederfinden, die als Anhänger der Weiberleihe aufgeführt wurden und dabei für den Ehebruch die härtesten Strafen festgesetzt haben.

Es ist notwendig, in der Beurteilung der Geschlechtssitten Unterscheidungen zu treffen, die sogar noch viel subtiler ausfallen müßten und die von Fall zu Fall zu machen ich mir noch für mein bereits erwähntes Werk vorbehalte.

---

## Vierzehntes Kapitel.

# Ehebruch. — Ehescheidung. — Die Witwe.

Voreheliche Unkeuschheit und eheliche Keuschheit. — Das Weib als Eigentum des Mannes. — Die ehelichen Rechte und die ehelichen Pflichten. — Der getäuschte Gatte. — Die Unwirksamkeit der Abschreckungstheorie. — Die Anschauungen der Naturvölker über den Ehebruch. — Moralansichten und Eifersucht. — Blutige Rache. — Die Ehebrecherin als Schießscheibe. — Geld oder Leben. — Geld und die Frau. — Ehebruch und Blutrache. — Die übliche Sühne. — Grausame Vergeltung. — Eine scheußliche Strafe. — Unbezahlbare Ehrenkränkung. — Die Eingeborenen beim Amtsrichter. — Die samoanischen Gesetze. — Der Ehebruch ein todeswürdiges Verbrechen. — Das Nasen- und Ohrenabschneiden. — Das „Ifo“-Machen. — Der samoanische Tugendschutz. — Keuschheitsgürtel und Keuschheitszeichen. — Weiberschlaueit und Keuschheitsschutz. — Die Geschichte von dem großen Kriege und dem großen Krieger. — Die Zwecklosigkeit aller Schutzmaßregeln. — Die Ehescheidung. — Das bürgerliche Gesetzbuch und die Ehefessel. — Ehescheidungen auf der Südsee. — Seltenes Vorkommen der Ehescheidung. — Die Ehescheidung eine Geldfrage. — Der Streit um den Kaufpreis. — Gemütliche Ehescheidungen. — Die Witwe. — Die Leviratehe. — Der Witwen-selbstmord auf den Shortlands-Inseln. — Schluß.

So wenig auch dem Mädchen vor der Ehe in sexueller Hinsicht Beschränkung auferlegt wird, so hat es doch während der Ehe die Treue zu wahren. Der Mann hat das Recht, über seine Ehefrau zu verfügen, er kann sie verkaufen, verschenken und ver-

leihen, all dieses kommt zusammen oder in einzelner Form vor, aber das Weib selbst darf nicht über die eigene Person verfügen. Das ist allerdings ein Zug, der hart erscheint, es auch ist, aber vielfach dadurch Milderung erfährt, daß die Verhältnisse der Frau in ökonomischer Beziehung, wie wir gesehen haben, viel mehr Rechte einräumen, daß sie in sexueller Beziehung, um mich eines populären Ausdruckes zu bedienen, bereits „ihr Leben in vollen Zügen genossen“ hat, bevor sie noch das Ehejoch auf sich genommen, und daß der Ehemann bei den Naturvölkern ebensowenig von allen seinen Rechten Gebrauch macht, wie das Weib alle ihre Pflichten erfüllt. Auch in den zivilisierten Staaten ist der Ehebruch verboten, teils durch das Strafgesetz, teils durch gesellschaftliches Herkommen, aber niemand wird behaupten wollen, daß dies ein Hindernis für „Eheirungen“ sei, wenigstens keines von absoluter Wirksamkeit. Dabei mag auch in Betracht gezogen werden, daß selbst das böse „Tue la!“ töte sie! sich nicht als Abschreckungsmittel bewährt hat.

Schließlich schlägt nicht jeder betrogene Mann sein Weib tot — auch nicht bei den Naturvölkern. Der Grund ist überall der gleiche: der Ehemann ist in der Regel der letzte, der von den Abwegen seiner Frau etwas erfährt.

Im Prinzip jedoch ist der Ehebruch bei allen, oder doch den meisten Naturvölkern ein höchst abscheuliches Verbrechen, das immer mit der strengsten Strafe bedroht ist: mit dem Tode, ja sogar zuweilen mit einem recht martervollem Tode. Und dort, wo noch die ursprünglichen Sitten herrschen und sich namentlich der Einfluß der Weißen noch nicht zu sehr be-

merkbar gemacht hat, geht es auch dem Verführer schlecht. Sein Los ist in den meisten Fällen ein ebenso schlimmes, wenn nicht ein noch schlimmeres, als das der Ehebrecherin.

Über den Ehebruch bei den einzelnen Völkern und der Bestrafung dieses Vergehens liegen recht interessante Mitteilungen vor. Ribbe schreibt über die Shortland-Insulaner:

Die Eingeborenen sind, obgleich von Moral sonst nicht viel bei ihnen zu spüren ist, doch recht eifersüchtig und schlagen ihren Hausfreund und Rivalen, wenn er ihnen Hörner verschafft, bei gegebener Gelegenheit einfach tot. Ribbe erlebte selbst einen solchen Fall. Ein Einwohner von Sanai, Sikeboko mit Namen, hatte eine Liebesaffaire mit einer verheirateten Frau aus Suriei. Bezahlte er nun nicht genug (die Liebe ist hier wie in Europa käuflich) oder war seine Schöne erzürnt, kurz, sie teilte ihrem Ehegatten mit, daß Sikeboko ihr nachstellte. Der Mann sagte weiter nichts und ging in größter Ruhe mit einer Lanze bewaffnet, was übrigens nichts ungewöhnliches ist, da alle Leute der Unsicherheit wegen bewaffnet gehen, nach dem Strande, wo die Leute von Sanai und unter ihnen Sikeboko lagerten. Er zeigte letzterem seine Lanze und fragte, ob er sie kaufen wolle. Sikeboko wollte sich nun die Lanze besehen, in dem Moment jedoch, in dem er sich vorbeugte, um die angepriesene Waffe zu betrachten, erfaßte ihr Besitzer sie mit beiden Händen und bohrte sie mit solcher Kraft fußtief in die Brust seines Rivalen, daß sie abbrach. Danach sprang er unter Heulen und Jubelschreien in den Busch. Natürlich lagen wegen

dieses Mordes die beiden Ortschaften im Streit; offen wird jedoch nicht gekämpft, sondern nur hin und wieder einer der feindlichen Partei hinterlistig umgebracht.

Wenn eine Frau des Ehebruches, der übrigens im Geheimen recht häufig vorkommt, überführt wird, so darf der Mann die Übeltäterin erschlagen. Will er dieses nicht tun, so wird sie an einen Stamm gebunden, und jeder männliche Bewohner hat das Recht, einen Pfeil nach ihr zu schießen. Übersteht sie diese Probe, dann ist sie wieder ehrlich, ihr Mann kann sie, ohne Schaden an seinem Rufe zu leiden, ja, muß sie sogar wieder zu sich nehmen. Wird weder das eine, noch das andere mit der ungetreuen Gattin getan, dann ist und bleibt sie unehrlich. Natürlich kommt es bei der erwähnten Strafe ganz darauf an, ob die Frau beliebt ist oder nicht; im ersteren Falle kommt sie mit einigen leichten Wunden davon, wogegen sie im anderen Falle wohl immer getötet wird, denn 20—30 Pfeilwunden genügen hinreichend, um einen Menschen ins Jenseits zu befördern. In Fauro sah Ribbe eine Frau, die 10 Pfeilwunden an den Schenkeln und Hüften hatte; sie waren gut geheilt und die Ungetreue lebte mit ihrem Manne wieder zusammen.

Die Ehe wird in den von Schnee besuchten Inseln des Bismarck-Archipels unter gewissen Zeremonien (insbesondere scheinbarer Raub der Frauen) geschlossen, und ist tatsächlich meist von Dauer. Doch häufig erreicht sie auch durch Trennung der Eheleute oder dadurch ihr Ende, daß die Frau von einem Liebhaber „gestohlen“ wird, d. h. daß sie mit letzterem zusammen wegläuft oder daß der Ehemann einen Ehe-

bruch seiner Frau konstatiert und sie tötet, oder wieder zu ihrem Onkel zurückschickt und sein Muschelgeld zurückverlangt. Die Eingeborenen sprechen in solchen Fällen von Frauendiebstahl (a nilong na vavine) indem sie dasselbe Wort wie beim Diebstahl von Sachen, z. B. Muschelgeld (a nilong na tabu) gebrauchen. Schnee führt einige für die bezüglichen Verhältnisse charakteristischen Fälle an, die während seines Aufenthalts im Archipel vorkamen.

Ein Eingeborener aus einem Buschdorfe hatte zwei Weiber geheiratet. Ein anderer Kanaker „stahl“ dieselben (notabene alle beide), ließ sie jedoch bei dem Ehemann zurück. Der letztere wartete, nachdem er von dem Ehebruch Kenntnis erhalten hatte, zunächst auf eine Sühnung durch Zahlung von Muschelgeld. Als diese nicht erfolgte, ergriff er seine Keule und schlug beide Frauen tot. Er selbst flüchtete dann in den Busch.

In einem anderen Falle hatten in einem Küstendorfe zwei Eingeborene mit der Frau eines anderen unerlaubten Verkehr gehabt. Der Ehemann einigte sich mit den Verführern dahin, daß dieselben ihm je fünfzehn Fäden Tabu zahlten, behielt aber trotzdem seine Frau.

In einem dritten Fall wohnte ein Kanaker mit der früheren Frau eines anderen zusammen. Letzterer verlangte, daß der Entführer ihm den Kaufpreis zurückerstatte, den er seinerzeit an den Oheim des Weibes bezahlt hatte. Der neue Gatte war zur Zahlung des Kaufpreises bereit, verlangte aber die Anrechnung bereits früher an den ersten Ehemann gezahlter 10 Fäden Tabu, wogegen letzterer behauptete, der Ent-

führer habe diesen Betrag als Sühne für einen früheren unerlaubten Verkehr mit der Frau gegeben und müsse jetzt trotzdem für die Überlassung der Frau den vollen Kaufpreis zahlen.

In den meisten Fällen gibt sich der Ehemann der entführten Frau zufrieden, wenn er den früher für dieselbe gezahlten Kaufpreis erstattet bekommt, bezw. in Fällen von Ehebruch ohne Weglaufen der Frau, wenn er eine angemessene Zahl von Fäden Tabu erhält. Doch wenn nicht rechtzeitig eine Sühne auf diesem Wege erfolgt, so geht er mit Mord gegen den Entführer oder gegen dessen Verwandte oder ev. gegen beliebige Dritte vor. Bei den Kamara steht Mord gegen Mord, der Tod eines Mannes von der einen Familie wird durch Ermordung eines Angehörigen der Familie des Mörders gesühnt, wo schließlich ein Manko vorhanden ist, muß es durch Zahlung von Muschelgeld ausgeglichen werden, widrigenfalls die Familie, auf deren Seite das unausgeglichene Manko ist, beständig erwarten muß, von der Familie, die den ungesühnten Tod eines Angehörigen zu beklagen hat, mit Mord heimgesucht zu werden.

Eheliche Untreue kommt, nach Graf Pfeil, im allgemeinen selten vor, weil sie am Weibe mit Todesstrafe geahndet werden darf. Außerdem ist bei der herrschenden Vielweiberei dem Manne die Möglichkeit der Abwechslung gegeben, mithin die Versuchung ferner gerückt. Das Weib ist ganz Eigentum des Mannes und kann daher beliebig verliehen werden, wozu indessen ihre Einwilligung erforderlich ist. Ein auf diese Weise gepflogener Umgang ist dann nicht als Ehebruch anzusehen. Das Eigentumsrecht des Mannes



über das Weib erstreckt sich soweit, daß er sie sogar töten darf, allerdings hat er in diesem Falle die Rache der Verwandten zu befürchten, doch läßt sich deren Zorn durch richtig angewandte Dosen Dewarra hinlänglich besänftigen.

Auf den Marshalls-Inseln wird Ehebruch am Manne gar nicht, an der Frau aber nur durch Verstoßung bestraft. Auf Tonga, den Sandwichs- und Marquesas-Inseln aber wird der Ehebruch streng geahndet und auf Ponapé (Karolinen) wird er sogar häufig mit dem Tode bestraft.

Trotz der auf den Karolinen dem weiblichen Geschlecht eingeräumten Freiheiten wird die Ehe doch für heilig gehalten, die Frau sorgfältig und eifersüchtig behütet. Obwohl jedes Vergehen seinen ganz bestimmt abgeschätzten Wert in dem landesüblichen Scherbenegelde (bunte Glasscherbe oder Henkel eines alten Topfes) hat, so besitzt ein Palauehemann, wenn er seine Nebenbuhler in flagranti ertappt, das Recht, augenblickliche Sühnung durch Tötung desselben zu nehmen und das angebotene Geld zurückzuweisen, wenn er will.

Dagegen wird auf Deutsch-Neu-Guinea der Ehebruch als eine Unart betrachtet, er findet eine wohlwollende Rüge, wird indessen durch Zahlung von 3 bis 5 Faden Dewarra (Muschelgeld) völlig gesühnt.

Die Strafe, die bisweilen den Ehebrecher und die Ehebrecherin auf Neubritannien trifft, ist nach Danks außerordentlich schwer. Die Frau wird unmittelbar und ohne Barmherzigkeit gespießt. Der Mann jedoch fällt in einen Hinterhalt, der ihm vom Ehegatten und dessen Freunden gelegt ist. Sie fallen über ihn

her, hauen ihn gewaltig mit dem Stock und würgen seinen Hals so stark es ihnen nur möglich ist. Sie lassen ihn dann in furchtbarer Agonie auf dem Wege liegen, wo ihm helfen mag, wer da will. Er spricht nicht mehr. Er schmachtet wenige Tage, während seine Zunge zu großer Dicke anschwillt und er stirbt eines schrecklichen Todes. (Ploß.)

In Zentralaustralien ist die Rache des betrogenen Gatten eine fürchterliche. Gelingt es ihm, seines davongelaufenen Weibes habhaft zu werden, so schlägt er es vorerst mit der Keule nieder und bohrt dann der Unglücklichen die glühend gemachte Spitze des Feuerstockes in die vulva. Man kann sich die entsetzlichen Wunden, die ein solcher Angriff zur Folge hat, vorstellen, und es ist fast unglaublich, daß die Frau dieselben überlebt. Dennoch berichtet Spencer, dem diese Tatsache entnommen ist, daß die Wunden überraschend schnell heilen und die Weiber auch vom Ehebruch nicht abschrecken.

Im allgemeinen aber ist, namentlich seit durch Einfluß der Weißen die Habsucht und Geldgier immer mehr überhand nimmt und die sittlichen Begriffe immer mehr herabmindert, das Verlangen nach materieller Entschädigung für die verletzte „Ehre“ an Stelle einer Leibes- oder gar Lebensstrafe getreten. Aber nicht überall ist dies der Fall und zuweilen besteht der Eingeborene, dem die Gesetze der Weißen einen tätlichen Angriff auf den Beleidiger verwehren, auf eine körperliche Bestrafung des Verführers. Nach Thomson ist Entführung von Weibern in den Busch — eine Beleidigung, die in den alten Tagen durch die Keule gerächt wurde — nun eine Quelle der Sorge. Eine

von den Verwandten des Täters erlegte Buße befriedigt den Beleidigten nicht mehr, der glaubt, seine Ehre würde wieder gereinigt, wenn er den Liebhaber schwitzend bei der Arbeit auf der öffentlichen Straße sehen würde. „Ich entsinne mich, daß ich einmal, als ich bei der Ratsversammlung den Vorschlag machte, für Verführung eine Schadenersatzklage beim Zivilgericht einzubringen, sich keine Stimme für meinen Vorschlag erhob. Man war einstimmig der Ansicht, das bestehende Gesetz bilde einen Damm, ohne den es zu Explosionen kommen würde. Ein Mann, der keinen Geldersatz für seine verletzte Ehre will, findet seine Befriedigung darin, seinen Beleidiger im Gefängnis schmachten zu wissen. Wird ihm diese nicht zu teil, so besteht Gefahr, daß er zur alten Rache und zur Keule zurückgreifen würde.“

Auch in anderer Weise greift der Eingeborene zur Selbsthilfe. Bekommt er die materielle Entschädigung, die er für den Ehebruch, der mit seiner Frau begangen wurde, zu beanspruchen das Recht zu haben glaubt, nicht, so nimmt er sich einfach, was ihm gut dünkt. Originell ist ein Brief, den zwei schon recht „zivilisierte“ Eingeborene von der Nordküste der Gazellehalbinsel an Dr. Schnee richteten:

Luluai (Häuptling)

To Mogoara von Watom beschuldigt fälschlicherweise den To Malurai, den Bruder von uns beiden Unterzeichneten To Urabil und To Puakia, daß er mit dem Weib Ja Tamalua Schlechtes vollführt habe und To Balei, ihr Ehemann, zürnt und nimmt eine dem To Malurai gehörige Kiste und erbricht sie und

hat daraus die uns dreien gehörigen Sachen, 200 Pele (Neumecklenburg-Muschelgeld), 5 dem To Marlai gehörige Stricke, 4 Faden Tabu genommen.

To Urabil. To Puakia.

Betreffs Samoa findet sich bei Stuebel, daß es nur vier schwere Verbrechen gab. Diese hauptsächlichsten Verbrechen waren: 1. Beischlaf mit einer Ehefrau. 2. Beischlaf mit einem Ehemann. 3. Diebstahl. 4. Mord.

Es heißt in den „samoanischen Texten“:

1. Beischlaf mit einer Ehefrau. Strafe ist der Tod. Schläft die Ehefrau eines Häuptlings mit dem Häuptling eines anderen Dorfes und hat der Ehemann eine zahlreiche Familie, so kann es zum Kriege kommen mit der Dorfschaft des Häuptlings, der mit der Ehefrau geschlafen hat. Ist es nicht wohl möglich, daß eine solche Strafe durchgeführt wird, so wird gewartet, bis eine Reisegesellschaft aus dem Dorfe jenes Häuptlings kommt. Auf diese Reisegesellschaft wird losgeschlagen, alles Eigentum und die Kanus derselben werden geraubt und die Menschen übel verwundet. Das ist eine andere Strafe. Ist das Dorf des Häuptlings der Ansicht, daß es keinen Zweck hat, es zu Händeln kommen zu lassen, so machen sich das ganze Dorf des Häuptlings, die Männer, die Tulafala und die Häuptlinge auf den Weg. Ist das Dorf des Häuptlings weit entfernt, so bricht man gegen drei Uhr in der Nacht auf, so daß sie rechtzeitig gegen fünf Uhr morgens auf dem Dorfplatz des Dorfes des Häuptlings, des Mannes der Frau eintreffen, ehe noch die Menschen (dort) erwachen. Sie gehen still und nie-

mand spricht oder hustet, in der Hand tragen sie Feuerholz, Steine, taulu laau<sup>1)</sup>, die lavai heißen. Der schuldige Teil ist mit einer feinen Matte bekleidet. Sie bringen auch eine feine Matte mit, die ie o le malo<sup>2)</sup> heißt, oder ein Kanu, womit sie „ifo“ machen.<sup>3)</sup> Hierauf setzen sie sich auf dem Dorfplatz nieder und beugen ihr Haupt nach vorne nieder. Niemand darf aufrecht sitzen. Sie bleiben in der niedergebeugten Stellung, bis die Sonne aufgeht, manchmal sitzen sie so noch gegen acht Uhr morgens. Ist der Häuptling, der Mann der Frau, hiermit befriedigt, so kommen sie in die Häuser. Ist er nicht befriedigt, so wird die Gesellschaft, die zum ifo-Machen gekommen ist, von den Tulafale, die zu dem Häuptling gehören, vertrieben, die Strafe ist dann nicht (verziehen) gebüßt. Eine andere Strafe ist, daß die Häuser verbrannt werden, alles Eigentum geplündert wird, die Schweine totgeschlagen, die Pflanzungen verwüstet und die Kanus zerschlagen oder weggenommen werden. Handelt es sich aber um die Frauen von gewöhnlichen Leuten (weder

<sup>1)</sup> Grüne Zweige, die mit den heißen Steinen in den Leib der Schweine hineingestopft werden, ehe sie in den Ofen kommen.

<sup>2)</sup> Regierungsmatte, eine Matte, die in dem Verkehr der verschieden Distrikte politischen Zwecken dient. — Solche Matten sind von altersher in Samoa vorhanden, mit besonderem Namen einer jeden, neue können nicht gemacht werden. Schadhaftigkeit ist ohne Belang. Macht ein besiegter Distrikt ifo, so wird er eine oder mehrere ie o le malo den Siegern überbringen. Grobe Verbrechen, wie Mord und Ehebruch, die an sich zum Krieg zwischen zwei Distrikten oder Dörfern führen würden, werden durch Überbringung und Annahme von ie o le malo gesühnt.

<sup>3)</sup> d. i. demütigst um Verzeihung bitten. (Stuebel).

Häuptling noch Tulafale, noch Söhne und nahe Verwandten von solchen), so kommt es zu Händeln und Schlägereien unter den betreffenden Männern. Dieses Gesetz wurde in alten Zeiten streng eingehalten. Nur sehr wenige Menschen ließen sich solche Dinge zuschulden kommen, weil man sich vor dem Tode fürchtete. Es gibt noch andere kleine Strafen, jenes Gesetz hatte neben denselben Geltung. Heute ist es anders. Man übertritt das Gesetz, weil man weiß, daß man nicht mehr getötet wird.<sup>1)</sup>

2. Beischlaf mit einem Ehemann. Schläft ein Frauenzimmer mit einem verheirateten Mann, so ist folgendes die Strafe: Das Frauenzimmer wird von den Frauen der Familie der Ehefrau jenes Mannes geschlagen, so daß sie Löcher in den Kopf bekommt und ihr Körper zerbricht (nicht wörtlich zu nehmen). Eine andere Strafe ist, daß Nase oder Ohren abgeschnitten und weggeworfen werden. Es gibt noch andere hierher gehörige Strafen. Das Gesetz ist in Kraft. Man nennt die Strafe auch „sii le fuá“.<sup>2)</sup> Heutigen Tages kehrt man sich nicht an das Gesetz, denn man weiß, daß Nasen und Ohren nicht mehr abgeschnitten werden.

Eine an die mittelalterliche Sitte oder besser gesagt Unsitte der Keuschheitsgürtel erinnernde Vorsichtsmaßregel besteht in Samoa, die natürlich ihren

---

<sup>1)</sup> Die Frau gilt nicht als schuldiger Teil, auch wenn sie die Veranlassung zum Ehebruche gegeben haben sollte. Würde der Mann sie töten, würde das von der Familie der Frau als Mord angesehen werden und mit Blutrache erwidert werden. Der Mann darf aber die ehebrecherische Frau schlagen und sie ihrer Familie zurückschicken.

<sup>2)</sup> sii = heben, in das Werk setzen, fuá = Verdacht der Untreue.

Zweck genau so wenig erfüllt, als die Vorlegeschlösser der Ritter, über die sich die zeitgenössische Literatur bereits lustig machte.

Als solcher „Keuschheitsschutz“ dient auf Samoa die sogenannte „lega-Farbe“, an sich eine harmlose gelbe Schminke, die zu Bemalungen dient und aus einer Pflanze, der Curcumawurzel, bereitet wird. Ging aber der Ehegatte auf Reisen oder zog er in den Krieg, so bemalte er seine Gattin oder seine Gattinnen mit der Legafarbe, indem er ihnen bestimmte Zeichen auf die Stirne, den Unterleib und in die Achselhöhlen machte. Fand er diese Bemalung nach der Rückkehr unberührt, so schloß er daraus auf die Treue seiner Frauen. Den Ehebrecher aber erkannte man daran, daß er dieselben Zeichen auf dem Leibe trug, denn die gelbe Curcuma-Farbe haftet sehr stark. (Krämer.)

Wie aber listige Männer und Frauen — ich glaube stark, die Idee stammt von einem Weibe — diesen Schutz zu umgehen wußten, zeigt folgende von Stuebel wiedergegebene Erzählung aus der samoanischen Geschichte:

Lange Zeit vor Einführung des Christentums war Samoa von den Tonganern unterjocht, die in Upolu und Savaii herrschten. Es gab damals keine Könige in Samoa. Aus großen Steinen errichtete man in verschiedenen Dörfern Samoas große und starke Wälle, die noch heute zu sehen sind. Damals geschah es, daß man Vorbereitungen für einen großen, Matamatame<sup>1)</sup> genannten, Tanz traf. Zu diesem Tanze kamen sehr viele Tonganer zusammen. Hiervon hörten die Brüder

<sup>1)</sup> Name und Wort für den betreffenden Tanz und Gesang, die besondere Wortbedeutung ist vergessen.

Tuna und Fata in Sagana und begaben sich des nachts, ein jeder mit seiner Keule, nach dem Dorfplatz, wo der eine Bruder seine Keule an der einen Seite, der andere die seine an der anderen Seite begrub. Am nächsten Tage fand der Tanz statt und man sang: „Matamate me, matamate me! Grabe mit deinem Fuße, strecke deine Hand nach unten, damit die Tonganer viele Schläge erhalten!“ Die Tonganer wünschten sehr, den Tanz zu sehen. Die beiden tanzten hierauf nahe an die Stelle, wo sie ihre Keulen vergraben hatten, gruben sie mit den Füßen aus dem Sand, ergriffen dieselben, sobald sie sichtbar wurden, und stürzten sich mit Gewalt auf die tonganische Kriegsmacht und erschlugen sie. Hierauf ging Fata nach der anderen Seite der Insel, führte dort mit den Tonganern Krieg, vertrieb dieselben und tötete viele von ihnen. . . . Tuna aber kam nach dieser Seite und erschlug die hier befindliche Kriegsmacht der Tonganer. Als Tuna mit seinen Leuten nach Mulifanua und Fatuosofia kam, trieb er die Tonganer in ihren Schiffen in das Meer. Der Häuptling Tuitoga hatte mehrere sehr schöne Frauen. Diese Frauen waren unter den Achselhöhlen mit der „Lega“ genannten, gelben Farbe bestrichen, auch hatten sie an der Stirn eine Querbemalung, auch Leistengegend und Nabel waren mit Lega bemalt, um Tuitoga, wenn seine Frauen nackt vor ihm erschienen, als Zeichen (ihrer Aufführung) zu dienen. War die Farbe am Nabel, in der Leistengegend und unter den Achselhöhlen verwischt, so ersah Tuitoga daraus, daß seine Frau mit einem anderen Manne geschlafen hatte. War die Farbe auf der Stirn verwischt, so ersah Tuitoga, daß seine Frau mit einem anderen Manne den



Nasengruß getauscht habe. War dagegen alles unverletzt, so ersah Tuitoga, daß seine Frau von keinem anderen Manne berührt worden war. Als Tuna die Frau des Tuitoga fand, schiefen beide zusammen. Tuna brauchte dabei die List, daß er den Leib der Frau und ihre Leisten mit einem Siapo bedeckte, ehe sie zusammen schiefen. Als er nach dem Beischlaf den Siapo wegnahm, war die Farbe auf den Leisten, dem Nabel und den Achselhöhlen unverletzt. Hierauf wurde die Frau dem Tuitoga an den Strand heruntergebracht, wo er aufrecht auf einem Felsen stand. Als Tuitoga seine Frau entblößte, sah er, daß alle die bemalten Stellen unverletzt waren, und hielt Tuna für einen guten und gerechten Häuptling, da seine Frau ungefährdet zu ihm herabgekommen war. Hierauf sagte er zu Tuna: „Ua malie tau Malietoa (= du kämpfst brav, Malietoa = braver Krieger), und zur rechten Zeit hast du gut und gerecht gehandelt. Ich kehre nach Tonga zurück und unser Krieg soll begraben sein. Wenn Tonganer wiederkommen, werden sie als friedliche Reisende kommen, nicht um Krieg zu führen.“ Das war der Abschied des Tuitoga von Tuna. Tuitoga ging nach Tonga und die Samoaner blieben zurück. Die Abschiedsworte des Tuitoga sind bis zum heutigen Tage wahr geblieben. Tuna war so der erste Malietoa (Savea) geworden.

Die Legafarbe hat zwar, wie man sieht, einen sehr wohltätigen Erfolg gehabt, indem sie einem blutigen Kriege ein Ende bereitete, aber die Keuschheit der Frauen hat sie nicht zu beschützen vermocht, denn: Weiberlist — geht über alles wie ihr wißt . . .

Trotzdem sich die Eingeborenen noch keines

bürgerlichen Gesetzbuches mit tausenden von Paragraphen zu erfreuen haben — lang wird's ohnehin nicht dauern, dann kriegen sie's doch — also auch keine Ehescheidungsparagraphen haben, so sind Ehescheidungen doch viel seltener, als in Ländern, die gewaltsam zwei absolut nicht harmonisierende Menschen zusammenschweißen wollen. Das ist übrigens erklärlich: nur Fesseln schmerzen, und je stärker diese sind, desto peinvoller sind sie und desto größer wird die Sehnsucht nach Befreiung. . . .

Pfeil beobachtete eine ziemliche Verträglichkeit unter den Eheleuten und sind Ehescheidungen nicht gerade häufig, obwohl sie vorkommen. Die Frau darf den Mann nicht verlassen, kann aber von ihm fortgeschickt werden. Obwohl der Gründe viele gefunden werden können, sich einer Frau zu entledigen, so gibt es doch nur einen, der allgemein als stichhaltig angesehen wird. Das ist Dewarradiebstahl seitens der Frau. Läßt sie sich dieses Verbrechens zuschulden kommen, so folgt sofortige Verstoßung, bei der der Mann den für seine Frau gezahlten Kaufpreis zurück erhalten muß. Erfolgt die Scheidung aus anderen Gründen, so erhält der Mann nichts zurück. Solche Gründe sind Unfruchtbarkeit oder Ehebruch. Unfruchtbarkeit ist ein großer Fehler, indem er die Hoffnung zerstört, daß heranwachsende Mädchen da sein, sich an der Sorge für den Haushalt beteiligen und später bei ihrer Verheiratung reiche Dewarraschätze dem Hause zufließen werden. Ein Scheidungsfall erfuhr einst viel Besprechung, bei dem als Grund die durch eine Krankheit herbeigeführte Häßlichkeit der Frau angegeben wurde. In Wirklichkeit aber wollte der

Mann ein junges Weib haben, die er denn auch nahm. Seine erste Frau duldete er niemals in der Nähe seines Hauses, er schlug sie, wenn sie sich zeigte, dagegen suchte er sie zuweilen in ihrer Behausung auf, brachte Geschenke und tändelte mit den Kindern, die stets mit der Mutter gehen, deren Kaste sie auch angehören. Irgendwelche Zeremonie ist mit der Scheidung nicht verbunden.

Bei Auflösung der Ehe, außer dem Fall des „Frauendiebstahls“, entstehen aber oft viele Streitigkeiten wegen der Rückgabe des Kaufpreises. Wenn eine Frau gleich nach Abschluß der Ehe zu ihren Verwandten zurückkehrt oder von dem Gatten als „nicht gut“ zu denselben zurückgeschickt wird, so wird der gezahlte Kaufpreis meist von dem Matuana der Frau zurückgezahlt, wengleich er häufig bei der ungemainen Habsucht, durch die sich die Kanaker kennzeichnen, das geliebte Tabu zurückzuhalten versucht. Schwieriger liegt dagegen der Fall, wenn die Ehe längere Zeit gedauert hat. Der Ehemann, der beispielsweise die Frau ohne ersichtlichen Grund nach zehnjähriger Ehe zu ihren Verwandten zurückschickt, verlangt stets von letzteren vollen Kaufpreis zurück, den er bei Eingehung der Ehe gezahlt hatte, während der Onkel oder sonstige Gewalthaber der Frau die Rückzahlung verweigert oder sich aber zur Erstattung nur eines Teils der Kaufsumme bereit erklärt. Die Erledigung der Sache scheint früher immer von den gegenseitigen Machtverhältnissen abgehangen und bestimmte Rechtsanschauungen scheinen sich im letzt-erwähnten Fall noch nicht gebildet zu haben. (Schnee.)

Auf Samoa wird eine Heirat öfter mehr zum Zwecke der Festlichkeiten und der Geschenke bei dieser Gelegenheit geschlossen. Dann lebt die Frau wahrscheinlich nur einige Tage oder Wochen mit dem Gatten. Mit oder ohne Abschied findet sie bald den Weg ins elterliche Haus zurück. Wenn jedoch ein Paar mehrere Jahre zusammen gelebt hatte und sich zu trennen wünscht, dann tun sie dies, wenn sie in Übereinstimmung handeln, in formeller Weise. Sie besprechen die ganze Angelegenheit kühl, treffen in fairer Weise Verfügungen über die Gütertrennung und das Weib begibt sich zu ihren Verwandten zurück, indem sie etwa vorhandene kleine Kinder mit sich nimmt, schon erwachsenere bei ihrem Vater läßt. Ein Weib konnte früher auf solche Weise nach Hause gehen und sich gänzlich von ihrem Gatten scheiden; solange jedoch der Gatte lebte, durfte sie sich nicht wieder verehelichen. Selbst nach dessen Tode durfte sie nicht wieder heiraten, wenn ihr Mann von hohem Range gewesen, wenn sie nicht die Erlaubnis hierzu von der Familie, mit der sie durch ihre Verheiratung in Verbindung getreten war, erhielt. Wer diese Sitte mißachtete, setzte sich der Gefahr aus, von den Angehörigen dieser Familie getötet zu werden, oder er hatte zumindest eine schwere Buße zu bezahlen. (Turner.)

Solche Frauen wurden dann gewöhnlich Maitressen der Weißen.

Beim Tode des Mannes, der endgültigen Lösung der Ehe, steht das Weib nur in seltenen Fällen allein und schutzlos da. Bei sehr vielen Naturvölkern

herrscht die Leviratsehe, nach der sich der Bruder des Verstorbenen verpflichtet fühlt, die Witwe zu seiner Gattin zu machen. Wo dies nicht der Fall ist, findet das Weib bald einen anderen Mann, falls es nur halbwegs noch rüstig und arbeitsfähig ist. Auf die äußere Schönheit kommt es dabei gar nicht an. Nur alte und arbeitsunfähige Witwen haben ein hartes Schicksal zu erwarten; wenn sich nicht die Verwandtschaft ihrer erbarmt, so könnten sie unter Umständen jämmerlich verhungern. Zum Glück ist jedoch die Natur meist so freigebig, für des Lebens Notdurft zu sorgen.

In Samoa fühlte sich der Bruder eines verstorbenen Gatten meist dazu berufen, dessen Frau als Gattin zu nehmen und von den verwaisten Kindern als Vater angesehen zu werden. War er bereits verheiratet, so pflegte sie nichtsdestoweniger als dessen zweite Gattin mit ihm zu leben. Im Falle, daß mehrere Brüder vorhanden waren, kamen diese überein, welcher von ihnen das Vermächtnis des verstorbenen Bruders anzutreten habe. Der Hauptgrund für diese Sitte war zu verhindern, daß das Weib und ihre Kinder zu ihrer Familie zurückkehren und auf diese Weise Zahl und Einfluß der eigenen verringern würde. Daher, falls kein Bruder da war, bot sich irgend ein anderer Verwandter an und wurde von der Witwe angenommen. Sollte jedoch keiner von solchen mit ihr leben wollen oder zeigte sich von ihrer Seite Widerstreben, so hatte sie in jedem Falle die Freiheit, zu ihren eigenen Freunden wieder heimzukehren. (Turner.)

Eine merkwürdige Sitte, die an die Witwenver-

brennung in Indien erinnert, ist bei den Rubiana-Leuten zu finden. Wenn ein Mann stirbt, so wird seine Witwe, seine Lieblingsfrau, ihm unter hundert Fällen in mindestens achtzig über kurz oder lang freiwillig ins Jenseits nachfolgen. Erhängen, Ersäufen, Ersticken sind die beliebtesten Selbstmordarten, die bei diesem Anlasse zur Anwendung kommen sollen. (Ribbe.)

Junge und noch leidlich hübsche Witwen ergeben sich meist der Prostitution, die ihnen ohne schwere Arbeit reichlichen Lebensunterhalt bietet. Dies ist namentlich bei den Küstenvölkern der Fall, wo der Verkehr mit den Weißen nicht selten als gute Schule dient.

Im übrigen richtet sich das Schicksal der Witwen auch bei den Naturvölkern nach dem Schicksal überhaupt, das sich ja auf der ganzen Erde für jeden Menschen recht wechselvoll gestaltet.

\* \* \*

Somit wäre ich am Schlusse meiner Ausführungen über Australien und Ozeanien angelangt. Wie ich bereits im Vorworte angedeutet habe, ist es mir nicht möglich gewesen, vollkommen erschöpfend mein Thema zu behandeln. Ergänzungen und Verbesserungen müssen weiteren Auflagen vorbehalten bleiben. Zu berücksichtigen wäre indes noch, daß mir aus verschiedenen Ursachen räumliche Grenzen gesteckt waren, die ich nicht allzusehr überschreiten durfte.

Immerhin darf ich wohl annehmen, daß sich aus dem Gegebenen ein genügend anschauliches Bild von

dem behandelten Gegenstande machen läßt, deutlich genug, um es für die entsprechenden Verhältnisse bei den Zivilisationsvölkern zum Vergleich verwenden zu können.

Ob dieser Vergleich zugunsten der Zivilisation ausfallen wird, dies zu beurteilen, überlasse ich meinen Lesern.

---

## Benutzte Quellen.

**A. Bastian:** Der Papua des dunklen Inselreichs. Berlin 1885.

**Max Buchner:** Reise durch den Stillen Ozean. Breslau 1878.

**Havelock Ellis:** Die Gattenwahl beim Menschen mit Rücksicht auf Sinnesphysiologie und allgemeine Biologie. Autorisierte deutsche Ausgabe mit Unterstützung von Dr. E. Jentsch, besorgt von Dr. Hans Kurella. Würzburg 1906. A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch.)

**Havelock Ellis:** Das Geschlechtsgefühl. Eine biologische Studie. Autorisierte deutsche Ausgabe, besorgt von Dr. Hans Kurella. Ebenda. 1903.

**Havelock Ellis:** Geschlechtstrieb und Schamgefühl, Autorisierte Übersetzung von Julia A. Kötscher, unter Redaktion von Dr. med. Max Kötscher. 2. unverbesserte Aufl. Ebenda. 1901.

**A. Glasberg u. a.:** Die Beschneidung in ethnographischer, religiöser und medizinischer Bedeutung. Berlin 1896.

**Globus:** Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Braunschweig 1853 ff.

**B. Guppy:** The Salomon Islands and Their Natives. London 1887.

**B. Hagen:** Unter den Papuas. Wiesbaden 1899.

**Friedrich v. Hellwald:** Völkerkunde. Nürnberg o. J.

**Dr. F. Karsch,** Privatdozent in Berlin: Uranismus oder Päderastie und Tribadie bei den Naturvölkern. Ab-



gedruckt im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“, unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren im Namen des humanitätswissenschaftlichen Komitees von Dr. med. M. Hirschfeld. Leipzig 1901. 3. Jahrgang.

**Stefan v. Kotze:** Aus Papuas Kulturmorgen. Südsee-Erinnerungen. Berlin 1905.

**Augustin Krämer,** Kaiserl. Marinestabsarzt: Die Samoa-Inseln. Stuttgart 1903.

**J. S. Kubary:** Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels. Veröffentlicht im Auftrage der Direktion des Kgl. Museums für Völkerkunde zu Berlin. Unter Mitwirkung von J. D. E. Schmeltz, Konservator am ethnographischen Reichsmuseum in Leiden. Mit 55 Tafeln. Leiden 1895 (1. Heft) (1889).

**Friedrich Müller:** Allgemeine Ethnographie. Wien 1873.

**O. Peschel:** Völkerkunde. Leipzig 1874.

**Joachim Graf Pfeil:** Studien und Beobachtungen aus der Südsee. Braunschweig 1899.

**H. Ploss:** Das Kind im Brauch und Sitte der Völker. Anthropologische Studien. 2. Aufl. Leipzig 1884.

**H. Ploss und Max Bartels:** Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Ebenda. 1905.

**A. E. Pratt:** Two Years among New Guinea Cannibals. A Naturalists Sojourn among the Aborigines of Unexplored New Guinea, by A. E. Pratt, Gill Memorialist, Royal Geographical Society, 1891 Author of „To the Snows of Tibet through China“ etc. With Notes and Observations by his son Henry Pratt, and Appendices on the Scientific Results of the Expedition. London 1906.

**Friedrich Ratzel:** Völkerkunde. 2. Aufl. Leipzig und Wien 1895.

**F. Reinecke:** Samoa. Berlin o. J. (1902.)

**C. Ribbe:** Zwei Jahre unter den Kannibalen der Salomon-Inseln. Dresden 1903.

Walter E. Roth: Ethnological studies among the North West-Central Queensland Aborigines. Brisbane 1897.

Berthold Schidlof: Der Mädchenhandel. Seine Geschichte und sein Wesen. Berlin 1904.

Berthold Schidlof: Die Ehe und ihr Einfluß auf Gesundheit und Lebensdauer. 3. Aufl. Berlin o. J.

Heinrich Schnee: Bilder aus der Südsee. Berlin 1904.

Karl Semper: Die Palau-Inseln. Leipzig 1873.

R. B. Smyth: The Aborigines of Victoria. London 1872.

Baldwin Spencer: The native tribes of Central-Australia. London 1899.

The Northern Tribes of Central-Australia. By Baldwin Spencer, M. A. F. R. S. Sometime Fellow of Lincoln College, Oxford Professor of Biologie in the University of Melbourne and F. J. Gillen, Special Magistrate and Sub-Protector. London 1904.

Königliche Museen zu Berlin. — Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde. IV. Band. 2.—4. Heft. — Inhalt: Samoanische Texte unter Beihilfe von Eingeborenen gesammelt von O. Stuebel. Herausgegeben von F. W. K. Müller. Berlin 1896.

George Taplin: The Narrinyeri. Adelaide 1874.

N. W. Thomas: Kinship Organisations. Cambridge 1906.

Basil Thomson, Governor of Dartmoor: Savage Island. An account of a sojourn in Niué and Tonga. London 1902.

George Turner, L. L. D. of the London Missionary Society: Samoa A Hundred Years Ago and Long Before. Together with Notes on the Cults and Customs of twenty-three other Islands in the Pacific. With a Preface by E. B. Tylor, F. R. S. London, 1884.

Edward B. Tylor, Mitglied der Royal-Society: Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation. Deutsch autorisierte Ausgabe von G. Siebert, Oberlehrer an der Realschule in Wiesbaden. Braunschweig 1883.

**Th. Waitz:** Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859—72.

**Eduard Westermarck:** Geschichte der menschlichen Ehe. Aus dem Engl. von Leopold Katscher und Romulus Grazer, Berlin 1902.

**W. F. H. Zimmermann:** Malerische Länder- und Völkerkunde. Berlin 1894.

---

TOZZER LIBRARY



3 2044 042 061 796

**This book should be returned  
to the Library on or before the  
last date stamped below.  
Please return promptly.**



